AS
182
F82
F8
4th ser
1897

Cornell University Library

BOUGHT WITH THE INCOME
FROM THE
SAGE ENDOWMENT FUND
THE GIFT OF
Henry W. Sage
1891

6896-1

Digitized by Google

The date shows when this volume was taken.
To renew this book copy the call No. and give to the librarian.

HOME USE RULES.

All Books subject to Recall.

Books not used for instruction or research are returnable within 4 weeks.

Volumes of periodicals and of pamphlets are held in the library as much as possible. For special purposes they are given out for a limited time.

Borrowers should not use their library privileges for the benefit of other persons.

Books not needed during recess periods should be returned to the library, or arrangements made for their return during borrower's absence, if wanted.

Books needed by more than one person are held on the reserve list.

Books of special value and gift books, when the giver wishes it, are not allowed to circulate.

Readers are asked to report all cases of books marked or mutilated.

Do not deface books by marks and writing.

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY

3 1924 106 528 734

Berichte

des

Freien Deutschen Hochstiftes

zu

Frankfurt am Main.

Herausgegeben

von

Akademischen Gesamt-Ausschuß.

Neue Folge. Dreizehnter Band.

Jahrgang 1897. Heft 1.

Frankfurt am Main.

[illegible]

Inhalt.

Seite

I Gesamtsitzungen mit Vorträgen.

1 Prof. Dr. M. Koch: Goethe als religiöser Denker 1*—31*

II Berichte aus den Fachabteilungen.

1 Dr. J. Brahen: Das Museum von Cherchel (K.) 1—9

2. Pfarrer Dr. phil. Dechent: Die autobiographische Quelle der Bekenntnisse einer schönen Seele (L.) 10—59

III. Litterarische Mitteilungen.

1 Goethe und der Maler Moritz Oppenheim. Von Dr. Gustav Karpeles 61—73

2. Ein unbekanntes Originalbildnis Goethes. Von Dr. O. Heuer 73—76

IV Bericht des Akademischen Gesamt-Ausschusses 77—85

V Bericht der Goethehaus-Kommission 86—90

VI Einsendungen 91—94

VII. Veränderungen im Mitgliederbestande 95

Kunstbeilage:

Goethe. Tuschzeichnung von Lips 1779.

Berichte

des

Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt a. M.

Dreizehnter Band. Jahrgang 1897.

Berichte

des

Freien Deutschen Hochstiftes

zu

Frankfurt am Main.

Herausgegeben

vom

Akademischen Gesamt-Ausschuß.

Neue Folge. Dreizehnter Band.

Jahrgang 1897.

Frankfurt am Main.

Druck von Gebrüder Knauer.

A.243930

Inhaltsverzeichnis.

Seite

I. Gesamtsitzungen mit Vorträgen:

Prof. Dr. M. Koch: Goethe als religiöser Epiker 1*
Direktor Dr. K. Rehorn: Was bedeutet uns Platen heute? 33*
Prof. Dr. A. Köster: Die Xenien 56*

II. Fachsitzungen (Berichte aus den Akademischen Fachabteilungen mit Angabe der ausführlichen Abhandlungen):

1. Bildkunst und Kunstwissenschaft (K) 1. 105

Dr. J. Ziehen: Das Museum von Cherchel 1
Dr. J. Ziehen: Die Berliner „Mänade" und ihre Ergänzung durch Herrn Carl Rumpf 105

2. Deutsche Sprache und Litteratur (DL) 10. 140. 284

Pfarrer Dr. phil. Dechent: Die autobiographische Quelle der Bekenntnisse einer schönen Seele 10

3. Geschichte (G) 60. 97. 268

Prof. Dr. Oelsner: Der Name des heiligen Bonifatius 97
Dr. Otto Liermann: Larevelliere-Lepeaux, Mitglied des Direktoriums, nach seinen Memoiren 268

4. Sprachwissenschaft (SpW).

a) Alte Sprachen (AS) 59. 112. 215

Prof. Dr. Riese: O. Montelius, La civilisation primitive en Italie depuis l'introduction des métaux . . . 113
C. Blümlein: Zur Geschichte der maccaronischen Poesie 215

Seite

b) Neuere Sprachen (NS) 59. 115. 244

Dr. Junker: Über die Entstehung der großen Männer. Eine Untersuchung auf dem Gebiete der französischen Litteraturgeschichte 115

5. Soziale Wissenschaften (SzW).

a) Jurisprudenz (J) 129. 245

b) Volkswirtschaft (V) 60. 129. 245

Dr. Wilhelm Roth: Auskunftsstellen und Arbeitersekretariate 131

Dr. Hübner: Die freie Arztwahl bei den Krankenkassen 246

Direktor Koßmann: Zur Statistik des Frauenüberschusses in Deutschland 253

6. Mathematik und Naturwissenschaften (N) . . . 60. 139. 285

III. Litterarische Mitteilungen:

1. Goethe und der Maler Moritz Oppenheim. Von Dr. Gustav Karpeles 61

2. Ein unbekanntes Originalbildnis Goethes. Von Dr. O. Heuer 73

3. Neuere Goethe- und Schillerlitteratur XIII. Von Prof. Dr. M. Koch 141

4. Neuere Goethe und Schillerlitteratur XIV. Von Prof. Dr. M. Koch 287

IV. Hochstiftsmitteilungen:

Schubartsche Schenkung, Hochstiftsschriften VII 201

Eröffnung des Goethemuseums und der Bibliothek 344

V. Geschäftlicher Teil:

Bericht des Akademischen Gesamt-Ausschusses für 1895/96 . 77

Bericht der Goethehaus-Kommission für 1895/96 86

Einsendungen, 1. Mai bis 30. September 1896 91

Personalien, 1. Mai bis 30. September 1896 95

Einsendungen, 1. Oktober bis 31. Dezember 1896 208

Personalien, 1. Oktober bis 31. Dezember 1896 211

Einsendungen, 1. Januar bis 30. April 1897 353

Personalien, 1. Januar bis 30. April 1897 357

Seite

VI. Regiſter 359

VII. Kunſtbeilagen:

Goethe. Tuſchzeichnung [von Lips 1779].
Tanzendes Mädchen. Reſtaurations-Verſuch von Carl Rumpf, Frankfurt a. M.
Das Muſeums- und Bibliotheksgebäude des Hochſtiftes (Zeichnung von H. Junker).
Das Frankfurter Goethemuſeum, Innenanſicht (Zeichnung von H. Junker).

Immer, immer nur Er, in jedem Bilde –
der Mann stets,
Dem nicht Einen Schuss die Natur
Zum Gefährten –
Die
Weisheit
Ward dem Hohen zu Theil – und Men-
schenkenntniß dem Kühnen.
22.VIII.94

I. Gesamtsitzungen mit Vorträgen.

1.

Zur Feier von Goethes Geburtstag.

Goethe als religiöser Epiker.

Von Professor Dr. Max Koch aus Breslau.

(30. August 1896.)

Mit Liedestönen haben wir nach gutem altem Hochstiftsbrauch die Feier eingeleitet, die Goethe alljährlich von seiner Geburtsstadt pietätvoll dargebracht wird. Was liegt in solchem Augenblicke näher, als zurückzudenken an jene Geburtstagsfeier vor 81 Jahren, den letzten 28. August, den Goethe am heimischen Mainesstrome verlebte! Auch da begrüßte Musik den Dichter, der auf der Gerbermühle Senator Willemers Gastfreundschaft genoß. Früchte und Blumenkränze, nach der Farbentheorie geordnet, ein von Lorbeeren umschlungener Turban sollten den Sänger der Divanslieder als sinnige Gabe von seiner Suleika erfreuen, und Frau Rosette Städel fügte dem ein Bild Frankfurts, wie die Stadt beim Ausblick von seinem Fenster Goethe vor Augen lag, bei. Des heiteren Lustgewimmels dieses Tages dachte noch der Greis, als er 1831 nach dem letzten Geburtstage, den er überhaupt erleben sollte, „den verehrten achtzehn Frankfurter Festfreunden" dankte, die ihm nach Norden die Fülle vom Main durch ihre Jahresgabe zugewendet hatten. Wenn er aber im vorangegangenen Jahre für den „silbern-reich verzierten Becher" dem Willemerischen Freundeskreise mit der Lehre dankte:

„Sich ans Reine zu gewöhnen
Und im Ächten, Guten, Schönen
Recht uns einzubürgern",

*

ſo liegt für uns darin die Mahnung, uns der Betrachtung von Goethes Leben und Werken zuzuwenden, denn das Ächte, Gute und Schöne, er hielt es im Dichterworte feſt, wie er es in ſich erlebt hatte. So oft man an ſeine großen Hauptwerke wie an die Lyrik von neuem herantritt, wird man auch neue Anregung daraus ſchöpfen. Und wenn man auch allmählich des Leſens der Schriften über Goethe überdrüſſig werden möchte, Goethes Werke werden keinem, der ſie wirklich kennt, erſchöpfbar ſcheinen. Von „Fauſt“, „Wilhelm Meiſter“, „Hermann und Dorothea“, „Wahlverwandtſchaften“ meinte David Fr. Strauß einmal, es wäre billig, ſie jedes Jahr von neuem zu leſen.

Wie ſehr gerade am feſtlichen Tage die Mahnung zu erneuter Beſchäftigung mit dieſen Hauptwerken auch am Platze ſein mag, mehr als ſonſt dürfen wir bei ſolcher Gelegenheit auch für abſeits gelegene Dichtungen Goethes die Teilnahme hoffen und fordern. Denn wenn der große Strom der Goethiſchen Dichtung auch manche minderwertige Ladung mit ſich führt, deren Bergung dem engeren Kreiſe der Goetheforſchung überlaſſen bleiben mag, ſo liegt in ihm doch auch manche ſelten betretene, verſteckte Inſel, die dem ſtaunenden Beſucher wirkliche Schätze enthüllt. Auf einige dieſer abgelegenen, vom gewöhnlichen Leſerzuge nicht beſuchte Inſelchen möchte ich hinleiten, wenn ich von Goethe als religiöſem Epiker ſpreche.

Fürchten Sie indeſſen nicht, daß ich nach ſo vielen Vorgängern noch einmal über Goethes Beziehungen zu Religion und Chriſtentum im allgemeinen oder gar über ſein Verhältnis zu Katholizismus und Proteſtantismus oft Geſagtes zu wiederholen drohe. Als Goethe im November 1801 um ſeine „Gevatterſchaft“ gebeten wurde, gab er ſcherzhaft zu bedenken, wie wenig ſein Zeugnis in der chriſtlichen Kirche bedeuten könne. Allein dies Zeugnis ward in der Folge doch nicht ſelten angerufen, und manche Mühe hat man ſich gegeben, es zur Beſtätigung der eigenen Meinung aus- oder auch dieſe ihm unterzulegen. Wurde doch noch vor kurzem Goethes Iphigeniendichtung von der einen Seite geprieſen, weil in ihr Oreſtes nach dem ſtrengen Lehrbegriffe Luthers nur durch den Glauben ohne Zuhilfenahme guter Werke Sünden-

vergebung erlange. Und andrerſeits wurde eindringlich vor dem Kryptokatholizismus eben derſelben Dichtung gewarnt, da in der Entſühnung des Schuldigen durch die reine Prieſterin die wirkſame Fürbitte der Heiligen und ihrer Verdienſte dargeſtellt ſei. Natürlich hat Goethe nicht entfernt weder an die katholiſche noch an die proteſtantiſche Rechtfertigungslehre gedacht, als er die nur für gläubige Hellenen wichtige Entführung des Kultbildes der Artemis nicht zur Bedingung der Entſühnung des Muttermörders machte, ſondern dieſe als inneren ſeeliſchen Vorgang erfaßte.

Die Frage, ob der treffliche Pfarrer in „Hermann und Dorothea“ Proteſtant oder Katholik ſei, iſt wohl ſchon aufgeworfen worden: im übrigen aber kommen bei Goethes bekannteren epiſchen Werken wie „Hermann und Dorothea“, „Reineke Fuchs“, den er ſelber als „unheilige Weltbibel“ bezeichnet hat, und bei der „Achilleis“, jenem unglücklichen Bruchſtücke künſtlicher Homernachahmung, religiöſe Fragen kaum in Betracht. Daß er als Knabe für religiöſe Epik begeiſtert war, iſt wenigſtens aus der luſtigen in „Dichtung und Wahrheit“ erzählten Geſchichte allbekannt. Gerade als der Herr Rat Goethe raſiert werden ſoll, deklamieren ſich Wolfgang und Kornelia das Zwiegeſpräch Satans und Adramelechs aus dem Klopſtockiſchen „Meſſias“ vor, und die furchtbaren Klagen und Verwünſchungen reißen ſie plötzlich zu lauten Ausrufen hin, ſo daß der erſchrockene Barbier ſein Becken verſchüttet und der Vater einen neuen Grund erhält, die neue reimloſe Poeſie zu verabſcheuen. Allein trotz allen Widerſtandes der gleich dem Herrn Rat an den gereimten Poeten feſthaltenden Gottſchedianer gewinnt die ſeraphiſche Dichtung in den fünfziger und ſechziger Jahren immer mehr Boden. Umſonſt verhöhnt ein ſcharfer, junger Kritiker zu Berlin in einem Beiblatt der Voßiſchen Zeitung die Schar der Nachahmer und übt ſelbſt an den Eingangsverſen des „Meſſias“ eine bitterböſe Kritik. Der Kritiker ſelber, es iſt G. E. Leſſing, überſetzt den Anfang des „Meſſias“ ins Lateiniſche und veröffentlicht 1751 den erſten Geſang eines weitangelegten epiſchen Lehrgedichtes „Die Religion“. Er bediente ſich dabei allerdings der alten Form gereimter Alexandrinerpaare, während Klopſtocks Nachahmer, vor allen Bodmer in Zürich, ihre Patri-

archaden in Hexametern dahinſtrömen ließen. Leſſing frug freilich ſpöttiſch, ob denn dieſe ſchweizeriſchen Hexameter nicht auch Proſa ſeien. Bald tauchten auch wirklich religiöſe Epen in Proſa auf: die Luſt zur religiöſen Epik war eben größer als das ſchwache künſtleriſche Vermögen. In Frankfurt erſchien 1763 Fr. Karl von Moſers „Daniel in der Löwengrube“ in ſechs Proſageſängen. Der ſpätere darmſtädtiſche Miniſter von Moſer gehörte bekanntlich zu dem um Fräulein von Klettenberg geſcharten frommen Kreiſe. Er iſt der Philo in den „Bekenntniſſen einer ſchönen Seele“, die Goethe auf Grundlage der Aufzeichnungen ſeiner mütterlichen Freundin für „Wilhelm Meiſters Lehrjahre“ bearbeitet hat. Durch Fräulein von Klettenberg mußte Moſers Epos natürlich ſofort der Frau Rat und ihren Kindern bekannt werden. Goethe ſpricht in „Dichtung und Wahrheit“ von der großen Wirkung, die Moſers „Daniel“ auf das junge Gemüt ausübte.

Bereits früher hatte ſich der Knabe ſelbſtändig an bibliſchen Stoffen verſucht. Als der Königsleutnant Graf Thorane die Frankfurter Maler im Hauſe auf dem Hirſchgraben beſchäftigte, beſchrieb Goethe in einem umſtändlichen Aufſatze „zwölf Bilder, welche die Geſchichte Joſefs darſtellen ſollten“. Einige dieſer von Seekatz oder Joh. Gg. Trautmann ausgeführten Bilder, Joſef ſeine erſten Träume erzählend, als Regent Getreide verkaufend und ſeine Befreiung aus dem Kerker, ſind in der vorjährigen Ausſtellung des Hochſtifts wieder zum Vorſchein gekommen.[1]) Goethe erzählt, daß er gerne die ganze Geſchichte Joſefs epiſch bearbeitet hätte, wie dies vor ihm ſchon von Bodmer und Wieland in kleineren Patriarchaden („Jakob und Joſef“ 1751 und erweitert 1754; „Joſef und Zulika“ 1753) geſchehen war. Bodmer hatte neben der epiſchen auch ſogar eine neue dramatiſche Bearbeitung des Stoffes unternommen, der ſchon im 16. Jahrhundert ſo viele Verfaſſer bibliſcher Komödien angelockt hatte. Goethe war jedoch bei der Bearbeitung eines ſolchen Patriarchenthemas in Ver-

[1]) Nr. 300 und 301 in dem Ausſtellungskatalog (1895) „Goethe in ſeinen Beziehungen zu Frankfurt“; zu Nr. 302 vgl. Goethejahrbuch XVII, S. 201: Frankfurter Maler im Goethehauſe zu Frankfurt a. M. von Veit Valentin, S. 195—206.

legenheit. Die alten Alexandriner waren bei dem Fortschritte der litterarischen Anschauungen gerade für diese Stoffe unmöglich. Hexameter, wie sie der junge Schiller 1773 unbedenklich für seine Nachahmung Klopstocks in einem Epos „Moses" wählte[2]), mochten dem Knaben ein zu schwieriges und bei der Abneigung des Vaters gegen alle reimlose Poesie auch undankbares Wagnis dünken. Da mußte ihm nun Mosers Verwendung der Prosa als ein sehr erwünschtes Auskunftsmittel erscheinen, und mit aller Gewalt legte er sich auf die Bearbeitung. „Nun suchte ich," erzählt er in seinen Erinnerungen[3]), „die Charaktere zu sondern und auszumalen und durch Einschaltung von Inzidenzien und Episoden die alte einfache Geschichte zu einem neuen und selbständigen Werke zu machen. Ich vergegenwärtigte mir alle Begebenheiten bis ins kleinste Detail und erzählte sie mir der Reihe nach auf das Genaueste." Wie der gereifte Mann und Dichter diese biblischen Begebenheiten geschichtsphilosophisch und poetisch zugleich anschaulich zu machen wußte, zeigt der Abriß der Patriarchengeschichte, den wir jetzt im vierten Buche von „Dichtung und Wahrheit" als Einleitung zum Bericht über jenes verloren gegangene Jugendepos lesen. Aber auch in der Einbildungskraft des Knaben hatten die hebräischen Studien eine lebhaftere Vorstellung des gelobten Landes hervorgebracht, „seiner Umgebung und Nachbarschaft, sowie von den Völkern und Ereignissen, welche jenen Fleck der Erde durch Jahr-

---

[2]) Ich darf bei Erwähnung eines verschollenen Epos über Moses wohl auf die neueste, tiefernste und gewaltige epische Darstellung des israelitischen Führers und seine Thaten hinweisen, auf Heinrich Harts „Mose", der den dritten Band seines großartig angelegten Epos „das Lied der Menschheit" bildet. Großenhain und Leipzig, Verlag von Baumert & Ronge, 1896.

[3]) Auf Grund der Leipziger Briefe an Kornelia hat Geiger (Goethejahrbuch VII, 150) die Entstehung des Josefs ins Jahr 1762, also vor Erscheinen des Moserischen Daniels, verlegt. Ich folge dagegen Düntzer, der trotz seiner sonstigen Neigung, Goethes Angaben zu mißtrauen, doch hier für die Richtigkeit von Goethes Darstellung eintritt (Kürschners Nationallitteratur, Bd. 98, S. 173). Es verdient vielleicht Erwähnung, daß Goethe noch in seinen letzten Jahren (etwa 1827) das Bild des Propheten in der Löwengrube dichterisch festgehalten und ausgeschmückt hat in dem Liede des Knaben, der in der „Novelle" durch seinen Gesang den entflohenen Löwen wieder in den Käfig zurückleitet.

hunderte hindurch verherrlichten". Uns ist jene spätere Betrachtung der biblischen Patriarchenzeit, zu der noch ergänzend die jahrelang erwogene Abhandlung „Israel in der Wüste" aus den Noten zum „West-östlichen Divan" hinzukommt, ein reicher Ersatz für das verbrannte Epos von Josef, das von solcher Ideentiefe natürlich weit entfernt gewesen sein muß. „Die Einfalt des Kindes", spottete der aufgeklärte Leipziger Student, habe das erbauliche Buch geschaffen, in dem Josef nichts zu thun hätte als zu beten. Wenige Jahre nachdem der Josef zur Welt gekommen, wanderte er mit anderen dichterischen Jugendsünden ins Feuer. Von diesen Sünden waren der „Belsazar", von dem uns ja noch einige Szenen erhalten geblieben sind, und „der Thronfolger Pharaos" Trauerspiele. Dagegen scheinen „Isabel", „Ruth", „Selima" zu den epischen Prosadichtungen gehört zu haben, die mit dem Josef zusammen zur Freude des Vaters einen ganz artigen Quartband füllten. Für das Buch Ruth, „das lieblichste kleine Ganze, das uns episch und idyllisch überliefert worden", hegte noch der Dichter des Divans besondere Vorliebe. Das „Hohe Lied", das er in den Divansnoten mit dem Buche Ruth zusammen nennt, hat Goethe 1775 in Prosa übersetzt.[4]) Im Verlaufe seiner westöstlichen Studien sollte ihm auch die Geschichte vom ägyptischen Josef noch einmal nahe treten. Im Koran lernte er den allzu frommen Helden seines biblischen Jugendepos als einen der sechs gefeierten großen orientalischen Liebeshelden kennen. Und Jussuf und Suleika[5]) finden wir denn auch im Divan im Buch der Liebe, des Paradieses und im Buch Suleika als Musterliebende gepriesen.

Von den alttestamentlichen Epen des Knaben Goethe ist uns nichts erhalten. Aber vor seiner Abreise nach Leipzig schrieb er

---

[4]) G. von Loeper, Briefe Goethes an Sophie von La Roche und Bettina Brentano nebst dichterischen Beilagen. Berlin 1879.

[5]) Firdussis romantisches Heldengedicht „Jussuf und Suleicha" (aus dem Persischen zum ersten Male übertragen von Ottokar Schlechta-Wssehrd. Wien 1889) war damals noch nicht als Firdussis Eigentum und in Europa überhaupt kaum bekannt; vgl. Graf Schack „Pandora", Stuttgart 1890, S. 205 f. Die orientalische Sage selbst aber hatte schon Bodmer gekannt und in seiner Weise bearbeitet.

am 30. September ins Stammbuch ſeiner Mutter die frommen Reime:

Das iſt mein Leib, nehmt hin und eſſet.
Das iſt mein Blut, nehmt hin und trinckt.
Auf daß ihr, meiner nicht vergeſſet,
Auf daß nicht euer Glaube ſinckt.
Bey dieſem Wein, bey dieſem Brod,
Erinnert euch an meinen Tod.

Und aus dem gleichen Jahre 1765 iſt uns ein epiſch-rhetoriſches Gedicht religiöſen Inhalts, das älteſte aller erhaltenen Goethiſchen Gedichte, überliefert: „Poetiſche Gedanken über die Höllenfahrt Jeſu Chriſt, auf Verlangen entworfen.“ Schon zwei Jahre ſpäter hätte er toll darüber werden mögen, daß man die Höllenfahrt mit dem J. W. G. in einer vermaledeyten Frankfurter Wochenſchrift („Die Sichtbaren“ vom 4. Mai 1766) veröffentlichte, und erſt nach ſeinem Tode wurde ſie wieder abgedruckt (1836 in der Quartausgabe). So wenig äſthetiſchen Wert nun das Gedicht auch beſitzt, ſo entbehrt es doch nicht eines beſonderen Intereſſes.

In Goethes angeheiratetem Oheim, dem Pfarrer Starck, vermutet man den, auf deſſen „Verlangen“ die ſechzehn Strophen entworfen wurden. Ich möchte die weitere Vermutung ausſprechen, daß wir in dem Gedichte den Nachklang einer Predigt vor uns haben, wie Goethe in der That ein Jahr lang die Sonntagspredigten des Seniors Freſenius aus dem Gedächtniſſe nachſchrieb. Der ſechzehnte Geſang von Klopſtocks „Meſſias“, den man zunächſt zur Vergleichung heranziehen möchte, da in ihm die Höllenfahrt des Gottmenſchen und die Strafe der gefallenen Engel — ſie werden in Totengerippe verwandelt — geſchildert wird, iſt erſt 1773 erſchienen. Nicht Klopſtocks Epos, ſondern ſeines Freundes, des däniſchen Hofpredigers Joh. Andreas Cramers gereimte Oden „Der Erlöſer“ und „Das jüngſte Gericht“ ſind für Stil und Strophenbau des Goethiſchen Gedichtes vorbildlich geweſen. Die ſtrenge Auffaſſung des proteſtantiſchen Lehrbegriffes in den „Gedanken“ iſt ſchon Goethes Sekretär Riemer aufgefallen. Sie tritt noch ſtärker hervor, wenn wir uns der früheren dichteriſchen Bearbeitungen der aus dem Nikodemus-Evangelium ſtammenden Sage

erinnern. In allen Oſter- und den meiſten Paſſionsſpielen des Mittelalters erzittern die Teufel vor dem Rufe: Machet auf das Höllenthor, Der König der Ehren ſtehet davor. Selbſt noch bei Klopſtock „klingen die Riegel hinab und die Angeln ins ewige Grab", wenn Jeſus ſich der Höllenpforte naht. Für die katholiſchen mittelalterlichen Spiele war dabei das Hauptziel die Befreiung der in der Vorhölle gefangenen Seelen der bisher verſtorbenen Gerechten. Wie dann die Teufel die leer gewordene Hölle wieder zu füllen ſuchen, das eröffnete einen willkommenen Anlaß zur Satire gegen alle Stände vom Biſchof bis zum Bäcker und Müller. Klopſtock hatte dagegen den Seelen der Vorväter die Sonne zum Wohnſitze angewieſen, läßt die Seelen dann jedoch an ihre Gräber eilen, damit der Gottmenſch ſie erwecken und erlöſen könne. Bei Goethe iſt von ſolcher Erlöſung überhaupt nicht die Rede. Er ſchließt ſich enge der proteſtantiſchen Dogmatik an, der zufolge Jeſus ſchon vor der Auferſtehung im Paradieſe weilt (bei Klopſtock im Allerheiligſten des Tempels und auf dem Berge Tabor: 11. Geſang) und unmittelbar von dort aus den Descensus ad Inferos ausführt, nur um „ſchreckliches Gericht" an den gefallenen Engeln zu üben.[6]) Als dem alten Goethe 1830 (Geſpräch mit Eckermann und Riemer vom 17. März) ſeine Jugendarbeit wieder vor Augen kam, meinte er launig: „Das Gedicht iſt voll orthodoxer Borniertheit und wird mir als herrlicher Paß in den Himmel dienen."

In „Dichtung und Wahrheit" ſchließt Goethe den Bericht über ſeine jugendlichen Verſuche im bibliſchen Epos mit dem Urteil: „Ich bedachte nicht, was freilich die Jugend nicht bedenken kann, daß hiezu ein Gehalt nötig ſei und daß dieſer uns nur durch das Gewahrwerden der Erfahrung ſelbſt entſpringen könne." Äußere Erlebniſſe und innere Erfahrung waren ihm zu teil geworden, als er wieder zur epiſchen Behandlung religiöſer Stoffe ſchritt im „ewigen Juden" und den „Geheimniſſen".

---

[6]) Herr Geh. Konſiſtorialrat Guſtav Kawerau war ſo freundlich, mich aufmerkſam zu machen, daß wenige Jahre vor Goethes Dichtung, 1762, die 2. Auflage von Dietelmayrs „Historia dogmatis de descensu Christi" erſchien. Das Nikodemusevangelium ſelbſt erſchien in Konſtantin v. Tiſchendorfs Ausgabe der „Evangelia apocrypha", 2. Aufl. Leipzig 1876.

Am Charfreitag 1770 ſchrieb er von Straßburg aus an ſeinen einſtigen Leipziger Hausgenoſſen, den armen Theologieſtudenten Joh. Chr. Limprecht: „Wie ich war, ſo bin ich noch, nur daß ich mit unſerem Herre Gott etwas beſſer ſtehe und mit ſeinem lieben Sohn Jeſu Chriſto. Daraus folgt denn, daß ich auch etwas klüger bin und erfahren habe, was das heißt: Die Furcht des Herrn iſt der Weisheit Anfang.“ Und wenige Tage ſpäter fügte er noch bei: „Ich bin anders, viel anders (als in Leipzig), dafür danke ich meinem Heilande; daß ich nicht bin, was ich ſein ſollte, dafür danke ich auch. Luther ſagt: ‚Ich fürchte mich mehr für meinen guten Werken als für meinen Sünden.‘ Und wenn man jung iſt, iſt man nichts ganz.“ Daß ich nicht bin, was ich ſein ſollte!, das heißt, er fühlt ſich in voller Weiterentwickelung noch begriffen, einer reichen Zukunft entgegengehend. Das Fauſtiſche Leitmotiv: Wer immer ſtrebend ſich bemüht, tönt uns auch aus dieſer Briefſtelle vernehmlich entgegen.

Der Leipziger Student hatte, ohne ſich um religiöſe Fragen zu bekümmern, ein ziemlich leichtſinniges Leben geführt, das ſeine Geſundheit zerrüttete. Als er krank darniederlag, trat ihm ſein Stubennachbar Limprecht mit frommen Tröſtungen nahe. Nach der Rückkehr in die Vaterſtadt ſchloß ſich der Kränkelnde und langſam Geneſende innig an Fräulein von Klettenberg, die ſchöne Seele, an. Sie führte ihn in die pietiſtiſchen Kreiſe ein, Herrenhuter Gemeinden wurden beſucht. Er ward ſo mit den verſchiedenen religiöſen Richtungen und Sekten vertraut, die er dann im „ewigen Juden“ humorvoll ſchon in vorchriſtlicher Zeit als vorhanden annimmt, denn ſein herzfrommer Ahasver war

Zur gar verdorbnen Kirchenzeit
Halb Eſſener, halb Methodiſt,
Herrnhuter, mehr Separatiſt;
Denn er hielt viel auf Kreuz und Qual.
Genug, er war Original,
Und aus Originalität
Er andern Narren gleichen thät.

Auch in Straßburg wandte ſich Goethe im Anfange ſtark an die frommen Leute. Aber nicht nur konnte ſeine Lebhaftigkeit es nicht

mit der Langeweile der frommen Leute aushalten, die mit der erſten Religionsempfindung auch den erſten vernünftigen Gedanken dachten; er nahm vor allem daran Anſtoß, wie dieſe Frommen die Sache ihrer Grillen und die Sache Gottes vermiſchten: „Die Vorliebe für unſre eignen Empfindungen und Meinungen, die Eitelkeit, eines jeden Naſen dahin drehen zu wollen, wohin unſere gewachſen iſt.“

Mit dieſem Bekenntnis ſtehen wir ſchon ganz beim ewigen Juden des Goethiſchen Epos. Der wohlwollende Jeruſalemer Schuſter — Goethe nennt ihn geradezu einen Handwerksgenoſſen Hans Sachſens mit deſſen Geiſt und Humor beſtens ausgeſtattet — hat eine beſondere Neigung zu dem Herrn gefaßt, die ſich aber hauptſächlich dadurch äußert, „daß er den hohen Mann, deſſen Sinn er nicht faßte, zu ſeiner eignen Denk- und Handelsweiſe bekehren wollte.[7]) Suchte dagegen der Herr ihn von ſeinen höheren Anſichten und Zwecken ſinnbildlich zu belehren, ſo wollte dies bei dem derben Manne nicht fruchten.“ Goethe ſagt von dieſen Geſprächen des Herrn mit dem Schuſter, ſie ſeien auf ſokratiſche Weiſe geführt worden. Wir dürfen uns dabei erinnern, daß Goethe um die Jahreswende 1771/72 Leben und Tod des philoſophiſchen Heldengeiſtes Sokrates dramatiſieren wollte. „Den göttlichen Beruf zum Lehrer der Menſchen, die ἐξουσίαν des μετανοεῖτε, die Menge, die gafft, die wenigen denen Ohren ſind zu hören, das phariſäiſche Philiſtertum der Meliten und Anyten, die Urſache nicht, die Verhältniſſe nur der Gravitation und endlichen Übergewichts der Nichtswürdigkeit“ wollte er „zum Gefühl entwickeln“. Dieſe Charakteriſtik würde ebenſo Wort für Wort auf den erſten Teil des geplanten ewigen Juden paſſen. Der Aus-

[7]) Eben dieſe Übereinſtimmung zwiſchen dem Straßburger Briefe und der Charakteriſtik in „Dichtung und Wahrheit“ beweiſt, daß wenigſtens in dieſem Teile des Planes Goethe von ſeiner Erinnerung gut geleitet war, und giebt uns ein Recht, auch im übrigen mehr alte als neue Erfindung annehmen zu dürfen. In den Hochſtiftsberichten hat bereits II, 341 Karl Rehorn über die Sage und Goethes Gedicht gehandelt. Zu der in Goedekes Grundriß IV², 645 angeführten Litteratur kommt jetzt noch hinzu: Düntzer „Über Goethes Bruchſtücke des Gedichtes ‚der ewige Jude‘“, Zeitſchr. für deutſche Philologie XXV, 289—303.

druck μετανοεῖτε ist zudem Matthäus III, 2 entnommen. Als der leidende Heiland mit dem Kreuze beladen an der Schusterwerkstätte vorbeizieht, macht ihm Ahasverus heftige Vorwürfe, daß er seinem wohlmeinenden Rate nicht gefolgt sei, und der Herr antwortet dem hartverständigen Menschen mit dem Richtspruche: „Du wandelst auf Erden, bis du mich in dieser Gestalt wieder erblickst."

In dem Gegensatze zwischen dem Herrn und dem Juden hat Goethe also eine ganz persönliche Erfahrung zur Darstellung gebracht, die der geistig überlegene junge Dichter mit den Frommen gemacht hatte. Natürlich war auch für Goethes Epos der Ausgangspunkt das alte, um die Wende des 16. zum 17. Jahrhundert entstandene Volksbuch vom Juden Ahasver, das er mit der ganzen Sippe jener schätzbaren Überreste der Mittelzeit schon als Kind verschlungen hatte. Ungefähr gleichzeitig mit Goethe hat Schubert, später haben Achim v. Arnim, Hauff, Beranger, Lenau, Eugen Sue, Dupont, Mosen, Hamerling u. a., ganz neuerdings noch Haushofer, Lepsius und — invitis Musis — Weingartner den sagenhaften Wanderer des Volksbuches zum Helden eigener Dichtungen gemacht. Goethes epischer Entwurf steht der Überlieferung vom ewigen Juden weit selbständiger gegenüber als sein Faust dem Volksdrama und dem Puppenspiel. Mit Faust, Prometheus und Mahomet, den drei großen dramatischen Plänen der Frankfurter Zeit, ist aber sein Epos vom ewigen Juden, als dessen wahrscheinliche Entstehungszeit der Sommer 1774 gilt, zusammenzuhalten. Mit den beiden letzten teilte es leider auch das Schicksal, Bruchstück zu bleiben, obwohl Goethe noch in Rom die Arbeit an „dem großen Gedicht der Ankunft des Herrn oder dem ewigen Juden" aufs neue in Angriff genommen hat und noch 1808 mit Riemer von einem Gedicht „Maran Atha oder der Herr kommt" sprach, das jedoch wahrscheinlich nicht unmittelbar mit dem Jugendgedichte zusammenhängt. Der geplante Titel erinnert an Herders Buch über die Offenbarung Johannis von 1779: „Maran Atha. Das Buch von der Zukunft des Herrn." [8])

[8]) Mit Lavaters Pseudoepos „Jesus Messias oder die Zukunft des Herrn" von 1780, das nur eine Umschreibung der Apokalypse in Hexameter ist, hat Goethes Plan gar nichts gemein.

Wenn man schon bisher aus den Gedankenstrichen und aus Goethes Angabe: „der Anfang, zerstreute Stellen und der Schluß waren geschrieben" hätte folgern sollen, daß er wirklich mehr ausgeführt habe, als nach seinem Tode in der Quartausgabe von 1836 bekannt gemacht wurde, so haben wir jetzt in einem neu entdeckten Berichte Böttigers an Fr. Aug. Wolf ein weiteres Zeugnis dafür erhalten. Wieland erzählte Böttiger (3. Mai 1795), daß Goethe ganze Gedichte im Kopfe ausarbeitete, ehe er sie diktierte. „Er rezitierte [nach seinem Eintritt in Weimar] ein langes aus mehreren Gesängen bestehendes Gedicht in Knittelversen, denen er durch seine Deklamation alles Widrige zu nehmen und Salz und Würze zu geben wußte: der ewige Jude benannt. Es war eine mit der unschuldigsten Miene giftig persiflierende Christeis, worinnen Jesus und seine Jünger gewaltig mitgenommen wurden. Der Herzog, der ganz verliebt in dies Bänkelsängerstück war, ließ es Goethen oft und unter ganz verschiedenen Umständen rezitieren, und nie verfehlte der Dichter eine Sylbe."

Wie, eine Persiflage auf die christliche Heilsgeschichte? Nun ja, so etwas blieb ja zu erwarten bei einem Versuche, den großen Heiden Goethe zum religiösen Epiker zu stempeln! Der Vorwurf wäre nach dem Anhören von Wielands Aussage ziemlich naheliegend, wenn ich ihn auch aus diesem Kreise nicht zu befürchten brauche. Der Abschnitt „Der Vater saß auf seinem Thron, Da rief er seinem lieben Sohn" beginnt wirklich in dem derb burschikosen Tone der Geniezeit. Und wie das eine veröffentlichte Bruchstück die protestantischen Geistlichen,

> Die nur in allem Grund der Sachen
> Mehr schwätzen, weniger Grimassen machen,

nicht zum Besten behandelt, so mag in einem andern mancher Hieb auf die weltlich gesinnten Apostel selbst gefallen sein. Goethe hat sich 1774 an Hans Sachsens Schwank von St. Peter mit der Geiß belustigt, wie er noch 1797 die „Legende" dichtete:

> Als noch, verkannt und sehr gering,
> Unser Herr auf der Erde ging
> Und viele Jünger sich zu ihm fanden,
> Die sehr selten sein Wort verstanden.

Er mochte ſich dafür und für die herrſchſüchtigen Gedanken der Jünger auf Matthäi XX, 21—26 berufen. Aber er hat dieſe weltliche Herrſchluſt der Jünger auch als ein ernſtes Motiv gewaltig zu verwerten gewußt.

In E. Geibels geſammelten Werken ſteht ein großartiger Monolog „Judas Iſcharioth", eine der bedeutendſten und darum auch am wenigſten gekannten Dichtungen Geibels. Die pſychologiſche Frage, wie iſt der auserwählte Apoſtel zum Verräter geworden, hatte Klopſtock mehr umgangen, als zu löſen geſucht, wenn er den Schlafenden durch die Mitteilung des Satans aufregt, er werde ein kleineres und ſchlechteres Königreich als die übrigen Jünger erhalten. Geibels Judas iſt der glühende Patriot,[9]) der durch ſein unerhörtes Wagnis den Meſſias zwingen will, die Maske abzuwerfen und der auserwählten Stämme Königreich wieder herzuſtellen. Geibel hat dies Motiv, das auch in der Einleitungsſzene und der letzten Unterredung zwiſchen Petrus und Judas von Richard Wagners herrlichem Dramenentwurfe „Jeſus von Nazareth" (1848) Verwertung findet, mit unheimlicher Großheit in Judas' Rede entwickelt: aber ſeine Erfindung gehört Goethe zu. In ſeinem Epos ſollte Judas nach dem Verrate verzweifelnd in Ahasvers Werkſtätte kommen und ihm alles erzählen. Was der ordnungsliebende Ahasver fürchtete und verabſcheute, Chriſtus könne ſich bei Aufſtänden, die durch ſeine Lehren und Wunder entſtehen müßten, als Regent und Parteihaupt erklären, das gerade hätten die Jünger (bei Wagner Barrabas und Judas) gewollt. Judas aber „habe das bisher unüberwindliche Zaudern des Herrn mit Gewalt zur That nötigen wollen und

---

[9]) Dieſen Zug weiſt Judas auch in einem neueren, im übrigen nichts weniger als empfehlenswerten hiſtoriſchen Trauerſpiele, dem „Rabbi Jeſua" von Otto Krauſe (2. Aufl., Leipzig 1895) auf. Dagegen hat Chr. v. Ehrenfels in den beiden letzten Teilen ſeiner warm empfundenen bedeutenden Tetralogie „Der Kampf des Prometheus" („Allegoriſche Dramen" Wien 1895) Satan ſelbſt von Anfang an die Maske des Judas annehmen laſſen und macht ſeinen Judas-Satan dem entſprechend auch zum Anführer der Kriegsknechte bei der Kreuzigung. In Felix Weingartners hohl bombaſtiſchem Myſterium „Die Erlöſung" (Kiel 1895) iſt dagegen Judas mit Kain und Ahasverus ſelber identiſch; auch bei Weingartner findet ſich der Zug, daß Judas erſt von Jeſus abfällt, als ſeine Hoffnung auf eine politiſche Erhebung und Befreiung getäuſcht iſt.

deswegen die Prieſterſchaft zu Thätlichkeiten aufgereizt, welche auch dieſe bisher nicht gewagt. Von der Jünger Seite ſei man auch nicht unbewaffnet geweſen, und wahrſcheinlicher Weiſe wäre alles gut abgelaufen, wenn der Herr ſich nicht ſelbſt ergeben und ſie in den traurigſten Zuſtänden zurückgelaſſen hätte.“ Man kann ſich kaum enthalten, dieſe Auffaſſung des Dichters mit manchen Sätzen in Renans Leben Jeſus zuſammenzuſtellen. Wenn aber Wieland ſich vor allem der burlesken Stellen erinnert, ſo ſind wir ſchon nach dieſer Motivierung vom Verrate des Judas wohl berechtigt, ernſtlich von Goethe als religiöſem Epiker zu ſprechen. Wenn er jedoch ſelber ſo in die Reihe der Meſſiaden-dichter neben Klopſtock und dem altſächſiſchen Helianddichter eintritt, ſo begreifen wir andrerſeits, daß gerade er, der eine ſelbſtändige Geſtaltung des bibliſchen Stoffes im Kopfe trug, von den fort-während neuen dichteriſchen Umſchreibungen des Bibeltextes wenig erbaut ſein konnte. In Lavaters religioſes Drama „Abraham und Iſaak“ hatte er 1776 einen Würzruch ſeines eignen Fäßleins hier und da dreindämpfen laſſen, obwohl er ſich keine Vorſtellung von der Dramatiſierung dieſes Stoffes machen konnte. Aber nach Empfang von Lavaters „Pontius Pilatus“ meinte er (6. April 1782): „Die Geſchichte von dem guten Jeſus hab ich nun ſo ſatt, daß ich ſie von keinem als allenfalls von ihm ſelber hören mögte.“ Und nach einigem Nachdenken reiht er daran ein allgemeines Be-denken gegen die poetiſche Behandlung religiöſer Erſcheinungen. „Wenn unſer einer ſeine Eigenheiten und Albernheiten einem Helden aufflickt, und nennt ihn Werther, Egmont, Taſſo wie du willſt, giebt es aber am Ende für nichts als was es iſt, ſo gehts hin und das Publikum nimmt inſofern Anteil dran als die Exiſtenz des Verfaſſers reich oder arm, merkwürdig oder ſchal iſt, und das Mährgen bleibt auf ſich beruhen. Nun findet Haus Kaspar dieſe Methode allerliebſt, und flickt ſeinem Chriſtus auch ſo einen Küttel zuſammen und knüpft aller Menſchen Geburt und Grab, A und O, und Heil und Seeligkeit dran, da wird's abgeſchmackt, dünkt mich, und unerträglich. In allen ſolchen Kompoſitionen muß der Verfaſſer wiſſen was er will, aber nirgends dogmatiſieren, er muß in tauſend verſteckten Geſtalten, niemals grade zu andeuten und merken laſſen, wo es hinaus ſoll.“

Wir werden uns dieſe kritiſchen Grundſätze zu merken haben, wenn wir zu dem zweiten großen religiöſen Epos Goethes, den „Geheimniſſen“, gelangen, in denen das andeutende, ſymboliſche Verfahren durchgeführt iſt. Aber auch der „ewige Jude“ kann vor dieſer Kritik immerhin noch beſtehen, denn die dichteriſche Behandlung der feſtſtehenden bibliſchen Überlieferung bildet nur einen Teil des weitangelegten Epos.

Goethe war in Straßburg allmählich von der pietiſtiſchen Richtung gründlich abgekommen, ſo gründlich, daß Keſtner, der Bräutigam Lotte Buffs in Wetzlar, im Juni 1772 eigens verzeichnet, der Dr. Goethe gehe nicht in die Kirche und nicht zum Abendmahl und bete ſelten. Aber er rühmt zugleich ſeine Hochachtung vor der chriſtlichen Religion, ſeine Zurückhaltung über gewiſſe Hauptmaterien, über die er ſchon determiniert zu ſein glaubt, und ſein Streben nach Wahrheit. Fräulein von Klettenberg ſchien wegen des Seelenheils ihres Zöglings nicht in der mindeſten Sorge zu ſein, als ſie ſeine wachſende Entfremdung von den frommen Kreiſen bemerkte, in welche ſie ſelbſt ihn eingeführt hatte. Das religiös-theologiſche Intereſſe war in dem jungen Dichter jetzt auch keineswegs wie einſtens in Leipzig in Gleichgiltigkeit umgeſchlagen. Gab er doch ſelber 1773 zwei kleine theologiſche Schriften heraus, den Brief eines älteren Paſtors an ſeinen neuen Amtsbruder und „Zwo wichtige bisher unerörterte bibliſche Fragen“. Dieſe Schriften haben die Bekanntſchaft Goethes mit Lavater, die bald zur innigen Freundſchaft werden ſollte, zuerſt begründet. Der ſchriftliche und perſönliche Verkehr mit Lavater führte ihn dann wieder mitten in die theologiſchen Tageskämpfe hinein. In dem ſatiriſchen „Prolog zu den neueſten Offenbarungen Gottes verdeutſcht durch K. Fr. Bahrdt“ nahm er 1774 entſchieden Stellung gegen die neumodiſche, auch Leſſing ſo verhaßte Aufklärungstheologie, deren äußerſte Linke ja vertreten war durch den Gießener Profeſſor, der alles Altertümliche und allen Tiefſinn dem platten Alltagsverſtande ſo glatt mundgerecht zu machen wußte. In Lavater dagegen ſah Goethe ein gut Teil von dem Wirken eines Propheten und Religionsſtifters mit eignen Augen, er erlebte faſt als Mithandelnder ein Stück Religions- und Kirchengeſchichte. Wie der fromme Lavater ſo gut

wie der Freigeiſt Baſedow geiſtige, ja geiſtliche Mittel zu irdiſchen Zwecken gebrauchten, machte auf Goethe einen tiefen Eindruck. „Der vorzügliche Menſch," ſchreibt er in „Dichtung und Wahrheit", „möchte das Göttliche, was in ihm iſt, auch außer ſich verbreiten. Dann aber trifft er auf die rohe Welt, und um auf ſie zu wirken, muß er ſich ihr gleichſtellen; hierdurch aber vergiebt er jenen hohen Vorzügen gar ſehr, und am Ende begiebt er ſich ihrer gänzlich. Das Himmliſche, Ewige wird in den Körper irdiſcher Abſichten eingeſenkt und zu vergänglichen Schickſalen mit fortgeriſſen." Es iſt Fauſts Klage:

Dem Herrlichſten, was auch der Geiſt empfangen,
Drängt immer fremd und fremder Stoff ſich an;
Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle,
Erſtarren in dem irdiſchen Gewühle.

Aus ſolcher Erfahrung bildete ſich Goethe den Plan ſeines „Mahomet", jener religiös-dramatiſchen Dichtung, auf deren Höhepunkt das Gleichnis von der reinen Quelle, die als trüber laſtentragender Strom ſich ins Weltmeer gießt, im Wechſelgeſang vorgetragen wird. Allein dies einzelne geſchichtliche Beiſpiel mochte ihm noch nicht Raum genug bieten für ſeine mannichfaltigen Erfahrungen und Ideen auf religiöſem Gebiete. Früh hatte er von Gottfried Arnolds Kirchen- und Ketzergeſchichte großen Einfluß erfahren, jenem merkwürdigen Buche, das in der erſten Zeit des ſelbſt noch verfolgten Pietismus entſtanden, einmal die chriſtliche Religionsgeſchichte von ganz anderem als dem gewohnten Standpunkte aus betrachtete. Arnold ſah in der jeweilig ſiegenden orthodoxen Kirche die Verweltlichung, in den unterdrückten Ketzern den tieferen religiöſen Drang nach dem unentſtellten Göttlichen. Als Goethe nun von Mitgliedern der Brüdergemeinde ſich ſelbſt des Pelagianismus beſchuldigt fand, begann er aufs neue, den durch die Jahrhunderte der Kirchengeſchichte tobenden, unvereinbaren Streit der Meinungen zu betrachten. Jetzt beherrſchte er das überlieferte Wiſſen und eigne Erfahrung in ſolcher Ausdehnung, daß dem Dichter daraus das große, ſelbſtändige und gehaltvolle Werk erwachſen konnte.

Ich gehe dabei im allgemeinen nicht auf die Streitfrage ein, wieviel beim „ewigen Juden" und bei den „Geheimniſſen" in den

Jahrzehnte nach Abbrechen der Arbeit mitgeteilten Plänen beider Dichtungen dem urſprünglichen Entwurfe angehört, wieviel die nachſchaffende Fantaſie des Dichters 1814 und 1816 dem Gedächtniſſe zu Hilfe gekommen iſt. Als Beitrag zu Goethes religiöſer Epik müſſen dieſe ſpäteren Ergänzungen der Skizze ja nicht minder als die älteren Bruchſtücke ſelbſt angeſehen werden.[10]) Der religionsgeſchichtliche Teil des Planes für den ewigen Juden gehört indeſſen zweifellos der Frankfurter Sturm- und Drangzeit an. Als Goethe „Dichtung und Wahrheit" ſchrieb, waren ihm gerade dieſe Dinge zu weit außer dem Geſichtskreis gerückt, als daß er ſie jetzt erſt ſich hätte ausdenken ſollen.

Die Idee, den „ewigen Juden" durch verſchiedene Jahrhunderte durch- und dieſe dabei uns vorzuführen, iſt nun ſchon an verſchiedenen Helden öfters durchprobiert worden. Gleich den Wandeldekorationen der Bühne laſſen wir gern auch in der Dichtung die Kulturbilder verſchiedener Jahrhunderte an uns vorüberziehen. Wilhelm Jordan im „Aſträos" (6. Abſchnitt der „Andachten"), Graf Schack in ſeinen „Nächten des Orients", der Ungar Madach in der „Tragödie des Menſchen" haben ſolche kulturgeſchichtliche Bilderbücher mit mehr oder weniger Glück gedichtet. Goethe hat dieſe Idee bei ſeinem „ewigen Juden" wohl als der erſte gefaßt, und er wollte ſie in ganz eigener Weiſe durchführen. In den Wanderungen Ahasvers ſollten die Höhepunkte der chriſtlichen Religions- und Kirchengeſchichte zur Darſtellung kommen. Ein Beſuch des ewigen Juden bei Spinoza war als wertes Ingrediens zu dem Gedichte ausgedacht. Die Religionsgeſchichte ſollte ſo vielleicht, wie es in Goethes eigenem Bildungsgange und dem der Nation der Fall war, durch die Philoſophie abgelöſt werden, und hier mußte natürlich der von Goethe bevorzugte Denker eintreten. Religion und Philoſophie bezeichnete er noch 1827 als die einzigen auf die Moralität wirkenden Mächte. Das Zuſammentreffen des jüdiſchen Wanderers mit dem jüdiſchen Philoſophen ſollte bei

---

[10]) Übrigens geht Düntzer in jedem Falle entſchieden zu weit, wenn er Goethes Mitteilungen über ſeine nicht vollendeten Dichtungen „völlige Unzuverläſſigkeit" vorwirft.

*

Goethe übrigens nicht den Abſchluß ſeines Irrens bilden wie dies B. Auerbach in ſeinem Kulturroman „Spinoza“ that. Goethes Ahasver iſt aber auch nicht wie jener der Sage verurteilt, bis zum Weltgerichte zu wandern, ſondern „bis du mich in dieſer Geſtalt“, d. h. alſo in menſchlicher Not und Hilfsbedürftigkeit wieder ſiehſt. Goethe verweiſt ausdrücklich auf die Legende, die von St. Petri Flucht aus Rom erzählt. Dem fliehenden Apoſtelfürſten begegnet der Herr und erwidert auf ſeine Frage: Venio iterum crucifigi. Dies Motiv bildet nun Goethe ſelbſtändig und umfaſſend aus. Er hat in ſeinem langen Leben wohl weniges geſchrieben, was ſich an Innigkeit und Tiefe mit dem Gruße des nach dreitauſend Jahren wiederkehrenden Heilandes an die Erde meſſen kann.

O mein Geſchlecht, wie ſehn' ich mich nach dir!
Und du, mit Herz- und Liebesarmen
Flehſt du aus tiefem Drang zu mir!
Ich komm', ich will mich dein erbarmen.
O Welt voll wunderbarer Wirrung,
Voll Geiſt der Ordnung, träger Irrung,
Du Kettenring von Wonn' und Wehe.

In den Drangſalen des dreißigjährigen Krieges, dem die Religion auf beiden Seiten als Vorwand diente, klagte der edle Schleſier Fr. v. Logau:

Luthriſch, päbſtlich und Kalviniſch
Sind vorhanden alle drei
Doch es bleibt nunmehr die Frage,
Wo das Chriſtentum denn ſei.

In Goethes Gedicht findet der wiederkehrende Heiland das Licht erloſchen, das einſtens hell von ſeinem Wort entbronnen, den Faden zerriſſen, den er ſo rein vom Himmel 'rab geſponnen.

Wo haben ſich die Zeugen hingewandt,
Die treu aus meinem Blut entſprungen?
Und ach, wohin der Geiſt, den ich geſandt?
Sein Wehn, ich fühl's, iſt all verklungen!
Schleicht nicht mit ew'gem Hungerſinn
Der Geiz nach tückiſchem Gewinn
Und hemmt in dürrem Eingeweide
Das liebe Leben der Natur?

In katholiſchen Ländern iſt über lauter Kreuz und Chriſt er ſelbſt und ſein Kreuz vergeſſen, in proteſtantiſchen findet er ſich als Kirchenfahne, nicht im Herzen, ſondern nur im Hirne wie ein Holzſchnitt an der Wand. Mit dem Verſuche des Herrn, in das proteſtantiſche Konvent zu kommen, brechen die veröffentlichten Bruchſtücke ab. In Rom hat Goethe eine andere Szene ſkizziert. Der Heiland erſcheint als „ſchönſter der Menſchenkinder“, als er unter der Regierung Pius' VI. nach Rom kommt. Er erregt den Neid des Papſtes und wird als Staatsgefangener im Vatikan behalten. „Al Gesu Jeſuiten Troß. Lob des ungerechten Haushalters.“ Erſt bei Abfaſſung von „Dichtung und Wahrheit“ iſt Goethe dann wieder auf ſeine Jugendarbeit zurückgekommen, über deren Plan er dabei Mitteilung machte. Den Plan ſeines zweiten großen religiöſen Epos, der „Geheimniſſe“, zu erläutern, wurde er 1816 durch die Anfrage eines Studentenvereins in Königsberg veranlaßt.

Gerade ein Jahrzehnt nach der Niederſchrift des „erſten Fetzen“ vom ewigen Juden, 1784, begann die Ausarbeitung der „Geheimniſſe“, deren erſter und einziger Geſang 1790 den 8. Band und damit die Ausgabe der erſten rechtmäßigen Sammlung von Goethes Schriften abſchloß, wie ein abgeriſſener Teil des Epos 1787 die Sammlung eröffnet hatte. Die hohe Bedeutung, die Goethe ſelbſt den „Geheimniſſen“ beilegte, wird aufs beſte dadurch bezeugt, daß er 1787 und dann wieder von 1815 an in allen Ausgaben die Stanzen, welche als Einleitung zu dem Epos gedichtet worden waren, als „Zueignung“ an die Spitze ſeiner Werke ſtellte. Sie ſchienen ihm gleichſam das Weſen ſeines ganzen poetiſchen Willens auszuſprechen: „Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.“ Nur in der Ausgabe von 1808 ſtehen die 14 Strophen der „Zueignung“ im 8. Bande unmittelbar mit dem Fragmente verbunden, für das ſie gedichtet worden waren.

Goethe hat wiederholt ſeine Dichtungen Bruchſtücke einer großen Konfeſſion genannt. Es gehört zum Weſen der Goethiſchen Poeſie, daß ſeine Werke ſtets einem ganz perſönlichen Anlaß ihren Urſprung verdanken, in dieſem Sinne Gelegenheitspoeſie ſind, dann aber weit über dieſe beſchränkte Einzelheit hinauswachſen, rein menſchliche Gefühle, allgemein giltige Ideen und typiſche lebensvolle

Geſtalten vor Sinn und Auge ſtellen. Die erſte Erwähnung der „Geheimniſſe“ (8. Auguſt 1784) geſchieht mit den Worten: „Anſtatt Dir ſo oft zu wiederholen, daß ich Dich liebe, ſchicke ich Dir durch Herders etwas, das ich heute für Euch,“ d. h. eben für Frau v. Stein, Herder und Knebel, die damals ſeine Vertrauten und ſein ganzes Publikum bildeten, „gearbeitet habe.“ Wenn er die Freundin in einem folgenden Briefe dann auffordert, ſie ſolle ſich aus dem Gedichte nehmen, was für ſie ſei, ſo war dies ſo ernſt gemeint, daß einzelne auf das Verhältnis zu ihr bezügliche Strophen wirklich außerhalb des Zuſammenhanges entſtanden ſind, um an ſpäterer Stelle eingefügt zu werden und dann, als das Epos nicht ſo weit vorrückte, unter die allerperſönlichſten Gedichte eingereiht wurden. Bereits vor Mitte April 1785 war die Arbeit ins Stocken geraten.

Der geiſtige Zuſammenhang, der zwiſchen den „Geheimniſſen“ oder dem „Gedicht von den Roſenkreuzern“, wie der urſprüngliche Titel gelautet haben ſoll, und Herders „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte“, deren erſter Band eben 1784 ausgegeben wurde, waltet, iſt neuerdings von Hermann Baumgart einſichtig erörtert worden [11]). Aber nicht nur der Bund mit Herder, der dem einen Hauptheldeu der „Geheimniſſe“, dem Humanus den Namen und wahrſcheinlich auch manche Ideen leihen ſollte, auch der Bruch mit einem andern Freunde, ſpielt in die Entſtehungsgeſchichte der „Geheimniſſe“ hinein. Von Ende Dezember 1783 ſtammt Goethes letzter Brief an Lavater.

Der thäte Lavater wirklich Unrecht, der ihn der Unduldſamkeit im gewöhnlichen Sinne beſchuldigte. Aber dieſe treue liebe Seele,

---

[11]) Ich möchte doch eigens bemerken, daß ich den hier gedruckten Vortrag bereits im Februar 1895, alſo vor dem Erſcheinen von Baumgarts Buch über „Goethes Geheimniſſe und ſeine indiſchen Legenden“ (Stuttgart 1895), im Breslauer Zweigvereine der Deutſchen Lutherſtiftung gehalten habe. Nur ganz Weniges habe ich jetzt nachträglich noch aus Baumgarts Darſtellung und der gegen ihn gerichteten ſcharfen Polemik Düntzers in der Zeitſchrift für deutſche Philologie XXVIII, 482—509 eingefügt, öfters aber meine von beiden abweichende Anſicht ſchärfer betont, als ſie urſprünglich gefaßt war; über Baumgarts gehaltvolles Buch vgl. Hochſtiftsberichte XI, 287 f.

wie Gretchen ihres Glaubens voll, „der ganz allein ihr selig machend ist“, quälte sich heilig, den liebsten Freund für verloren halten zu sollen. Vergeblich suchte da Goethe mit Liebe und Milde die immer wiederkehrenden religiösen Erörterungen abzulenken, da sie ja über diesen Punkt sich kennen und in Ruhe lassen sollten. „Großen Dank verdient die Natur, daß sie in die Existenz eines lebenden Wesens auch so viel Heilungskraft gelegt hat, daß es sich, wenn es an dem einen oder dem andren Ende zerrissen wird, selbst wieder zusammenflicken kann; und was sind die tausendfältigen Religionen anders als tausendfache Äußerungen dieser Heilkraft. In unsers Vaters Apotheke sind viele Rezepte.“ Auf Lavater, wie nun einmal seine Natur war, konnten solche Abweisungen nur einen schmerzlichen Eindruck machen. Sein Christusglaube, der unbedingt Unterwerfung unter den biblischen Wortlaut forderte, mußte zuletzt den Bruch zwischen ihm und Goethe herbeiführen. Er konnte es nicht fassen, daß es Goethe mit seinem Glauben an die göttliche Offenbarung in Pflanzen und Steinen, an die von Gott eingesetzte Aristokratie ebenso Ernst war wie ihm selbst mit dem Einreich Christi. Ganz anders Herder, der Schüler des Magus im Norden. Zwar hatte sich Herder während seines Aufenthaltes in Bückeburg wieder auf den Boden des Christentums zurückgefunden, den er in Riga beinahe verlassen hatte. Aber der Verfasser der „Ideen zur Philosophie der Geschichte“ und der späteren Humanitätsbriefe ist doch weit davon entfernt, alles nur im Lichte und mit dem Maßstabe der christlichen Offenbarung abzuschätzen. Seine Geschichts- und Naturbetrachtung strebt im Gegenteil darnach, die von Gott eingesetzte Aristokratie, d. h. die Vielheit und Selbständigkeit der geschichtlichen Erscheinungen als berechtigt anzuerkennen und in ihrem Wesen zu erkennen. Hier traf er denn mit Goethes Anschauungen zusammen. Ehemals hatte Goethe den Züricher Freund als den „Menschlichsten“ gepriesen, jetzt schreibt er vom Humanus-Herder: „eines edleren Herzens und weiteren Geistes ist nicht wohl ein Mensch“.

Erwägt man die Eindrücke, die das Verhältnis zu Lavater und Herder, der religiösen Einseitigkeit und der geschichtlichen Betrachtung der Vielgestaltigkeit in der Entwickelung der Menschheit,

auf Goethe machen mußten, so entdeckt man unschwer eine Einwirkung beider Verhältnisse auf die Ideen, welche laut den Erläuterungen von 1816 in den „Geheimnissen“ dargestellt werden sollten. Dazu gesellt sich aber noch ein anderer Einfluß. Lessings theologische Streitschriften, als deren letzte und zugleich als ihre dichterische Frucht „Nathan der Weise“ gelten muß, hätten schon durch Herders warme Teilnahme an diesem Kampfe bei Goethe tieferes Interesse wecken müssen, wenn sie dies nicht von selbst schon gethan hätten.[12]) Wollte Goethe doch eben eine Reise zu Lessing unternehmen, als die Todesnachricht aus Braunschweig eintraf, die ihm die Klage entriß: „Wir verlieren viel, viel an ihm, mehr als wir glauben.“ Wenn nun in dem 1816 vorgetragenen Plan der „Geheimnisse“ ebenso wie in dem eben erwähnten Briefe an Lavater von 1783 unverkennbar Ideen, denen Lessings im „Nathan“ verwandt, hervortreten, so darf dies doch als ein Beweis gelten, daß Goethes späte Mitteilung in der Hauptsache wirklich den alten Plan enthüllt. Nicht nur die Verschiedenheit im dichterischen Charakter des „Nathan“ und der „Geheimnisse“ ist eine große. Goethes Epos zeigt entschieden christliches Gepräge, wie denn auch in Herders Humanitätsreligion das Christentum eine ganz anderes vorherrschende Stellung einnimmt als in Lessings Drama. Allein trotz des Gegensatzes von Lessings Rationalismus und Goethes spinozistisch angehauchter, poetischer Erfassung der Dinge steht Goethes christliches Epos unter dem Eindrucke der Lessingischen Ideen. Die zwölf Rittermönche, die Bruder Markus besucht, sind nach der Erklärung von 1816 Vertreter eben so vieler Religionen. Ihre Vorführung greift demnach ein Hauptmotiv aus dem „ewigen Juden“ wieder auf, nur daß der Rahmen jetzt stark erweitert ist, an Stelle der verschiedenen christlichen Religionsparteien Vertreter der verschiedenen Weltreligionen gesetzt sind. Aus den Geschichten ihres Lebenslaufes, die jeder einzelne vorträgt, geht hervor, daß jede Religion einen Moment ihrer höchsten Blüte und Frucht erreiche, daß jede Anerkennung Gottes und der Tugend in jeder Gestalt aller Ehren

[12]) Vergl. von Biedermann, Goethejahrbuch I, 30.

und Liebe würdig sei. Und gerade in ihrer höchsten Blüte und Frucht nähere sich jede Religion der reinen Humanität. Der Name Humanus schon zeigt, daß der so benannte Heldengreis der gereifte Vertreter der Humanität neben und über den zwölf Vertretern der einzelnen Religionen sei. Das sind deutliche Einwirkungen Lessingischer und Herderischer Ideen, wie sie 1783, aber nicht 1816 Goethes Anschauung beherrschten. Dieser wichtigen Übereinstimmung gegenüber will es doch wirklich nicht viel bedeuten, wenn Goethe bei Darlegung seines Planes gleichnisweise von einer „Art von ideellem Montserrat" spricht, obwohl er erst 1800 aus einem Briefe W. von Humboldts über den spanischen Berg und seine Klöster nähere Kunde erhielt. Daß Humboldt beim Besteigen des Berges sofort sich der Szene in den „Geheimnissen" erinnerte, mochte Goethe, wenn nicht ein Recht geben, so doch ein Anreiz sein, nun seinerseits den Vergleich, denn um mehr handelt es sich bei vorurteilsloser Prüfung der Stelle gar nicht, festzuhalten. Aus der Erwähnung des Montserrat nun die Folgerung zu ziehen, ebenso sei der ganze mitgeteilte Plan erst spätere Erfindung, das ist doch mehr grundsätzliche Verwerfung als berechtigte Kritik der vom Dichter selbst gegebenen Erläuterungen.

Auf die Karwoche, von der Goethe als Zeit der Handlung spricht, ist in dem ausgeführten Teile des Epos allerdings nicht hingewiesen, allein dies ist noch lange kein Beweis, daß ihre Erwähnung ursprünglich nicht beabsichtigt gewesen sei. Paßt sie doch gut zu dem christlichen Charakter der ganzen Szenerie. Hat Goethe nicht auch seinen Faust mit der Osterfeier in Verbindung gebracht und durch ihren Eindruck zu neuem Leben geleitet, warum sollte da nicht beim Scheiden des Humanus „die durch den Ostertag besiegelte ewige Dauer erhöhter menschlicher Zustände tröstlich offenbar" werden? Auf das Christentum weist ja auch das Hauptkennzeichen der geheimnisvollen Klosterbrüder, das Rosen umschlungene Kreuz. Man hat so oft ein bitteres Wort, das Goethe im Ärger über das kirchliche Schaugepränge in Venedig niederschrieb, gegen ihn angeführt. Aber die wenigsten kennen die das Kreuz verherrlichenden Stanzen der Geheimnisse:

Das Zeichen ſieht er prächtig aufgerichtet,
Das aller Welt zu Troſt und Hoffnung ſteht,
Zu dem viel tauſend Geiſter ſich verpflichtet,
Zu dem viel tauſend Herzen warm gefleht,
Das die Gewalt des bittern Tods vernichtet,
Das in ſo mancher Siegesfahne weht:
Ein Labequell durchdringt die matten Glieder,
Er ſieht das Kreuz und ſchlägt die Augen nieder.

Er fühlet neu, was dort für Heil entſprungen,
Den Glauben fühlt er einer halben Welt;
Doch von ganz neuem Sinn wird er durchdrungen,
Wie ſich das Bild ihm hier vor Augen ſtellt:
Es ſteht das Kreuz mit Roſen dicht umſchlungen —
Wer hat dem Kreuze Roſen zugeſellt?
Es ſchwillt der Kranz, um recht von allen Seiten
Das ſchroffe Holz mit Weichheit zu begleiten.

Die Worte ſchon mußten den geheimnisvollen Orden der Roſenkreuzer in Erinnerung bringen. Eine geheimnisreiche Geſellſchaft, die freimaureriſch für den höchſten geiſtigen Fortſchritt, die Ausgleichung der Gegenſätze, welche die Geſchichte der Menſchheit erfüllen, wirkt, haben wir ja offenbar in den Genoſſen des Humanus vor uns. Daß Goethe die Neigung ſeiner Zeitgenoſſen für geheime Geſellſchaften teilte und ihrem Wirken den größten erziehenden Einfluß zutraute, zeigen uns „Wilhelm Meiſters Lehrjahre“ ebenſo, wie uns „Wilhelm Meiſters Wanderjahre“ durch die religionsphiloſophiſchen Geſpräche der Älteſten der pädagogiſchen Provinz (II. Buch 2. Kapitel) eine weitere Ausführung von den Ideen der „Geheimniſſe“ lehren. Für die äußeren Formen des Zuſammenlebens der Rittermönche hat man auf Goethes und Knebels Beſuch des Kloſters Einſiedel, auf Cardanus' „Arcana“ (1777/78) und ſonderbarer Weiſe ſogar auf Pyras „Tempel der wahren Dichtkunſt“ (1737) verwieſen. An die mittelalterliche Gralsritterſchaft wird freilich nur der moderne Leſer erinnert: Goethe wußte davon nichts. Das ſollte aber nicht hindern, der merkwürdigen Verwandtſchaft zu gedenken. Auch wie der junge treuherzige Bruder Markus (bei dem mir die Zuſammenſtellung mit Leſſings altem Kloſterbruder doch eine ſehr unpaſſende äußerliche erſcheint), der bei Humanus' Erkrankung eintrifft, zum Oberhaupte der heiligen

Genoſſenſchaft „durch wunderbare Schickung und Offenbarung“ auserſehen iſt, erinnert an die göttliche Erwählung des tumpen Parzival. Wirklichen Einfluß auf die „Geheimniſſe“ hatte dagegen Heinſes „Laidion oder die Eleuſiniſchen Geheimniſſe“. Die harten Urteile, die Goethe nach der italieniſchen Reiſe über Heinſe fällte, ändern hieran nichts. Als „Laidion“ erſchien, war Goethe von dem Meiſterſtück (16. Juni 1774 an Frau v. Laroche) entzückt, rühmte die mit Schmelzfarben gemalten Ottaven als alles übertreffend (4. Juli an Schönborn) und ſoll geſagt haben, man müſſe das Werk bewundern oder mit ihm wetteifern. Der Einfluß der ſtreng gebauten Stanzen Heinſes auf die Form der „Geheimniſſe“ iſt unbeſtreitbar. Aber auch Heinſes Einleitung, das von einem der weiſeſten Männer, die je gelebt haben, gegründete ſeltſame Kloſter mit ſeinen geheimen Geſetzen, das nur zwanzig Männer aufnehmen darf, die erſt zum Wohle des menſchlichen Geſchlechtes gewirkt haben,[13]) das alles könnte auch diejenigen, die ſonſt den Entlehnungsnachweiſen mißtrauiſch gegenüber ſtehen, hier an eine Einwirkung Heinſes auf Goethe glauben machen.

Das Symbol der Rittermönche ſelbſt iſt in ſeinem Urſprunge ziemlich ſicher nachzuweiſen und jedenfalls unſchwer zu erklären. In Hans Sachſens Epithaphium auf Luther hatte Goethe geleſen:

Da hing ein Schild
Darinnen eine Roſe gebild,
Mitten durch ſo ging ein Kreuz.[14])

---

[13]) Heinſe: „Wollen Sie den Abend Ihres Lebens auch hier genießen, ſo ſind Sie von mir dazu eingeladen, aber die beſte Zeit Ihres Lebens, die Sie noch zu leben haben, müſſen Sie zum Wohle des menſchlichen Geſchlechts anwenden, um dieſer ſüßen Elyſäiſchen Ruhe wert zu ſein und ihre Wonne beſſer empfinden zu können.“ — Goethe:

„Wir nehmen keinen auf, den, jung an Jahren,
Sein Herz zu früh der Welt entſagen hieß.
Nachdem wir Lebens Luſt und Laſt erfahren,
Der Wind nicht mehr in unſre Segel blies,
Wird uns erlaubt, mit Ehren hier zu landen,
Getroſt, daß wir den ſichern Hafen fanden.“

[14]) Das Zeichen der Roſenkreuzer ſelbſt, ein Andreaskreuz über einer von Dornen umgebenen Roſe, entſpricht dem Goethiſchen Symbole nicht ſo gut wie Luthers Wappen.

Die weiche Liebesblume, die des Kreuzholzes Schroffheit weich umkleidet, gehört zu den Symbolen des Gedichtes, die leicht zu deuten ſind, während für ſo vieles andere des Dichters Vorausſagung in Kraft bleibt, keiner ſolle glauben, daß mit allem Sinnen das ganze Lied er je enträtſeln werde. In Karl Immermanns Myſterium „Merlin“, dem „zweiten Fauſt“, wie Geibel von ihm rühmte, ſucht Merlin den Gegenſatz zwiſchen der Sinnenluſt des weltlichen Artushofes und der Askeſe des Grals zu vermitteln: ein neues, beglückteres zugleich und geweihtes Leben ſoll durch Vereinigung des Sinnlichen und Geiſtigen, Weltlichen und Geiſtlichen erfolgen. Etwas Ähnliches, nur in ſeiner Weiſe rätſelhaft und ſchwer verſtändlich, wollte Ibſen mit dem dritten Reiche, das ſeinem „Julian“ verkündet wird, der neuen Vereinigung von Schönheit und Wahrheit, ſagen. So ſoll auch bei Goethe nicht mehr das nackte ſchroffe Kreuz das Zeichen trauriger Weltflucht und Sinnentötung ſein: es ſoll ſich mit dem warmen ſchönen Leben harmoniſch verbinden. Es ſoll durch dies Zeichen des Humanus alſo eine Umbildung des Chriſtentums angedeutet werden, der gegenüber die harten Anklagen, wie ſie einige Jahr ſpäter Schiller in den „Göttern Griechenlands“ und Goethe ſelbſt in der „Braut von Korinth“ erhob, nicht Platz greifen könnten. Daß die Sittlichkeit des Chriſtentums durch dieſe weltfreudige Erweichung nicht leiden würde, dafür bürgt uns eben das Lebensbeiſpiel des Humanus. Beinahe mit den Worten des Schilleriſchen Ordensgroßmeiſters von Rhodus preiſt es Humanus' alter Kampfgenoſſe als die ſauerſte der Lebensproben, wenn ein Mann ſich ſelbſt bezwingt. Aber ſolche Thaten werden eben nicht als Ausfluß eines beſtimmten Glaubens vorgeführt, der „gottergebne Menſch“, wie Leſſings „Nathan“ ſagt, kann ſie ſich in jeder Religion, d. h. eben als Menſch, abgewinnen.

Denn alle Kraft dringt vorwärts in die Weite,
Zu leben und zu wirken hier und dort;
Dagegen regt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt und reißt uns mit ſich fort.
In dieſem innern Sturm und äußern Streite
Vernimmt der Geiſt ein ſchwer verſtanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Weſen bindet,
Befreit der Menſch ſich, der ſich überwindet.

Die Lehre des schließenden Verspaares wird uns an den geistigen Zusammenhang der religiösen epischen Dichtung Goethes mit dem erhabenen religiösen Drama unserer Tage, Richard Wagners „Parsifal", mahnen. Wir erinnern uns aber auch, daß die gleiche Lehre in besonderer Anwendung im zweiten Teile des „Faust" wiederkehrt: „Genießen macht gemein", wer herrschen wolle, müsse zu entsagen lernen. „Die Entsagenden" ist der Nebentitel des schwer faßbaren und leider formlos gebliebenen Werkes Goethischer Altersweisheit, von „Wilhelm Meisters Wanderjahren".

Will man mit Gustav Freytag („Erinnerungen" S. 298) den Roman als die Arbeit des modernen epischen Dichters anerkennen, so müßte man das sechste Buch von „Wilhelm Meisters Lehrjahren", die „Bekenntnisse einer schönen Seele", als ein Epos aus den religiösen Bewegungen des 18. Jahrhunderts bezeichnen. Der Einblick in die Bestrebungen und die Grundsätze christlicher Sondergemeinschaften, wie sie im „ewigen Juden" geschildert werden sollten, ist hier im engeren Rahmen eines einzelnen Lebensganges gegeben. Und ganz abgesehen von der reichen Belehrung, die für Kultur- und Kirchengeschichte hier enthalten ist, gestalten sich die inneren Schicksale dieser gottsuchenden Seele, die sich aus des Lebens Woge zur Ruhe unter ihres Heilands Flügel hinübergestritten hat, der Art, daß sie wohl würdig wären, den Inhalt der Lebenserzählung eines der ergrauten Mitglieder des geheimnisvollen Klosters zu bilden. In die Heiligenlegende mit ihren Wundern münden „die Wahlverwandschaften" am Schlusse ein, und das nicht zufällig. Goethe gesteht selbst, daß Bild und Name der Ottilienlegende sich schon in Straßburg, als er den Odilienberg besuchte, ihm tief eingeprägt habe, bis er endlich spät eine seiner Lieblingstöchter mit dem Namen und dem Anmutigen der Heiligen ausstatten konnte. Wenn sich aber die anmutige Heldin der „Wahlverwandschaften" durch freiwilligen Sühnetod loslöst von der verwirrenden Gewalt des Begehrens und der Leidenschaft, die alle Wesen bindet, so bewährt sich eben auch bei ihr im innern Sturm und äußern Streite die Wahrheit der in den „Geheimnissen" von Humanus' nächsten Genossen verkündeten Lehre.

Digitized by Google

Doch nicht in den Romanen verläuft Goethes religiöse Epik. Wir treffen ihn im Jahre 1797 und dann wieder 1821 mit kleinen Erzählungen, Balladen, beschäftigt, die durchaus dem Kreise der religiösen Epik angehören. Der liebenswürdigen Nacheiferung Hans Sachsischer Moral in der Legende vom Hufeisen ward schon gedacht. Der religiösen Epik gehört aber nicht minder die Dichtung an, in der Goethe ebenso, wie Schiller es früher bereits in den „Göttern Griechenlands" gethan hatte, in dem Kampfe zwischen Christen- und Heidentum Partei ergreift für „der alten Götter bunt Gewimmel", „Die Braut von Korinth". Der Priester Segen und Beschwörung haben keine Macht über den Naturtrieb der Jugend. Seine gewaltsame Unterdrückung durch den religiösen Wahn, in dem die Mutter ihre Tochter einem falschen Gelübde aufgeopfert hat, läßt das arme Mädchen selbst im Grabe keine Ruhe finden. Wenn die Parteiergreifung in einem geschichtlichen Streite zweier religiöser Weltanschauungen naturgemäß dies Gedicht vielen zu einem Stein des Anstoßes machen muß, so ist es Goethe dafür in der Behandlung indischer Legenden gelungen, in den „so manchem Widerstreit hingegebenen Tagen" milde Stimmen vorklingen zu lassen, „welche auf ein Höheres hinweisen, von wo ganz allein befriedigende Versöhnung zu hoffen ist."

Die Ballade „Der Gott und die Bajadere" und die durch zwei Gebete des Paria eingerahmte Legende von der wasserholenden Braminenfrau sind nicht blos durch die Verweisung des Paria auf die selbst den Bajaderen erzeugte Gnade Bramas miteinander verbunden. Merkwürdigerweise hatten sich Goethe bereits im gleichen Jahre, in dem er an den „Geheimnissen" dichtete, 1785, „sehr schöne indianische Geschichten", d. h. eben die Stoffe dieser beiden Legenden beim Lesen von Sonnerats „Voyage aux Indes" aufgethan. Jahrzehnte lang trug er beide in sich herum, bis Idee und Form sich völlig abgeklärt hatten. Wohl war er berechtigt seine Dichtung als eine „milde Stimme" zu bezeichnen. Als „die christliche Geschichte der büßenden Magdalene in indische Vorstellungsart eingekleidet", hat schon Hegel Goethes Ballade bezeichnet. Jedenfalls ließe sich ihr das Bibelwort: „Ihr sind viel Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebet" zum Motto voransetzen. Und

auch zu der Sentenz der Schlußverſe „Es freut ſich die Gottheit der reuigen Sünder“ ergiebt ſich in den Worten des Heilands von dem Sünder, über deſſen Buße im Himmel mehr Freude ſein wird, als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen, ganz von ſelbſt die unerzwungene Parallele. Das Entſcheidende iſt aber bereits hier wie in der beinahe drei Jahrzehnte ſpäter erſt vollendeten Pariadichtung der Erlöſungsgedanke. Die Gottheit, die herabſteigt, der Menſchen Freuden und Qualen mitzufühlen, wie in dem einen Fetzen des „ewigen Juden“ Jeſus erbarmungsvoll ein zweites Mal zu den Wirrungen ſeines Geſchlechtes herniederkommt, ſie kümmert nicht der Menſchen unbarmherzig ſtarre Satzung, ſie eröffnet jedem des Heiles Hort. Die wunderbare Vereinigung des Hauptes der Braminin mit dem Körper der Verbrecherin wird das furchtbar ernſte Symbol der Gleichheit der Menſchen vor der allein reinen Gottheit. Die Worte der ſo grauſenvoll umgeſchaffenen Braminin charakteriſieren nicht ſie allein, ſondern des Menſchen widerſpruchsvolles Weſen:

Weiſen Wollens, wilden Handelns . . .
Mit dem Haupt im Himmel weilend
Fühlen Paria dieſer Erde
Niederziehende Gewalt.

Aber der Tiefherabgeſetzte entnimmt aus dieſer Miſchung auch die Gewißheit:

Daß ihn Brama droben hört!
Ihm iſt Keiner der Geringſte —
Wer ſich mit gelähmten Gliedern,
Sich mit wild zerſtörtem Geiſte,
Düſter, ohne Hilf' und Rettung,
Sei er Brama, ſei er Paria,
Mit dem Blick nach oben kehrt,
Wird's empfinden, wird's erfahren:
Dort erglühen tauſend Augen,
Ruhend lauſchen tauſend Ohren,
Denen nichts verborgen bleibt.

Goethe iſt zum endlichen Abſchluſſe ſeiner lang erwogenen Parialegende gewiß mitbeſtimmt worden durch das faſt gleichzeitige Auftauchen einer deutſchen und einer franzöſiſchen Pariatragödie von Michael Beer (1821) und Caſimir Delavigne (1821, deutſche Über-

ſetzung von Moſel 1823). Er ſelbſt erklärte in „Kunſt und Altertum“ (V, 1, 108), wo auch ſeine eigene Pariatrilogie (IV, 3, 1) erſchienen war, die Bevorzugung dieſes Stoffes bemerkenswert. Und Beers einaktiges Trauerſpiel iſt in der That ein äußerſt geſchickt aufgebautes, wirkſames Bühnenſtück von einer gewiſſen Leidenſchaft getragen, während Delavignes Werk es an Geſpreiztheit und Unmöglichkeit getroſt mit jeder klaſſiziſtiſchen Tragödie des franzöſiſchen Theaters aufnehmen kann. Es iſt echt Goethiſch, daß für ſein Gedicht die bürgerlich-ſtaatliche Enge der Emanzipationsideen, in denen beide Dramatiker befangen bleiben, gar nicht vorhanden zu ſein ſcheint und er ſich ſofort zu einer allgemeinen religionsphiloſophiſchen Betrachtung erhebt. Ich will dieſes Aufgehen im Symboliſchen und Allgemeinen freilich nicht unbedingt als einen Vorzug hinſtellen; gerade im Mittelſtück, der Legende, wird auch das Bedenkliche der Goethiſchen Altersdichtung bemerkbar, aber wie zeigt ſich trotz allem auch der Greis als der einzig Große, Geiſtesgewaltige!

Und welcher Weg von der kindlichen Joſefs-Patriarchade bis zu dem tiefſinnigen Gehalte dieſer letzten religiöſen Epik! Wir haben nur einen beſcheidenen, abſeits liegenden Teil des kaum auszumeſſenden Goethiſchen Reiches durchſtreift, aber wie tritt er uns auch hier in ſeiner Ganzheit entgegen! Im 17. Jahrhundert und über die erſte Hälfte des 18. hinaus war es üblich, die Werke der Dichter in geiſtliche und weltliche zu ſondern. Nicht an eine derartige Sonderung ſollte das Herausgreifen der religiöſen epiſchen Dichtung erinnern, denn es iſt keine Goethe ſonſt fremde Geſinnung, die in dieſen Werken zum Vorſchein käme. In dem leidenſchaftlichen Liebesgedichte der „Marienbader Elegie“ erklärt er das Weſen des beſeligenden Frieden Gottes:

In unſers Buſens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtſelnd ſich dem ewig Ungenannten;
Wir heißen's: fromm ſein!

Bruchſtücke einer großen Konfeſſion hat er ſelbſt ſeine Werke genannt. Sie ſind alle zuſammen der mannigfaltige Ausdruck einer

immer ſtrebenden, um die eigene und ſeines Volkes Ausbildung ſich bemühenden Perſönlichkeit. Thöricht iſt es, eine ſolche feſt auf ſich beruhende Perſönlichkeit auf dieſe oder jene religiöſe Grenze einengen zu wollen. Auch das, was wir als religiöſe Dichtungen im engeren Sinne heute ausgewählt und einer zuſammenfaſſenden Betrachtung unterzogen haben, das iſt nach den taſtenden Jugendverſuchen eben das ausgeſprochene Bedürfnis ſeiner Anſchauung, ſeines Weſens. Und wem es allzu abweichend ſcheint von ſeinen eigenen überlieferten Begriffen, von den gewohnten Worten, zu dem dürfte der Dichter mit ſeinem Fauſt ſprechen:

Es ſagen's aller Orten
Alle Herzen unter dem himmliſchen Tage,
Jedes in ſeiner Sprache:
Warum nicht ich in der meinen?

TANZENDES MÄDCHEN.

Restaurations-Versuch von Carl Rumpf, Frankfurt a. M.

Lichtdruck Kühl & Co., Frankfurt a. M.

I. Gesamtsitzungen mit Vorträgen.

2.

Was bedeutet uns Platen heute?

von Direktor Dr. K. Rehorn.

Zur Platenfeier.

25. Oktober 1896.

Zu einer Feier ungewöhnlicher Art hat die Einladung des Freien Deutschen Hochstiftes uns heute hierher berufen. Es gilt, das Andenken eines Mannes zu ehren, dessen Name auf den Festprogrammen des deutschen Volkes, wenn jemals, so doch gewiß nur selten genannt worden ist, eines Dichters, der auf die Richtung des deutschen Geisteslebens den größten Einfluß ausgeübt hat, das Andenken des Grafen August von Platen-Hallermünde.

Sein auf den gestrigen Tag gefallener 100jähriger Geburtstag richtet an uns die Aufforderung, das Bild seines Lebens, Schaffens und Leidens nach der Schilderung zuverlässiger Zeugen seiner Zeit uns zu vergegenwärtigen und aus diesem Spiegelbilde heraus zu erwägen, welche Stellung unsere Zeit und unser Geschlecht zu ihm bereits eingenommen hat oder etwa noch gewinnen wird.

Der Zweck unserer Festfeier kann also nicht darin gesucht werden, daß wir Platen in hochtönenden Reden und mit überschwänglichen Worten preisen. Unsere pietätvolle Absicht wird sich am besten erfüllen, wenn wir den Menschen und den Dichter uns menschlich näher rücken, wenn wir uns in seine Lebenslage versetzen und in seiner Seele zu lesen suchen. Gehen wir dabei mit Unbefangenheit und Gerechtigkeit zu Werke, so werden wir nicht nur

Digitized by Google

Platen die ihm mit Recht gebührende Ehre erweiſen, ſondern auch für uns die zutreffende Antwort finden auf die Frage:

Was bedeutet uns heute Platen?

Für dieſen Verſuch, ſoweit er in kurzbemeſſener Zeit zu löſen iſt, bitte ich, Ihre freundliche Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen zu dürfen.

Am 24. Oktober 1796 erwachte in Ansbach ein Menſchenleben, dem von der Vorſehung ein ungewöhnliches Lebensziel und ein beſonders diſtel- und dornenreicher Pfad zu demſelben beſtimmt war. Kurz war ſein Lebensweg; nur 39 Jahre waren ihm zugemeſſen, und während dieſer Zeit war der Name des Grafen Auguſt von Platen-Hallermünde zwar ein vielgenannter, aber er war doch mehr geſchmäht als geprieſen. Sechs Jahrzehnte ſind nunmehr ſeit ſeinem Tode verfloſſen. Die deutſche Litteraturgeſchichte hat alſo reichlich Zeit gehabt, das Urteil über Platens Bedeutung für unſere Dichtung abzuklären, und in der That iſt die Zeit nicht ungenützt verſtrichen. Die Frage nach der Bedeutung Platens hat immer weitere Kreiſe gezogen. Schon dieſe Thatſache ſpricht dafür, daß man ſeinen Einfluß nicht kurzweg abweiſt oder unterſchätzt; ſeine wachſende Beachtung bedeutet demnach Anerkennung. Als Gradmeſſer für die geiſtige Höhe eines Volkes gilt aber mit Recht das Maß der Dankbarkeit, die den Führern ſeines Geiſteslebens dargebracht wird. Das deutſche Volk darf ſich rühmen, dieſe Dankesſchuld niemals mit Gepränge und Selbſtverherrlichung gelöſt zu haben, dafür aber um ſo ſorgſamer in der Abwägung des wirklichen Verdienſtes und um ſo nachhaltiger in der aufrichtigen Ehrung geweſen zu ſein.

Iſt bei Platen der Abſchluß der Prüfung ſeines fördernden Einfluſſes auf die deutſche Dichtung, und damit auf die deutſche Geiſtesbildung bereits erreicht? Wird ſein 100jähriger Geburtstag einem echten, wahren, einwandfreien Dankesgefühl heute begegnen?

Sicherlich wird dieſe Frage noch auf manchen Zweifel ſtoßen, und mit Recht. Denn innerhalb der weiten Kreiſe der Gebildeten unſeres Volkes iſt auch unter den Freunden unſerer Litteratur Platen noch wenig gekannt. Die ſpärlichen Angaben über ſeine

Lebensgeſchichte bieten wohl die litteraturgeſchichtlichen Handbücher. Man erfährt, daß er Offizier geweſen iſt, dieſen Stand aber aufgab um die Univerſität zu beziehen, daß er ſich zwar eifrigen, aber regelloſen Studien widmete, daß er einen Streit mit den Romantikern, insbeſondere mit Immermann und Heine, eigentlich vom Zaune brach, daß er in dieſem unterlag, daß er ſich infolgedeſſen nach Italien begab oder gar flüchtete, und daß er daſelbſt noch neun Jahre unſtät umherirrte, ſchließlich im fremden Lande als ein halb Verſchollener ſtarb, und daß ihm ein einſames Grab bei Syrakus als letzte Ruheſtätte beſchieden war.

Wie iſt doch in dieſem, durch eine 60jährige Überlieferung feſtgelegten Urteil Geſchichte mit Sage, unkritiſche Leichtgläubigkeit mit parteiiſcher Entſtellung ſchier unauflöslich zuſammengefloſſen. Dieſe Verwirrungen ſind nur durch eine ſcharfſichtende genaue Darſtellung von des Dichters Leben und Streben zu löſen. Seinen Biographen hat aber Platen bis heute noch nicht gefunden, und auch die gründlicheren Forſcher ſind über die Zuſammenfaſſung ſeiner auf der Oberfläche liegenden Lebensumſtände ſelten hinausgegangen. Warum nicht?

Zunächſt gewiß aus dem Grunde, weil die aktenmäßigen Nachweiſungen, insbeſondere Platens fleißig geführte Tagebücher und ein großer Teil ſeines handſchriftlichen Nachlaſſes bis heute noch unter Schloß und Siegel liegen. Die Forderung iſt wohl berechtigt, daß dieſe unentbehrlichen und unerläßlichen Beweisſtücke und Belege für ein klares Verſtändnis und eine gerechte Würdigung ſeines Schaffens uns nicht länger vorenthalten bleiben. So lange dieſe letzten Schleier nicht gelüftet ſind, fehlen uns die abſchließenden Glieder in unſeren wichtigſten Schlußfolgerungen, wenn wir Platens Handeln ganz verſtehen wollen.[1])

Wären aber dieſe Vorbedingungen erfüllt und damit die Zeit gekommen, nach Wahrheit und Gerechtigkeit ein Lebensbild Platens zu entwerfen: Welch eine dankbare Aufgabe wäre das!

Aus der Nebelhülle würde uns eine Mannesgeſtalt entgegentreten, deren körperliche und geiſtige Erſcheinung als eine beſonders

[1]) Die hier ausgeſprochene Forderung beginnt eben erfüllt zu werden. Die Herausgabe der Tagebücher hat inzwiſchen angefangen.

ausgeprägte uns anziehen müßte. Die vorhandenen Büſten und Bilder, wie auch die Schilderungen ſeiner Freunde laſſen erkennen, daß ſein Äußeres, wie ſein Auftreten ariſtokratiſch im beſten Sinne geweſen ſei: verbindlich und zugleich ſelbſtbewußt in ſeinen geſellſchaftlichen Formen im Verkehr mit Freunden, zurückhaltend, ſogar kühl gegenüber Fremden, gewählt bis zur peinlichen Sauberkeit in ſeiner Kleidung, noch mehr in ſeinen Reden.

Man hat Platen ohne Beſinnen ſtets den Vorwurf gemacht, er ſei eine eiſige, verſchloſſene Natur geweſen. Geſetzt, er ſei manchem wirklich ſo erſchienen: mußte er darum auch thatſächlich ſo geweſen ſein? Verfährt aber nicht jeder gereifte und vorſichtig gewordene Menſch in gleicher Weiſe, daß er die letzten Beweggründe ſeines Thuns und Laſſens nicht jedem Neugierigen gleich zum beſten giebt? Welche bewundernde Anerkennung liegt in den Diſtichen Herweghs:

Kalt und ſtolz, ein Gletſcher, erhebſt du dich über die Fläche,
Die das gemütliche Vieh unſrer Poeten begraſt;
Selten gewahrt ein Wandrer den Kranz hochglühender Roſen,
Den du vor frevelnder Hand unter dem Schnee verbirgſt!

Gewiß, es iſt wahr: ſpröde war die Schale, die den Kern ſeines Geiſtes und Herzens umſchloß. Blicken wir jedoch ſchärfer in ſein Inneres, ſo begegnet uns als Erſtes der tiefſte Grundzug ſeines Weſens, die Wahrhaftigkeit, die rückhaltloſe Offenherzigkeit gegen Gott, gegen ſeine Bluts- und Geiſtesverwandten, gegen ſich ſelbſt. Welche Glut der Überzeugung liegt in dem Gebete eines 18jährigen Offiziers, der in ſeinen frommen Morgen- und Abendbetrachtungen bittet:

O laß mich gut ſein, Vater, treu und gut,
Nach deinem großen Vorbild, menſchenfreundlich,
Wohlwollend, rein, verſtändig, tugendhaft.
Laß mich mit ſchöner Habſucht Schätze ſammeln,
Die beſten Schätze, und ſie täglich mehren,
Und graben in die Tiefen meiner Bruſt.
Laß ſtets mich freier werden, immer freier
Von jedem Fehl, von jedem böſen Trieb;
Den graden Weg, der mich der rechte dünkt,
Laß mich ihn ungehindert gehn, nicht achtend
Den Hohn, den Tadel mancher kleinen Menſchen,

Sei'n ſie auch groß genannt in dieſer Welt.
Der reinen Überzeugung laß mich folgen,
Und führt der Tugend Pfad zum Untergang,
Zu Schmach und Tod, laß mich ihn nicht verlaſſen!

War eine ſo geartete Natur fähig, ſich in irgend einen Dienſt zu ſchmiegen, der von ihm die Verleugnung der eigenen Überzeugung forderte? Das lauteſte „Nein!“ reden ſeine eigenen Entſchließungen. Lediglich, um der thatenloſen Abhängigkeit zu entgehen, tritt er aus dem Heere aus; bereits im Jahre 1815 war er zu dieſem Schritt entſchloſſen. Bei ſeiner anerkannten Begabung und ſeinen Beziehungen bis in die höchſten Geſellſchaftskreiſe wäre es ihm nicht ſchwer geworden, im Staatsdienſt oder in der Diplomatie eine glänzende Laufbahn ſich zu eröffnen. Aber kein Zweifel oder Schwanken kam ihn jemals an, daß ſein Lebensglück in einem wenn auch noch ſo hohen Amte ihm nicht blühe.

Noch weniger aber lockten ihn der Gelderwerb oder die an den Geldbeſitz geknüpften Genüſſe. Schon jahrelang hatte er in Italien den Mangel oder geradezu die Not gekoſtet, da kam von Berlin an ihn die Aufforderung, die Leitung eines kritiſchen Theaterblattes um den Jahrgehalt von 2500 Thalern zu übernehmen. Auch nicht einen Augenblick feſſelte ihn die Verſuchung, um dieſen Preis ſeine Geiſtesfreiheit und Unabhängigkeit zu verkaufen.

Dürfen wir es ihm zum Vorwurf machen, daß er zu wenig Lebensklugheit beſeſſen hat, um ſich mehr ein- oder unterzuordnen, daß er die ungeſucht dargebotenen Mittel und Gelegenheiten, ſein bürgerliches Lebensglück zu begründen, von der Hand wies? Müſſen wir es nicht geradezu bedauern, daß ſeine reiche und edle Begabung die milde Zucht der Sorge um Weib und Kind entbehrt hat, daß ſie nicht hat reifen dürfen in dem Sonnenlichte des häuslichen Glücks? Fehlte es ihm denn an dem Triebe des Herzens, der allmächtigen Liebe, die doch keines Jünglings Herz unberührt läßt? Hat auch hier die despotiſche Gewalt des Unabhängigkeitstriebes alle zarteren Regungen niedergehalten?

Nicht von ungefähr drängt ſich uns dieſe Frage in den Weg. Sie wird uns aufgenötigt; wir müſſen ſie ſtellen, wollen wir anders ſein menſchliches Schickſal begreifen. Denn gerade in der Ver-

folgung dieſer Frage eröffnet ſich uns der Weg zur Erſchließung ſo manches Rätſels ſeines Lebens. Die durch Zeugniſſe ſeiner Freunde geſicherten Anhaltspunkte fehlen uns aber in dieſem Stücke faſt gänzlich; wollen wir darum das Schickſal des Menſchen Platen erkunden, ſo müſſen wir bei dem zuverläſſigſten Zeugen, bei dem Dichter Platen anfragen.

Aber alle Fragen, die uns an dem einen, als Dichter und als Menſch untrennbaren Platen pſychologiſche Rätſel zu raten aufgeben, fließen zuſammen in die eine große Frage: Was bewog Platen nach Italien zu gehen? War dieſer Entſchluß ein freier? Oder folgte er einem inneren oder äußeren Zwange? Fühlte er ſich mehr gelockt oder mehr getrieben?

Sicherlich hatte er den Keim dieſes Entſchluſſes von ſeiner erſten Reiſe nach Italien (nach Venedig 1824) zurückgebracht. Die erſte Äußerung, die auf eine Reiſe dieſer Entſchließung deutet, ſteht in der Nachſchrift eines Briefes an G. Schwab (d. d. 24. III. 26): Platen ſchickt an Schwab das Manuſkript der „Verhängnisvollen Gabel“ und ſchreibt dazu: „Wenn ich mich des Politiſchen enthalte, ſo geſchieht es, um mir nicht den Weg nach Italien zu verſperren, wohin ich ſo ſehr trachte, und wo ich mein Leben zu beſchließen gedenke... Nur in Rom hoffe ich, meine Kunſt zu Vollkommenheit zu bringen, wenn dieſes Wort nicht ein Frevel iſt.“

Klingt das nicht, wie ein vollkommen freier Entſchluß, den er nur gefaßt hat ſeiner Kunſt zuliebe?

In der Nachſchrift eines Briefes an ſeinen Freund Fugger ſpricht er beſtimmter ſeine Abſicht aus (d. d. 1. Mai 1826): „Ich hoffe daher, kommenden Herbſt die Reiſe nach Rom anzutreten“, und weiter: „Ich hoffe, Du wirſt mir Glück wünſchen zu der Hoffnung, ein paar Jahre in Rom, dem merkwürdigſten Punkte auf der Erdkugel, leben zu können“. Fugger ſchrieb darauf (d. d. 16. V. 1826): „Ebenſo nehme ich den freudigſten Anteil an Deiner Hoffnung, nach Rom zu gehen und dort einige Jahre zuzubringen. Dort mögen Dir die Muſen den vollkommenſten Ablaß erteilen und Dir die poetiſche Seligſprechung verleihen.“ Auf dieſe Scherzreden des Freundes kann Platen nicht eingehen;

er antwortet: „Aus Deiner poetiſchen Seligſprechung in Rom könnte wohl eine proſaiſche werden, da mir immer iſt, als käme ich aus Italien nicht wieder zurück und hätte überhaupt kein langes Leben“. Und Fuggers Verſuch, den trübegeſtimmten Freund zu tröſten, klingt ebenſo fein wie warm: „So ſehr ich mich freute, die Erfüllung Deines Wunſches, nach Rom zu gehen, näher gerückt zu ſehen, ſo ſchmerzte mich doch die üble Ahnung, womit Du dieſe Reiſe antrittſt. Doch kommt es mir nicht ganz ungewöhnlich vor, daß ein Menſch, dem ſo wenig Hoffnungen ſich verwirklichten, das Gefühl einer ſo bedeutenden, ſelbſt einer glücklichen Veränderung mit einigem Bangen erträgt. Mögen Dir in dem milden Himmel alle dieſe Nebel ſchwinden und ſich Dein Vorgefühl nur als ein poetiſches bewähren. Dort wird ein reiches bewegtes Leben und ein ungebundener Zuſtand wohlthätig auf Dich wirken, und es liegt ja in Deiner Pflicht, Dich ſolchen Einwirkungen hinzugeben, wenn's auch nicht ſo notwendig für den Dichter wäre. Ein langes Leben mag ein Glück oder keines ſein, es ziemt ſich doch immer, das Leben zu lieben, und die Gegenwart zu beachten. Auch muß Dich noch überdieß die poetiſche Kraft, die Du in Dir haſt, an ein Daſein knüpfen, in dem ſie ſich allein auszuſprechen vermag. Darum entwinde Dich den Feſſeln und hoffe Geſundheit und Genuß vom Süden: dann aber kehre geheilt und heilbringend wieder ins Vaterland zurück.“ —

Wir fragen: „Worin hat Platen die vielen Täuſchungen erfahren? Worin haben ſich ſo wenige ſeiner Hoffnungen verwirklicht? War ſeine Kunſt nicht anerkannt von Goethe, von Rückert, von den Größten und Urteilsfähigſten ſeiner Zeitgenoſſen? Hatte man ihm nicht die Möglichkeit geſchaffen, ganz ſeinen Studien und ſeiner Kunſt zu leben? Wo war das widrige Schickſal, gegen das er ſich mit Klagen wenden durfte? „Entwinde Dich den Feſſeln und hoffe Geſundheit und Genuß vom Süden; dann aber kehre geheilt und heilbringend wieder ins Vaterland zurück!“ Was ſind das für Feſſeln? Woran krankt Platen? Alle Troſtverſuche Fuggers können bei Platen nicht verfangen: „Der Verfaſſer des luſtigſten Luſtſpiels iſt der traurigſte und unglücklichſte Menſch von dieſer Welt“, antwortet er dem Freunde. Warum denn traurig und unglücklich? Denn bei ſeiner Abreiſe war die „Verhängnisvolle

Gabel" noch nicht erſchienen, die ihm die erbitterte Gegnerſchaft ſchuf. Daß ihm dieſes noch im Druck begriffene Luſtſpiel feindſelige und gehäſſige Angriffe zuziehen würde, mußte er wohl erwarten; aber das konnte ihn doch nicht ſchon im voraus traurig und unglücklich machen; dann brauchte er ja nur das Drama zurückzuziehen. Platen befindet ſich in einer fieberhaften Unruhe und macht ſich um Kleinigkeiten — Druckfehler und Korrekturen — große Sorgen. Fugger kann ihm in dieſem Zuſtande nur Mut zuſprechen; „seas contento!" „Sei ſtark!" ſo ſchließen ſeine Briefe.

Nun löſten ſich auch glatt die letzten Schwierigkeiten, die ſeiner Abreiſe noch im Wege ſtanden. Sein militäriſcher Urlaub wird ihm auf zwei Jahre bewilligt mit Fortbezug ſeiner Offiziersgage; Cotta verſpricht ebenfalls auf zwei Jahre einen Zuſchuß von je 1000 Gulden. Am 3. September 1826 erfolgt ſeine Abreiſe von Erlangen; in Augsburg beſucht er noch ſeinen Freund Fugger, und ſein erſter Brief aus Italien, geſchrieben an ſeinem 30. Geburtstage, meldet ſeine Ankunft in Rom.

Was ſollen wir von dieſem krankhaften Zuſtande Platens denken? Entſpringt dieſes Fieber lediglich dem Verlangen nach dem Lande ſeiner Sehnſucht? Oder ſieht dieſe mit Heftigkeit betriebene Abreiſe nicht gar einer Flucht verzweifelt ähnlich?

Wir müſſen geſtehen, daß wir hier noch vor einem Geheimnis ſtehen und daß deſſen Erklärung in tiefer liegenden Gründen geſucht werden muß. Dieſe Gründe werden ſich aber auffinden laſſen, wenn auch deren Erforſchung Wege einſchlagen muß, über denen ein gewiſſes, vielleicht mit Abſicht verbreitetes Dunkel lagert.

Dieſe noch unerklärte Aufregung Platens iſt nämlich nicht neu. Bereits ſechs Jahre früher finden wir ihn in einer womöglich noch größeren krankhaften Erregung. Ein Zuſtand des heftigſten Kämpfens und Zweifelns verrät ſich im Anfang des Jahres 1820 in Briefen an ſeine Freunde Schlichtegroll und Fugger, denen er damals ein Heft Gedichte überſendet. Beide Briefe ſind nach Sinn und Wortlaut ſehr nahe verwandt; an Schlichtegroll ſchreibt er beſonders: „recht reine und lebhafte Bilder von meinem jetzigen Leben und Wirken werden ſie Dir ſein". Schlichtegroll hat einzelne dieſer Gedichte veröffentlicht, Ausbrüche einer glühenden Leidenſchaft:

Lebewohl! Ich darf dich nicht mehr ſehen,
Sonder Gruß und Abſchied muß ich gehen,
Der Verzehrte von geheimer Glut;
Sollt' ich ganz mich lautlos von dir trennen?
Lebewohl! Ich darf mich dir nicht nennen,
Lebewohl! und ſei dem Fernen gut!

Nicht die Hand, die teure, darf ich faſſen,
Was ich liebe, muß ich ſelbſt verlaſſen,
Was ich liebe, ſcheidet ſich von mir.
Tief im Herzen die verhehlten Wunden,
Hab' ich kurze Seligkeit empfunden,
Aber langes Leiden folget ihr.

Mit dem Blatt, das meine Hand beſchrieben,
Nimm die Sehnſucht und den Drang zu lieben,
Nimm die Thräne, die mein Aug' vergoß;
Schmerzlich hat ſich mein Geſchick entſchieden:
Gieb mir nichts ſonſt, gieb mir nur den Frieden,
Deſſen Tempel mir die Liebe ſchloß!

Iſt dieſer Ausbruch der Leidenſchaft wahr und echt? Gar zu ſehr haben wir uns gewöhnt, alle Liebesſchwärmerei aus jener Zeit nach Heineſchem Vorgang auf Anempfindung zurückzuführen. Aber dieſes Gedicht ſtammt, wenn nicht alle Anzeichen trügen, ſchon aus dem Jahre 1817, da von einem Einfluß Heines auf Platen noch nicht die Rede ſein konnte; es wäre im Gegenteil der Nachweis nicht ohne Glück zu wagen, daß manches Gedicht Heines auf Platenſche Vorbilder zurückgeführt werden könnte. Und bedürfte es noch eines unmittelbaren Zeugen, ſo würde Schlichtegroll, in jenen Jahren einer der intimſten Freunde Platens, zu hören ſein, der wiederholt berichtet, daß damals „Platen innig von einem Gefühl ſchwärmeriſcher Liebe zu einem weiblichen Ideal beſeelt war". „Seine Liebe iſt gepaart mit jugendlicher Schüchternheit und dem melancholiſchen Anflug eines Mangels an kühnem Selbſtvertrauen. Er glaubte dieſes Ideal in einer (ihm ebenbürtigen) jungen Dame des höheren geſelligen Kreiſes gefunden zu haben, ohne Hoffnung auf Erhörung und günſtige Geſtaltung der Verhältniſſe für ſeine Wünſche."

Sodann bringt Schlichtegroll eine Anzahl von Diſtichen unter der Überſchrift „Gedanken der Liebe" und ſetzt in Klammern

darüber als Einleitung: (Unter dieſer Aufſchrift befinden ſich in obengenanntem Hefte 58 Diſtichen, welche von dem Gefühl einer glühenden, aber unerwiederten und unbemerkten Liebe zu einem Mädchen überſtrömen, welches nicht genannt wird und mit welcher gleichwohl der Dichter in geſelligem Verkehr und Umgang geſtanden — anfangs ohne etwas für ſie zu fühlen, bis plötzlich die Neigung erwachte):

Lange ſah ich dich, kannte dich lang' und liebte dich doch nicht;
Jener verborgene Keim ſproßte nun mächtig empor.
Plötzlich hat ſich mein Herz, das ehemals kalte, verändert,
Was das meinige war, leider das deinige blieb's.
Hoffnungslos iſt ein trauriges Wort; ich fühl' es, ſobald du
Fern biſt: wenn du erſcheinſt, denk' ich des Wortes nicht mehr.
Fühlteſt du, was du mir biſt, dann fühlteſt du erſt, was du ſein kannſt;
Laſſe die Liebe dich doch lehren den eigenen Wert!
Wenn mein Auge das deinige trifft, o verſchiedene Blicke!
Deiner ſo ruhig und kalt, meiner ſo glühend und ſcheu!

Unter Platens „Vermiſchten Gedichten" erſcheint ein Teil dieſer Diſtichen unter der Überſchrift „Fragmente", aber in ganz veränderter Umgebung, durch welche ihr Eindruck gänzlich verwiſcht wird; gerade die heißeſten — namentlich die hier angeführten, ſind ausgeſchieden. Dieſe „Fragmente" ſind aber auf das Jahr 1817 datiert; das iſt bedeutungsvoll, denn es beſtätigt die auch auf andere Gründe geſtützte Annahme, daß im Jahre 1817 dieſe leidenſchaftliche Glut im Herzen des Dichters erwacht ſei.

Seit 1820 ſtanden die Freunde nicht mehr in perſönlicher Beziehung, und als der alte Schlichtegroll 1852 dieſe Erinnerungen veröffentlichte, wußte er von den Herzensgeſchichten ſeines Jugendfreundes weiter nichts mehr zu berichten.

Dagegen erfahren wir von Fugger Wichtiges. Auch an ihn hatte, wie bereits erwähnt, Platen ſeine Gedichte geſendet mit einem wenig froh klingenden Begleitſchreiben. Darauf antwortet Fugger dem Freunde: „Übrigens habe ich mir bei Deinen Gedichten Dich ſelbſt und Deine Perſönlichkeit gedacht, und darum beſchäftigte mich daran alles, worin Du Dich ſelbſt ausſprichſt. In allem dem liegt für mich viel Rührendes, und manche Stellen möchte ich darum freilich nur als eine ſchöne Dichtung betrachten. . . . Du ſchmähſt

Dich ſelbſt, wenn Du die Hoffnung aufgiebſt, ein Herz zu rühren und zu erfreuen... Einige Liebesgeſänge zeigen wohl auch, wie wenig der Dichter verſchweigen kann, und wie ihm im Reime oft das ſo ſehr gewahrte Geheimniß entflieht. Hier finde ich die höchſte Wahrheit in den Diſtichen, die Glück, Verlangen, Entſchluß und den Kampf zwiſchen dem Drange und der Schüchternheit malen, die jeder wohl ſchon ſelbſt erfahren hat. Die Liebe ſelbſt findet ſich wieder in dieſen Verſen."

Nun wir ſo weit vorbereitet und eingeweiht ſind, dürfen wir bei dem Dichter ſelbſt anfragen. Leſen wir ſeine Gedichte aus dieſer Zeit unter ſolchen Vorausſetzungen, ſo gewinnt alles Zuſammenhang und Bedeutung. Schon aus den Liedern des Jahres 1818 erſchallt die Klage:

Die alte Glut, was kann ſie frommen,
Die wieder durch mein Herz ſich gießt?
Warum noch immer ſo beklommen,
Wenn du die teuren Züge ſiehſt?

Und nun gar aus dem Jahre 1819 der herzzerreißende Klageruf:

Die Liebe hat gelogen,
Die Sorge laſtet ſchwer,
Betrogen, ach betrogen
Hat alles mich umher!

Es rinnen heiße Tropfen
Die Wange mir herab.
Laß ab, laß ab zu klopfen,
Laß ab, mein Herz, laß ab!

Aber immer noch hindert ihn die Schüchternheit an der mutigen Ausſprache; ſein Geheimnis drückt ihn zu Boden:

Erforſche mein Geheimnis nie,
Du darfſt es nicht ergründen,
Es ſagte dir's die Sympathie,
Wenn wir uns ganz verſtünden!

Darum kommt er nicht aus dem Irrſal heraus:

„Dies Auf- und Niederwogen
Von Wolluſt und von Trauer,
Von Schmerz und Wonneſchauer,
Welch Herz ertrüge ſie?

Nur kurze Zeit betrogen
Vom ſchön geſell'gen Glücke,
Wie find' ich mich zurücke
Zu dir, die mich erzogen,
Befreundete Melancholie?" —

„Was hab' ich nun Gebliebenes
Von all' der Lieb und Pracht,
Als weniges Geſchriebenes,
In ſchlechte Verſe gebracht?"

Und ſo zieht ſich der Schmerz durch die Jahre; da giebt es kein Aufjubeln in irgend einem glücklichen Augenblick; alle ſeine Lieder ſind getränkt in Seufzer und Schwermut — langgezogene Klagetöne!

Vergebt, daß alle meine Lieder klagen,
Und manche Thräne dieſen Blick umflort;
Auch ich, o glaubt mir, habe viel ertragen,
Das Schwert der Schmerzen hat auch mich durchbohrt.

Ihr könnt mich nur nach leichten Worten meſſen,
In dieſen Buſen konntet ihr nicht ſehn:
Ach, jeder Scherz iſt nur ein Selbſtvergeſſen,
Und jedes Lächeln kommt mich hoch zu ſtehn!

Iſt dieſer Schmerz nur ein poetiſch anempfundener? Kann man an ſeinem Ernſte zweifeln, oder gar in ihm eine Spur von Weltſchmerz finden?

Ein Jahr ſpäter hofft er in der „Reſignation" endlich ſeine Ruhe erſtritten zu haben:

Du haſt genug dich ſelbſt bekriegt,
Es unterliegt der Schmerz;
Sei ruhig, haſt du nicht geſiegt?
Entſagen ſchwellt das Herz.

Vollend' in dir den harten Streit,
Kein Seufzer werde wach!
Das Glück, es liegt ſo weit, ſo weit,
O haſche nicht darnach!

Fühlt auch das Herz ſich im Verluſt
Geſpalten und geteilt,
Gieb willig, was du geben mußt,
Und jede Wunde heilt!

Aber auch die Reſignation war trügeriſch, die Wunde war nicht geheilt. Und als er 1824 aus Italien zurückgekehrt war, ſchrieb er in München am 4. Dezember in ſein Tagebuch:

So ſeh' ich wieder dich nach ſieben Jahren,
Dich, durch die Zeit um keinen Reiz betrogen:
Zu meiner erſten Liebe hingezogen
Erkannt' ich dich an deinen blonden Haaren.

Doch welche Schmerzen mußt' ich nun erfahren,
Die jeden frühern Kummer überwogen!
Ich konnte, wie du mir vorbeigeflogen,
Nur kaum dein göttliches Profil gewahren.

Nun muß ich wieder fliehn dich und entſagen,
Genießend eine flüchtige Sekunde,
Was ich erharrt in mehr als tauſend Tagen.

Mich grüßt kein Blick, kein Wort von deinem Munde,
Und ohne Maß ertönen meine Klagen
In dieſer nächtlichen betrübten Stunde!

* * *

Nie hat ein ſpätres Bild dein Bild vernichtet,
Das fühlt' ich ſtets vielleicht und fühl' es heute,
Da ſich's nach langen Jahren mir erneute,
Nachdem ich manchen Wahn der Welt gerichtet.

O Zeit, in der ich noch für dich gedichtet,
Was, außer mir, ſich keiner Leſer freute!
Noch war mein Name nicht der Welt zur Beute,
Die ſelten fühlt und oft ſo lieblos richtet.

Noch unbekannt mit meinen eignen Trieben,
Zu ernſt, zu ſchüchtern, allzuſehr verſchloſſen,
Bin ich dir fremd durch eigne Schuld geblieben.

Da wieder ich nun deines Blicks genoſſen,
Empfind' ich wieder jenen Drang zu lieben,
Doch meine ſchönſte Jugend iſt verfloſſen!

Nun haben wir in des Dichters Herz geblickt! Greift die Behauptung zu weit, wenn wir annehmen, daß in dieſer unglückſeligen, mörderiſchen Leidenſchaft nicht zum wenigſten die Macht geſucht werden muß, die ihn zur Flucht zwang und ihm die letzte

Hoffnung ließ, in fremdem Lande ſein Gleichgewicht und ſeine Ruhe wiederzugewinnen? Aber auch dieſe Erwartung erfüllte ſich nicht; zahlreiche Äußerungen in ſeinen ſpäteren Gedichten würden das beweiſen. Noch im Jahre 1830 iſt er nicht geneſen:

O ſchöne Zeit, in der der Menſch die Menſchen lieben kann!
Auf meinem Herzen liegt ein Fluch, auf meinem Geiſt ein Bann!
Erſt litt ich manche heiße Qual, nun ſind ich Lieb' und Glück,
Doch ſolch ein ſchönes Hochgefühl, ich geb' es nicht zurück!
Voll Ruhe, doch wie freudenlos, durchſchweif' ich Weſt und Oſt,
Auf namenloſe Gluten folgt ein namenloſer Froſt!

Und noch kurz vor ſeinem Tode verſucht er es mit einem anderen Troſte:

Du bleibſt dir ſelbſt in jeder Pein,
Ob alle dich verließen,
Und Luſt und Sonne bleiben dein:
Wer ganz mit ſeinem Schmerz allein,
Der lernt den Schmerz genießen!

So klingt ſein Leben aus. Platens Liebes- und Leidensgeſchichte bildet einen vollſtändigen Roman oder vielmehr eine Tragödie von erſchütternder Wahrheit. Schon die wenigen ausgehobenen Stücke beweiſen dieſes zur Genüge. Zahlloſe andere Stellen aus ſeinen Dichtungen vervollſtändigen das Bild. Und wie vieles wurde unterdrückt von Platen ſelbſt, von Fugger, von den Herausgebern ſeiner Tagebücher, Engelhardt und Pfeufer? Was ſagen und was verſchweigen nicht Pfeufers Worte: „Diejenigen, welche einen Einblick in dieſes umfangreichſte Werk Platens gethan haben, darunter Schelling, Fugger und Engelhardt, wurden in gleich mächtiger Weiſe davon bewegt und gerührt!“ Und Kopiſch ſang ſeinem geſtorbenen Freunde nach:

Ach, Liebe gab dir Schmerzen genug,
Und ſie ließ der Luſt dich koſten, vom Rand
Nippen nur; aber im Fliehn ließ ſie dir
Tief in der Bruſt haften den Pfeil!

Und dennoch! Mag auch unſere Empfindung ein volles Verſtändnis des Mitleids haben mit dieſem nagenden Leid, das Leib und Seele des Mannes verzehrte, unſer Verſtandesurteil kann ihn

nicht völlig frei ſprechen von der Selbſtverantwortung für ſein tragiſches Geſchick. Es dünkt uns nicht begreiflich, daß ein ſo hochbegabter Menſch nach einem ſiebenjährigen Kampfe mit einer ausſichtsloſen Leidenſchaft ſich nicht doch hätte ermannen können, daß ſein Selbſtgefühl und ſeine oft bewieſene große ſittliche Energie ſich den Kränkungen und Demütigungen nicht hätte entziehen ſollen, die ihm auch von der Seite widerfuhren, um deren Liebe er warb. Iſt nicht vielleicht ſein heißes Ringen um Ruhm und Anerkennung gerade dem glühenden Verlangen zuzuſchreiben, etwas Ungewöhnliches zu werden und zu gelten, um dann mit einem gewiſſen berechtigten Anſpruch auf Erhörung ſeine Werbung anzubringen? Der Anſchein ſpricht dafür, denn manche Zeichen deuten hierauf. Damit verwirren ſich aber die Fäden immer noch mehr, und die Angſtrufe ſeiner nach Rettung ringenden Seele werden immer troſtloſer. Der richtende Verſtand in uns wird immer milder in ſeiner Aburteilung: das Mitleid überwiegt. Doch laſſen wir dem kranken Sänger ſelbſt noch einmal das Wort:

Daß ich dich liebe, haſt du nie vermutet,
Nie konnten's Menſchen um uns her beachten:
Mein ganzes Sein iſt nur ein ſtilles Trachten,
Und leiſe pocht das Herz nur, weil es blutet.

Ob's in mir ruhig, oder ob es flutet,
Teilnehmend wollteſt du das nie betrachten,
Und daß die Deinen mich für wenig achten,
Das hat mich oft geſchmerzt, doch oft ermutet.

Denn meine Seele ſtrebte warm nach oben,
Und was mir freundlich, feindlich trat entgegen,
Ein Traum erſchien mir's, der mich rings umwoben.

Und alſo will ich auch der Liebe pflegen,
Mit einer Sinnesart, die nicht zu loben,
Doch die zu ſchelten mich bedünkt verwegen.

In ſolchen Schmerzen wand ſich die Seele des Mannes, der ſcheinbar mit ſtolz erhobenem Haupte von ſeinem Vaterlande ſich losſagte und in Italien ſich eine neue Heimat ſuchte.

Die Gerechtigkeit fordert es, daß man dieſe Seite von Platens Geiſtesleben nach ſo langer, faſt vollkommener Nichtbeachtung zu

ihrer gebührenden Geltung bringe. Als Menſchen wiſſen wir alle aus der Erfahrung, daß die wichtigſten Entſcheidungen auf unſerer Lebensbahn überaus viel mehr von den Impulſen unſerer Empfindung als von Gründen des Verſtandes gelenkt werden. Nur das Maß der Miſchung dieſer beiden mitwirkenden Faktoren beſtimmt das Temperament des Einzelweſens. So war es auch bei Platen, und es iſt nicht zu verkennen, daß ſeine unglückſelige Naturanlage ihn unfähig gemacht hatte, ſein Leben ſich glücklich zu geſtalten. Schon in der Kadettenanſtalt beherrſchte ihn ein tiefer Zug zur Melancholie; am liebſten verſenkte er ſich in Grübeleien, und wenn er dann ſeine düſteren Ideen ausſprach, ſo verlachten und verſpotteten ſeine lebensfrohen Genoſſen dieſe ihnen unverſtändlichen Äußerungen, und Platen flüchtete ſich verletzt wieder in ſeine äußere und innere Einſamkeit. Hieraus entwickelte ſich die Empfindlichkeit und Schärfe, die Platen für den leichten geſelligen Verkehr unfähig machte. Ein lebhafter Streit der Meinungen konnte ihn für immer mit ſeinem Widerſacher entzweien, ſo ſehr er auch ſelbſt hinterher einen ſolchen Bruch bedauerte. Leidenſchaftlich zärtlich wurde darum auch ſeine Freundſchaft, wenn er eine gleichgeſtimmte Seele gefunden zu haben glaubte. Dieſen ungeſelligen, düſteren Hang ſeiner Natur kannte er ſelbſt ſehr wohl; er trug ihn als eine ſchwere Laſt, und nur ſeinen Tagebüchern vertraute er ſeine Klagen an.

Auch in Italiens milder Luft erholte ſich ſeine kranke Seele nicht. Über ſeinen dortigen Aufenthalt ſind die Nachrichten noch ſpärlicher. Von den 33 Büchern ſeiner Aufzeichnungen ſtammen nur die drei letzten aus Italien; von ihrem Inhalt iſt noch nichts in die Öffentlichkeit gedrungen. Faſt die einzige Quelle für unſere Kenntnis ſeiner neun letzten Lebensjahre bietet uns ſein 1852 erſchienener Briefwechſel mit ſeinen Freunden; der in ihnen enthaltene vielſeitige und reichhaltige Stoff iſt noch in keiner Weiſe hinreichend bearbeitet. Aber ſoviel lehrt er auf den erſten Blick, daß der häufige Wechſel des Aufenthaltsortes nicht dem ruheloſen Wandertriebe Platens enſprungen, ſondern daß ſtets beſtimmte Abſichten demſelben zu Grunde lagen, der Genuß der herrlichen Natur, Studien über die Geſchichte des Landes und ſeiner Kunſt, der Bewohner und ihrer Sprache, und nicht am letzten Geſundheits-

rückſichten. Dabei war er nichts weniger als menſchenſcheu zurückgezogen. Deutſche Künſtler, Gelehrte und Diplomaten, die klangvollſten Namen, bildeten ſeinen Umgang; der Kronprinz von Preußen begrüßte ihn mit einem artigen Schreiben; der Kronprinz von Bayern ſuchte ihn perſönlich auf; König Ludwig empfing ihn gnädig, machte ihm ein Geldgeſchenk und wollte ihn ſogar in einer ſeiner Kutſchen von Verona bis München mitnehmen. Auch Graf Auersperg, der bekannte Dichter, unterließ es nicht, ihn perſönlich zu begrüßen. Gleicherweiſe wurde er auch von der Ariſtokratie Italiens aufgeſucht und geehrt. Im Hauſe des Grafen Pieri in Siena war er während eines halben Jahres faſt täglicher Gaſt; die Familie Rothſchild in Neapel zog ihn in den engeren Kreis der Freunde ihres Hauſes; die Grafen Ranieri und Leopardi bildeten ſeinen intimen Umgang. So wäre ſeinem äußeren Daſein wenig zu wünſchen geblieben, hätte nicht der faſt andauernde Mangel an Geldmitteln, bisweilen ſogar drückende Not ihn zu äußerſter Einſchränkung gezwungen. Doch mag dieſer dunkle Punkt, über den ſich vieles ſagen ließe, hier nicht weiter verfolgt werden.

Dieſe drückende Lage konnte nicht dazu beitragen, ſeine Lebensfreude zu erhöhen. Aber auch die aus der Heimat ihm zufließenden Nachrichten über die dort gegen ihn gerichteten Umtriebe durften ihn nicht gleichgiltig laſſen; das Vaterland ſorgte mit nicht ermüdendem Eifer, daß Platen nicht zu Ruhe kam.

Die Quelle dieſer unausgeſetzten Ärgerniſſe iſt nur in einem ſehr geringen Maße in ſeinem Streite mit Immermann und Heine zu ſuchen, der ein beſonderes, noch ſeiner eingehenden Beleuchtung entbehrendes Kapitel bildet.

Platen iſt glühender Patriot, deſſen Herz ſich empört über die elende Lage des Vaterlandes. Aus der Entrüſtung über die ſchamloſe Reaktion und die Metternichiſchen Kreaturen hatte er kein Hehl gemacht. Das war die erſte Verſchuldung, die man ihm nicht verzieh, und wegen der er jede Verunglimpfung ſich gefallen laſſen mußte. In Berlin ignorierte man ihn mit Oſtentation, und in Sachſen „ſchimpften die Klatſchblätter wie die Rohrſpatzen“.

Nicht weniger ſcharf ausgeprägt war Platens Proteſtantismus. Er hatte die deutſche Geſchichte hinreichend ſtudiert, um zu

Digitized by Google

wiſſen, an welcher chroniſchen Krankheit das heilige römiſche Reich zu Grunde gegangen war. Um ſo komiſcher wirkt es, wenn man erfährt, daß in Deutſchland das Gerücht verbreitet wurde und nicht verſtummen wollte, Platen habe die Abſicht, katholiſch zu werden. Man behauptete ſogar, er ſei bereits aus Geldnot in ein Kloſter gegangen; und dieſes Gerücht wurde immer wieder aufgewärmt, ſo oft es ſich auch von ſelbſt widerlegte. Aber das Allerluſtigſte war, daß ihn nunmehr die frommen Eiferer mit Bekehrungsverſuchen verfolgten.

Dieſe gehäſſigen Angriffe hätten Platen auch belehren können, daß man ihn nicht zu den Unbedeutenden rechnete, da man ſolche Mittel aufbot, ihn zu vernichten; ſogar ſchwärzte man ihn in Rußland an, und bei den deutſchen Fürſten ſuchte man ihn politiſch zu verdächtigen.

An dieſen Erfahrungen trug er ſchwer, und ſeine Oden zeugen von ſeiner wachſenden Verbitterung.

Dieſem Druck hätte er nicht widerſtanden, wäre nicht durch das Gefühl ſeiner geiſtigen Befreiung ein neues poetiſches Leben in ihm erwacht.

Gewiß iſt Platen von den Einflüſſen der Romantik nicht unberührt geblieben, und die Einwirkungen von Jean Paul und Tieck auf ſeine Jugendjahre ſind nicht zu verkennen. Aber dieſe Beeinfluſſungen ſind doch nur äußerliche. Gegen den falſchen Geiſt der Romantik lehnt ſich ſeine im beſten Sinne vornehme Natur auf: die Wahrhaftigkeit ſeines Herzens und die Reinheit ſeines Denkens. Ihr widerſtrebte alles Tändeln mit der Kunſt, das der Romantik zum Lebensgenuß gehörte, das ſchwül-ſinnliche Schwärmen in den Gefühlserhitzungen einer Lucindeſtimmung, das Herabziehen der wahren und edlen Kunſt zu einem Spiele der Phantaſie und einem ſehnſüchtigen Seufzen nach den Gefilden der blauen Blume. Er verſtand nicht nur den Kampf der Geiſter ſeiner Zeit um die wahre Freiheit; er fühlte ſich auch zum Mitſtreiter berufen. Die Begeiſterung für dieſe höchſten Güter erfüllte Platens Dichtungen, die auf italiſchem Boden entſtanden, insbeſondere ſeine Oden und Feſtgeſänge. Können wir auch auf dieſe hier nicht näher eingehen, um ſie gegen die kleinmeiſternde

Kritik ſicher zu ſtellen, ſo iſt doch nie im Ernſte beſtritten worden, daß auf ihnen vorzugsweiſe das Anſehen Platens in unſerer neueren Dichtung beruht. Die Romantik hat er nicht nur endgiltig abgeſtreift; er iſt vielmehr ein Bahnbrecher für alle die Jüngeren geworden, denen es wie ihm darum zu thun war, die deutſche Dichtung von allem Krankhaften und Engbrüſtigen, das der Romantik anhaftete, zu befreien und eine Richtung auf nationale Ziele anzubahnen.

Dieſe Zeit der Erſtarkung und Geſundung ſollte er freilich nicht mehr erleben. Am 5. Dezember 1835 ereilte ihn ein früher Tod in der Nähe von Syrakus. Im Garten der Villa Landolina wurde er in einer Felsgruft beigeſetzt, nicht wie ein heimatloſer Fremdling, ſondern mit fürſtlichen Ehrenbezeugungen. „Den Zug eröffneten zwei Kirchendiener in Trauerkleidung, welchem der große Staatswagen des Barons mit der ſterblichen Hülle des Grafen, von zwei Dienern begleitet, folgte. Vier andere Diener in Trauerkleidern umgaben den Wagen. An dieſen ſchloß ſich der Wagen des öſterreichiſchen Konſuls an, worin derſelbe mit dem Baron ſich befand. In mehreren anderen Wägen des Syrakuſaner Adels und des Erzbiſchofs folgten die Freunde Landolinas und des Konſuls. Eine zahlloſe Menge Volks umgab mitleidsvoll den Wagen.“ So lautet der Bericht eines Augenzeugen. Wir nehmen Akt von dieſen Einzelheiten und fragen: Wem galt dieſe ehrfurchtsvolle Trauer? Dem verbannten Flüchtling, der Siziliens Boden kaum zuvor betreten hatte, deſſen Sprache kaum einer aus dem großen Trauergefolge verſtand? Dem Proteſtanten mitten im katholiſchen Lande? Oder muß nicht aus dieſer Totenfeier geſchloſſen werden, daß ſogar bis Sizilien der Ruhm des Dichters gedrungen und daß auch hier ſchon ſein Name mit Ehren genannt war?

Und dennoch, trotz dieſer vollkommen ungemachten und neidloſen Ehrung des großen Toten liegt in ſolchem Geſchick etwas Tieftragiſches.

Schon das Altertum hielt es für das Härteſte, was einen Menſchen treffen konnte, wenn er fern von ſeinen Geliebten ſterben mußte und in fremder Erde beſtattet wurde, ohne daß eine Freundesthräne auf ſein Grab niederfiel. Auch uns iſt dieſe Empfindung nicht fremd; mancher wehmutsvolle Gruß iſt zu Platens Grabe

hinübergeſendet, von keinem ſchöner und ergreifender als von Freiligrath in ſeinem herrlichen Gedichte „Odyſſeus“, den er als Boten an Platen ſendet.

In Siziliens Erde ruht der ſterbliche Teil Platens nunmehr ſeit 60 Jahren.

Hat ſein Geiſt wieder Eingang und Verſöhnung gefunden in ſeinem heißgeliebten Vaterlande, dem er die Treue bewahrte bis zu ſeinem letzten Atemzuge? Hat er, wenn auch nicht Liebe, ſo doch Ehre und Anerkennung bei ſeinen Landsleuten gefunden?

Gewiß iſt, daß ihm in Deutſchland eine allgemeine Trauer zunächſt nicht nachfolgte. Aus dem Kreiſe ſeiner Freunde, und er war nicht klein, wurde manche Stimme laut, die um den Toten klagte und ſein Andenken ehrte. Aber die ferner Stehenden befanden ſich doch unter dem Vorurteile, daß Platen der litterariſchen Fehde ſich dadurch entzogen habe, daß er den Kampfplatz räumte; und wer den Rückzug antritt, gilt allemal als der Unterlegene. Um den Gegenſtand des Streites kümmert ſich der Unbeteiligte nicht; dem Flüchtigen folgt aber Hohn und Spott. Man hatte vergeſſen, daß der Hauptſtreit erſt begonnen hatte, als Platen bereits in Italien war; erſt nach ſeiner Abreiſe erſchien, wie bereits erwähnt, die „Gabel“, erfolgten die Angriffe Immermanns und Heines, ſowie die ſcharfgeſchliffene Gegenwehr des „Romantiſchen Ödipus“. Wie ſchwer es ſei, ſolche einmal eingewurzelte Voreingenommenheiten zu überwinden, beweiſt gerade das Beiſpiel Platens. Wie ſelten begegnen wir doch in unſerer Litteraturgeſchichte — von Gervinus bis auf die neueſte Zeit — einem maßvollen Urteile über Platens Verdienſte. Freilich war auf Jahrzehnte hinaus die deutſche Dichtung allzuſehr in die politiſchen Stürme verwickelt, als daß ſie ſich um den verſchollenen Sohn des Vaterlandes hätte bemühen mögen. So mag es erklärlich erſcheinen, wenn die auf mangelhafter Kenntnis beruhenden und darum höchſtens halbzutreffenden Urteile ſich weiter fortpflanzten. Selten, daß man auf Platen tiefer eingeht; und wenn man es einmal verſucht, ſo iſt es, als halte eine gewiſſe Scheu das freiere Urteil im Banne. Wenn etwas anerkannt wird, ſo iſt es, immer mit Vorbehalt, das formale Talent Platens; der poetiſche Gehalt ſeiner Dichtungen

wird erſt in zweite Linie geſtellt, wenn man ihm ſeine dichteriſche Natur nicht ganz abſpricht. Das ſind unzweifelhaft noch heute die Nachwirkungen von Immermanns Angriffen und Heines Schmähungen, die nicht einmal Heines Verehrer und Biograph Ad. Strodtmann ungerügt laſſen kann.

Aber es hatte doch auch ſchon dem Lebenden an Anerkennung in Deutſchland nicht gefehlt. Bereits 1828 war Platen zum Mitglied der Bayriſchen Akademie ernannt worden; König Ludwig hatte ihm ein Jahrgehalt angewieſen. Bei Gelegenheit der Jahresſitzung der Akademie 1835 hatte Thierſch in ſeiner Feſtrede erklärt: die Akademie habe den ausgezeichnetſten, eigentlich einzigen deutſchen Lyriker unter ihre Mitglieder zu zählen. Von den weiteren Beweiſen der Anerkennung, welche die Fürſten dem Dichter perſönlich erwieſen, wurde ſchon manches erwähnt. Im Jahre 1851 wurde Platens Büſte in der bayriſchen Ruhmeshalle aufgeſtellt.

Mochte aber das noch herrſchende Vorurteil für die weiter abſtehenden Kreiſe das Bild Platens noch mit einem nicht ganz gelichteten Dunkel umhüllen, die deutſchen Dichter, Platens Kunſtgenoſſen, erblickten ihn im hellen Lichte und bekannten mit Geibel ihre Dankbarkeit:

Das wollen wir Platen nicht vergeſſen,
Daß wir in ſeiner Schule geſeſſen;
Die ſtrenge Pflicht, die römiſche Zucht,
Sie trug an uns allen gute Frucht.

Nun ſollten in langer Reihe alle die deutſchen Dichter zu Worte kommen, die ihre Verehrung und Dankbarkeit in vollen Tönen kundgegeben haben, von Minckwitz, Strachwitz, Kopiſch, Freiligrath, Creizenach, Dingelſtedt, Hebbel, Pichler, Herwegh, D. F. Strauß, Jul. Schanz bis auf die neueren und neueſten; aus ihrer großen Zahl mögen nur noch zwei Zeugen gehört werden. Tieferſchüttert über Platens Tod ſang G. Schwab dem Freunde nach:

Im Innerſten hab' ich's bekennen müſſen,
Du biſt, du biſt der heil'gen Sänger einer,
Vor deren Geiſt der meinige ſich beuget.

Ja, ſelig iſt die Luſt, die ſchafft und zeuget;
Doch eine, heut empfind' ich's, iſt nicht kleiner,
Die Luſt, begabt're Geiſter zu begrüßen!

Überwiegt in Schwabs Nachruf noch die Klage, so ſtellt ſich Geibel ſogleich an die Spitze der Streitgenoſſen für Platens Ehre und Ruhm:

Wenn auch nur wen'ge deine Größe ahnen
Von jenem Volk, für das du haſt geſungen,
Für das du haſt gefochten und gerungen,
Voran ihm wandelnd auf der Schönheit Bahnen:

Doch ſammelt ſchon im Schatten deiner Fahnen
Ein Häuflein ſich, von edlem Mut durchdrungen,
Und ob dein eigner Feldruf auch verklungen,
Wir ſchlagen fort die Schlacht für deine Manen.

Wir ſind die Schar, die nie von Schrecken bleiche,
Die mitten durch des Feinds geſenkte Speere
Den Weg erkämpft für eine Königsleiche.

Verpfändet haben wir die eig'ne Ehre,
Daß keines Buben Hand mit frechem Streiche
Die Schulter, die den Purpur trug, verſehre!

Faſſen wir alle Züge des Bildes noch einmal zuſammen, ſo werden wir zu dem Urteil gedrängt: Platen war eine Taſſo-Natur. Seine hohe und reichhaltige Ausſtattung mit Geiſtesgaben erfüllte ihn mit Begeiſterung und verlieh ihm das Recht, nach dem Höchſten zu ſtreben. Aber zum Kämpfer war er nicht geſchaffen, dazu fehlte ihm das eherne Herz in der Bruſt, und weiterhin noch ein Rüſtzeug, deſſen Mangel auch Taſſo empfindet und beklagt:

Wir Menſchen werden wunderbar geprüft;
Wir könnten's nicht ertragen, hätt' uns nicht
Den holden Leichtſinn die Natur verliehn.

Und weil Platen, ebenſo wie Taſſo, die Gabe, das Leben leicht zu nehmen, verſagt war, entwickelte ſich in ihm die Heftigkeit, gemiſcht mit Bitterkeit gegen die Welt und die Menſchen überhaupt, die ihn verzehren muß, da er doch die Dinge und Zuſtände nicht anders geſtalten konnte, als ſie waren. Daß er dieſe ſeine Unfähigkeit, ſich in ſeine Zeit zu finden und zu fügen, ſelbſt erkennt, das drückt ihn nieder; daher ſeine Vereinſamung, daher die Flucht in ſein Tagebuch, dem er ſeine Schmerzen und Klagen anvertraut.

Solche Naturen müſſen ſich ſelbſt verzehren.

In dem gleichen Zwieſpalt leidet Taſſos Geiſt bis zur Umnachtung. Platens ſtärkerer Wille leiſtet größeren Widerſtand, aber der Körper wird aufgerieben; er erkennt den raſchen Verfall ſeiner Lebenskraft und ahnt ſeinen frühen Tod; er ſehnt ihn nicht ſchwachmütig herbei, aber er fürchtet ihn auch nicht: gelaſſen trifft er genaue Anordnungen über ſeinen Nachlaß — nun mag das Ende nahen. Aber auch ſein Geiſtesleben iſt nicht ungeſchädigt geblieben; denn geſund kann man das nicht mehr nennen, wenn ſein Kampf mit dem Lebensſchmerz ihn mit Wolluſt erfüllt und er nicht lange vor ſeinem Ende ſingt:

Verſchließe dich, du ſtolzes Herz,
Mit allen deinen Leiden;
Erſcheine kalt und ſtolz wie Erz,
Und treibe mit dem Leben Scherz,
Und lächle beim Verſcheiden!

Als Taſſos Leib nach 51 Lebensjahren endlich von der Lebenslaſt erlöſt wurde, war ſein Geiſt ſchon längſt geſtorben. Aber ſein Lied lebte und ſeiner Dichtung Jugendfriſche hat des Mannes Namen mit unvergänglichem Ruhme geſchmückt.

Platen hat es nicht auf 40 Jahre gebracht; vielleicht hat er hierin etwas vor Taſſo voraus. Νέος ὃ'ἀπόλλυτ', ὄντιν ἂν φιλῇ θεός, — Jung ſtirbt, den ein Gott liebt. — Das ungütige Geſchick hat ihm damit zuletzt eine Gunſt erwieſen, daß es ihn abrief zur Zeit, da die Kunſt des Dichters ihre Höhe erreicht hatte und für den Menſchen eine Wendung zu irdiſchem Glücke nicht mehr zu erwarten oder zu hoffen war.

So ſei denn auch von uns heute den Manen des Hartgeprüften und Verkannten ein beſcheidenes Opfer gebracht.

Noch iſt ſein Nachruhm nicht ſo vollkommen, daß wir ſagen könnten, er habe ſich die Herzen ſeines geſamten Volkes erobert; aber ſtetig wächſt doch die Gemeinde ſeiner Freunde und Verehrer; ſchon längſt iſt im deutſchen Lande der Jugend „das Grab im Buſento", „der Pilgrim vor St. Juſt" und noch manches andre Lied oder Gedicht Platens geläufig geworden. Auch vor dem Richterſtuhle der berufenen Kritik wird Platens Sache nach Wert

und Verdienſt gewürdigt und zu ſeinen Gunſten der Streit geſchlichtet werden. Da mag denn Geibels Prophetenſtimme noch einmal vernommen werden und die Zeit nicht mehr in unabſehbarer Ferne liegen, die er mit dem Blicke des Sehers voraus verkündete, als er „Platens Vermächtnis“ in des Dichters Seele las:

Iſt auch das Saatkorn noch nicht aufgegangen,
Das ich geſtreuet in der Heimat Boden,
Verzagt ihr auch, von Kleinmut noch befangen,
Des Unkrauts träge Wildnis auszuroden:
Erſcheinen wird der Tag, wo mit Verlangen
Den Aſchenkrug ihr ſuchet des Rhapſoden,
Der ringend nach der Schönheit goldnen Früchten
Vor eurem Groll zum Süden mußte flüchten.

Dann wird der deutſche Wald von Liedern ſchallen,
Die prächtig, wie auf Adlersflügeln, rauſchen,
Der heitre Süden wird zum Norden wallen,
Um ſeines Ernſtes Schätze einzutauſchen,
Und heilig wird der Sänger ſein vor allen,
Und fromme Hörer werden rings ihm lauſchen.
Was ſoll ich drum den frühen Tod beweinen? —
Der Dichter lebt, ſo lang die Sterne ſcheinen!

3.

Zur Schillerfeier.

Die Xenien.

Von Profeſſor Dr. A. Köſter, Marburg.

(7. November 1896.)

Wenn ich den Sinn der jährlichen Verſammlungen, die man hier im Freien Deutſchen Hochſtifte hält, recht verſtehe, ſo iſt es derſelbe, den alle friedlichen Gemeinden, religiöſe wie künſtleriſche, mit ihren Zuſammenkünften verbinden: Sie wollen hier nicht neue, fremde Probleme in erregter Diskuſſion erörtern, ſondern alten, liebgewordenen, künſtleriſchen Beſitz durch erneute, pietätvolle Betrachtungen in ſich lebendig erhalten. Aber Sie wollen anderſeits

auch nicht weltabgewandt hier ſitzen, nicht über der Betrachtung der Vergangenheit die Gegenwart vergeſſen, ſondern vielmehr eines durch das andere beſſer verſtehen. Das Dichterwort

Willſt du dich ſelber erkennen, ſo ſieh, wie die andern es treiben,
Willſt du die andern verſtehn, blick' in dein eigenes Herz

ſoll hier neue Bedeutung gewinnen: von den künſtleriſchen Leiſtungen einer hinter uns liegenden Periode wollen Sie hinüberſchauen auf Kunſt und Künſtler unſrer Tage, um dann mit hellen Sinnen unbefangen und gerecht zu urteilen.

Dieſem Zwecke unſrer Zuſammenkunft wünſche ich heute abend Rechnung zu tragen. Ich bringe Ihnen nichts Neues, ſondern möchte Ihnen nur an einem Beiſpiele ſchlicht und in kurzem Überblick ſchildern, wie ich ſelbſt durch hiſtoriſche Betrachtung mein Urteil über unſere gegenwärtige Zeit ſtets kontrolliere.

Es iſt heute der 7. November, der Tag, an dem Goethe Weimar zum erſtenmal betrat, zugleich ein Tag, der uns nur um wenige Stunden von Schillers Geburtsfeſte trennt. Zu keiner Zeit wird man gebieteriſcher aufgefordert, die beiden Dichter in ihrem gemeinſamen Wirken zu betrachten, als eben in den Tagen des beginnenden November. Und da nun gerade in dieſem Jahre das Werk, an dem die beiden Großen innigſt untrennbar geſchaffen haben, ſeine Jahrhundertfeier begeht, ſo iſt es begreiflich, daß ich der Betrachtung des Abends zu Grunde lege: Die Xenien aus dem Jahre 1796.

Wir kennen ſie eigentlich erſt ſo recht ſeit wenigen Jahren: erſt ſeitdem 1893 aus dem Weimarer Goethe- und Schiller-Archiv das alte Xenienmanuſkript wieder ans Licht ſtieg und uns noch 178 bisher unbekannte Epigramme, etwa ein Fünftel des Ganzen, beſcherte, erſt ſeit der Zeit wiſſen wir vor allem Schillers künſtleriſche Arbeit an dieſem Unternehmen zu ſchätzen.

Es lag im Beginn der neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts wie Windſtille über der deutſchen Litteratur: ein unkundiger, unbeteiligter Zuſchauer konnte glauben, Deutſchland habe ſich erſchöpft. Die Zeit der Morgenröte der Kunſt lag weit zurück; Leſſing und mancher ſeiner Altersgenoſſen war tot; und wer jene glorreiche Zeit noch miterlebt hatte, wie Klopſtock oder Wieland,

war inzwiſchen alt geworden, ſelbſt Herder ſchien an der Grenze ſeiner Schaffenskraft angelangt. Die jungen Brauſeköpfe aus den ſiebziger Jahren, die Genies, die Göttinger, hatten ſich beruhigt; die Jünglinge, denen die Zukunft gehörte, die Romantiker, bereiteten ſich erſt auf ihre Feldzüge vor. Goethe hatte ſich ganz auf wiſſenſchaftliche Arbeiten zurückgezogen. Und ſelbſt der einzige, der in den achtziger Jahren ſo etwas wie eine Revolution hervorgerufen hatte, ſelbſt Schiller ſchien den Muſen untreu geworden zu ſein. Das war ſo recht eine Zeit, in der Poeten vierten und fünften Ranges ihr Haupt erheben konnten; und die Mittelmäßigkeit ſchoß denn auch üppig ins Kraut.

Da iſt Schiller, kein andrer, der Befreier geweſen. Im Jahre 1794 rief er ein großes journaliſtiſches Unternehmen ins Leben, das glänzendſte, das das 18. Jahrhundert geſehen hat: „Die Horen". Es ſollte eine Zeitſchrift ſein, in der die Beſten der Nation ihr Beſtes boten, zugleich eine Freiſtätte, an der ſich in wilder kriegeriſch erregter Zeit alle Gebildeten zu friedlich-heiterer Unterhaltung zuſammenfinden konnten. Der erſte Erfolg war glänzend; noch hatte keine Zeitſchrift ſich ſolcher Mitarbeiter rühmen dürfen, noch hatte keine Zeitſchrift eine ſolche Zahl von Abonnenten gehabt wie die Horen. Die wichtigſte Folge des Unternehmens blieb aber dem Publikum vorläufig noch verborgen: bei der gemeinſamen Arbeit an den Horen wurden ſich Goethe und Schiller ihrer gemeinſamen Miſſion bewußt und ſchloſſen ſich nun untrennbar feſt zuſammen, als eine Großmacht fortan in Deutſchland.

Aber dem glorreichen Anfang entſprach leider nicht der Fortgang, denn die Zeitſchrift hatte zwei Feinde, einen inneren und einen äußeren. Zunächſt lag im Programme des Unternehmens ſelbſt ein tödlicher Keim. Es war ja gewiß groß und edel gedacht, dem Volke nur das Beſte zu geben. Aber es war unpädagogiſch, daß Schiller ſich nie die Frage vorlegte, ob denn das Publikum ſchon reif ſei für dieſes Beſte. Die Erfahrung hat gezeigt, daß kein künſtleriſches Unternehmen beſtehen und wirken kann, das nicht unter das Beſte auch Mittelgutes miſcht; und Goethe z. B. war weltklug genug, bei ſeiner Theaterleitung den

Fehler zu vermeiden, den Schiller als Redakteur beging. Es wäre genug gewesen, das absolut Schlechte auszuschließen, das Mittelgute zu dulden und so das Publikum langsam für das Bessere und Beste zu erziehen. Langsam! Aber Schiller, der sich in seinem ungeduldigen Idealismus nicht genug thun konnte, tischte seinen Lesern gewöhnlich nur die allerschwerste Kost auf. Die meisten standen daher ratlos da und ließen die Zeitschrift, die ihrem Verständnis nicht entgegenkommen wollte, im Stich. Wir späteren Generationen haben allerdings den Nutzen davon gehabt, daß Schiller als Journalist mehr für die Zukunft als für seine Zeit arbeitete; die Horen aber haben darunter leiden müssen.

Und nun kam gar noch ein äußerer Feind hinzu. Sollte die Zeitschrift nur Gutes bringen, so waren selbstverständlich alle jene mittelmäßigen und elenden Skribenten, deren ich vorhin gedacht habe, als Mitarbeiter ausgeschlossen. Wie sie sich rächten, liegt nahe. Es giebt Hunde, die jeden anbellen, der sorgfältig gekleidet des Weges kommt; die Horen, als sie in ihrem vornehmen Gewande einherschritten, sind denn auch von einem ganzen Chore solcher Kläffer empfangen worden. Es ist erstaunlich, was für eine Fülle von Gemeinheit und Unverstand sich über Schillers Unternehmen ergoß. Er selbst und seine Freunde sammelten die hämischen Kritiken; und schon hatte sich Schiller zu einer Entgegnung mit Blitz und Donnerschlag gerüstet, da brachte ihn Goethe am 23. Dezember 1795 auf einen rechten Weihnachtsgedanken. Der Weimarer Freund sagte sich mit vollem Recht, daß man mit ernsthafter Entrüstung den elenden Gesellen viel zu viel Ehre anthue: lachen müsse man über sie. Wollten sie nicht niedersitzen an den reich belasteten Tafeln, die man allem Volke bereitet, so müsse man ihnen boshafte Gastgeschenke ins Haus schicken.

Und das ist der Keim gewesen, aus dem die „Xenien" hervorgegangen sind. Mit Knallerbsen, nicht mit Kanonenkugeln wollte man die Widersacher empfangen, sie nicht töten, sondern im Gegenteil: sie in ihrer Lächerlichkeit unsterblich machen. Schiller war entzückt von dem Gedanken. Und monatelang haben nun die Freunde im Stillen gearbeitet und sich ihrer lustigen Bosheit gefreut.

Lange kneteten wir Salpeter, Kohlen und Schwefel,
Bohrten Röhren, gefall' nun auch das Feuerwerk euch,

ſo ſagen ſie ſelbſt.

Aber inzwiſchen hatte der urſprüngliche Plan ſich längſt verändert: aus ein paar Dutzend Epigrammen waren hundert, aus hundert waren beinahe tauſend geworden. Ja, es hatte die kriegeriſche Luſt zu Zeiten ſogar einer verſöhnlicheren Stimmung Platz gemacht; inhaltlich hatte ſich das Unternehmen erweitert: neben den aufreizenden Stachelverſen waren auch viele holde, beſänftigende Sprüche entſtanden. Und als nach Verlauf eines halben Jahres die beiden Dichter ihr Werk beſahen, da lag es wie eine ſeltſame Gartenwildnis vor ihnen, darin wuchſen Diſteln und duftende Roſen wirr durcheinander.

Nun erſt ging Schiller allein an die ſchwerſte Aufgabe, nämlich, in dieſen Wirrwarr Ordnung zu bringen. Und die bloße Anordnung, die er den Xenien im Sommer 1796 gab und die uns jetzt erſt ſeit ein paar Jahren bekannt geworden, iſt ſchon eine künſtleriſche Leiſtung erſten Ranges. Er ſtieß ſie ſpäter aus Gründen der Zweckmäßigkeit wieder um; ja, er würde, wie er alle ſeine Manuſkripte vernichtet hat, wohl im Gefühle ſeines königlichen Reichtums auch die Xenienhandſchrift verbrannt haben, wenn nicht Goethe ſie uns gerettet hätte. In dem Archiv des Freundes hat dieſe ſchönere und reichere Xenienſammlung geruht, bis ſie nach beinahe hundertjährigem Schlafe wieder zu Tage getreten iſt und faſt zweihundert völlig unbekannte Sprüche mit ſich brachte, ein ungeahntes Geſchenk.

Wie hat ſich nun das deutſche Volk dieſer Gabe gegenüber verhalten? Es hat gejubelt, nicht wahr, und iſt ſtolz auf den Beſitz? — Nein, man errötet, es zu ſagen: es hat ſich beinahe garnicht darum gekümmert. Wenn in England ein neues Werk von Shakeſpeare oder in Frankreich eines von Moliere gefunden würde, ich glaube, es wäre eine nationale Ehrenſache, es ſo ſchnell wie möglich zu verbreiten. Und in Deutſchland iſt in drei Jahren noch nicht eine einzige Auflage der Xenien zu verkaufen geweſen.[1])

[1]) Der neue Fund erſchien zunächſt als Band 8 der „Schriften der Goethe-Geſellſchaft". Im Auftrage des Vorſtandes herausgegeben von Bernhard

Das muß doch seinen Grund haben. Man führt bei uns die Namen Goethes und Schillers so viel im Munde, es wird so viel über beide Dichter geschrieben, daß, wenn man in diesem einen merkwürdigen Falle auf völlige Gleichgiltigkeit stößt, man sich erstaunt fragt: Liegt hier die Schuld an den Xenien oder am Publikum?

Es könnte scheinen, als ob schon mit dieser Fragestellung sich meine Ausführungen zu einer Anklage zuspitzen wollten, zu einer Anklage, wie sie heutzutage so oft und so wohlfeil erhoben wird. Das liegt mir gänzlich fern. Ich weiß sehr wohl, daß wir in einer Zeit leben, die so ernste Aufgaben und Pflichten hat, daß neben ihnen für litterarische Interessen sich nicht oft die Sammlung einstellen will. Ich beklage das mit vielen anderen und gehöre darum zu denen, die da wünschen, daß man wenigstens der Jugend die Liebe zu unsrer heimischen Dichtkunst fest einpräge, damit auch in der späteren Zerstreuung des Lebens jedem ein unverlierbares Besitztum künstlerischen Sinnes erhalten bleibe. Wir können damit allerdings das Interesse an der Kunst noch nicht unmittelbar heben, wohl aber, wenn wir nur stets die rechten Mittel anwenden, eine gesunde lebendige Tradition pietätvoll in günstigere Zeiten hinüber retten.

Diese Einschaltung mache ich, damit Sie wissen, daß ich für die Gleichgiltigkeit des Publikums gegenüber den Goethe-Schillerischen Xenien die Schuld nicht einseitig dem Publikum zuschiebe. Ich kenne eine Menge Menschen von echter litterarischer Bildung, die an dieser Spruchpoesie ohne gleichen nur deshalb vorübergehen, weil sie gegen sie ein altes Vorurteil mit sich herumschleppen. Nimmt man ihnen diese Voreingenommenheit, so schlägt die frühere Kälte oft in eine warme Liebe um. Das Vorurteil aber ist dies:

Suphan, Weimar 1893 unter dem Titel: Xenien 1796. Nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archives herausgegeben von Erich Schmidt und Bernhard Suphan, Weimar 1893. Diese Ausgabe erhalten nur die Mitglieder der Goethe-Gesellschaft. Für den Handel ist jedoch derselbe Druck in einer besonderen Ausgabe mit denselben trefflichen Erläuterungen zu dem Preise von M. 1.80 erschienen: diese jedem leicht zugängliche Ausgabe ist oben gemeint.

Der AGA.

die Xenien ſeien nur für Gelehrte da, die aus dem Nüſſeknacken und Rätſelraten einen Sport machten; und wenn ja ſchon ein Laie mit Hilfe von Erläuterungen ſich ein Verſtändnis verſchaffen könne, ſo ſei das keine erfreuliche Poeſie mehr, um die man immer erſt die Propheten befragen müſſe. Die Xenien lägen außerdem unſerer Zeit gar ſo fern; ſie brächten nur litterariſches Gezänk aus abgeſtorbenen Tagen.

Solche Anſchauungen habe ich oft laut werden hören. Und ich kann nicht leugnen, daß die Gelehrten, die zünftigen Litterarhiſtoriker, zum Teil an dieſem Vorurteil mit ſchuld ſind. Ihr Intereſſe hat ſich bei den Xenien von jeher zumeiſt auf die Einzelerklärung, und ſpeziell auf die Deutung der rein litterariſchen Sprüche gerichtet. Dem großen Kreiſe der Gebildeten aber wäre es vielleicht willkommener geweſen, wenn man ihnen die Xenien mit Hintanſetzung gleichgiltiger Einzelheiten mehr als ein zuſammenhängendes Lebensbekenntnis beider Dichter erläutert hätte. Denn das iſt ja die wichtigſte Veränderung, die mit dieſer Sammlung von Epigrammen erſt während ihrer Entſtehung vor ſich gegangen iſt: anfangs war ein bunter Wirrwarr winzig kleiner Kunſtwerkchen geplant geweſen, und ſchließlich war zum Staunen der Dichter ſelbſt ein einziges großes Kunſtwerk daraus geworden. Die vereinzelten Pygmäen würden ſich vielleicht bald verlaufen haben; aber der imponierend geordnete Feſtzug der Epigramme ſchreitet in alle Ewigkeit fort. Dieſe Ordnung iſt Schillers Werk; an den vielen Einzelſprüchen, ja ſelbſt an dem einzelnen Spruch konnten beide Freunde gemeinſam dichten, aber das Kommando über die Maſſe mußte in Einer Hand liegen. Das hat Goethe klar erkannt; deshalb trat er am Schluſſe der Arbeit zurück und ernannte Schiller zum Selbſtherrſcher:

Du biſt König und Ritter und kannſt befehlen und ſtreiten,
Aber zu jedem Vertrag rufe den Kanzler herbei.

Erſt als die Dichter das geordnete Ganze vor ſich ſahen, konnten ſie ihren Xenien auch die Unſterblichkeit prophezeien und ihnen den Segen mit auf den Weg geben:

Lebet, iſt Leben in euch, und erzählt noch dem kommenden Alter,
Diſtichen, was wir geehrt, was wir gehaßt und geliebt.

Und darum, weil gerade für dieſes Kunſtwerk die Anordnung ſeiner Teile ſo beſonders wichtig iſt, wird man es im größeren Publikum erſt dann wieder mit rechter Freude genießen, wenn man ſich mehr an das Ganze hält als an die herausgegriffenen Einzelheiten. Denn ſie leben noch heute, die Xenien, und ſind uns heute vielleicht nötiger als etwa vor einem Menſchenalter. Gerade in den Kämpfen unſrer Tage, den materiellen wie den geiſtigen, können ſie eine Leuchte ſein. Ich meine das nicht in der plumpen Auffaſſung, daß, wenn heute irgend jemanden eine Unſicherheit, ein Zweifel in politiſchen, in künſtleriſchen oder anderen Dingen aufſtößt, er in den Xenien ſofort die Antwort bereit finde, ſondern ich meine es in dem tieferen Sinne, daß die Art und Weiſe, wie Goethe und Schiller in den Xenien zu allen wichtigen Fragen ihrer Zeit Stellung nehmen, für uns und alle Zeiten vorbildlich iſt. Auf die Art der Betrachtung kommt es an, nicht auf den jeweiligen Inhalt im Einzelnen. Daß dabei freilich auch ſtoffliche Analogien ſich darbieten, daß wir bei hunderten dieſer Sprüche unwillkürlich rufen: Dies iſt ja wie für den heutigen Tag berechnet — das iſt eine Erſcheinung, die jedes große Geiſteswerk hervorruft, eine Erſcheinung, die mit der ewigen Wiederholung aller menſchlichen Probleme zuſammenhängt. So lange die Erde ſteht, wird man Fragen der Religion und Politik, der Kunſt und Wiſſenſchaft erörtern. Und eines großen Mannes Wort bleibt dabei anregend für alle Zeiten, auch wo wir ihm widerſprechen müſſen.

Betrachtet man die Xenien nur im Einzelnen, ſo mag ſelbſt dem aufrichtigen Freunde der Litteratur manches veraltet ſcheinen. Was iſt uns heute Nicolai, was Manſo oder Reichardt, auf die Goethe und Schiller einen wahren Hagel von Pfeilen niederraſſeln ließen? Was ſind uns die zahlreichen noch Kleineren, an denen ſie ihren Witz übten? Nur durch weitläufige hiſtoriſche Erläuterungen werden uns die hierhin gehörigen Epigramme notdürftig wieder lebendig. Auch mancher von den Sprüchen allgemeineren Inhaltes trifft nicht mehr mit den heutigen Anſchauungen zuſammen: kein Journaliſt unſerer Tage würde ſich mehr durch die politiſchen Maximen Goethes einengen laſſen, keine Vorkämpferin für die Frauenfrage mit Schillers Idealbild des Weibes zufrieden ſein,

kein Naturforſcher bekennt ſich mehr zu Goethes Invektiven gegen Newton. Aber alle Einwände im Einzelnen ſchweigen, wenn man den Blick auf das Ganze richtet. Sobald man nicht mehr fragt: „Was denken die beiden Dichter über dies oder jenes Problem des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts?“, ſondern „Wie treten ſie an dieſe Fragen heran?“, im gleichen Augenblicke werden für uns die Xenien aus einem Abbilde einer begrenzten Zeit zu einem Vorbilde für alle Zeiten.

Es wäre nun eine lohnende, aber viel zu große Aufgabe, wollte ich hier mit Ihnen vereint die Xenien als ein einheitliches Kunſtwerk, als ein zwar aphoriſtiſches, aber doch umfaſſendes menſchliches und künſtleriſches Bekenntnis betrachten. Ich muß mich jedoch darauf beſchränken, andeutend an die Stelle des Ganzen ein paar kleinere Gruppen von Sprüchen treten zu laſſen, in denen aber eben durch die Zuſammenfaſſung das einzelne Epigramm erhöhte Bedeutung gewinnt.

Von den vielen hundert Xenien haben die Zeitgenoſſen wohl keine mit größerer Entrüſtung aufgenommen, als diejenigen, die ſich gegen die Frömmler richten. In der That, betrachtet man dieſe Sprüche einzeln, jeden für ſich, ſo kann der erſte Eindruck nur Staunen und Unbehagen ſein. Denn es ſind faſt lauter alte Jugendfreunde Goethes, die hier als Phariſäer gekennzeichnet werden, Männer, mit denen der Dichter einſt ſehr vertraut geweſen war: Ewald, dem er in der Jugend das Hochzeitslied geſungen hatte, Jung-Stilling, der tägliche Tiſchgenoß in Straßburg, Schloſſer, der eigene Schwager Goethes, Lavater, für den er einſt geſchwärmt hatte, die Brüder Stolberg, die Gefährten von der erſten Schweizerreiſe. Sie alle werden als verdrießliche und zweifelhafte Heilige abgelehnt. Dies Verfahren konnte nicht nur auf Goethe, ſondern auch auf Schiller ſehr übles Licht werfen: Hartherzigkeit gegen den Freund, Gleichgiltigkeit gegen die Religion, das waren die Anklagen, die ſich an jedes einzelne dieſer Epigramme knüpfen konnten. Wohlverſtanden, an jedes einzelne, das man herausgreift. Läßt man ſie aber ſtehen in dem großen Geſamtbekenntnis der Xenien, ergänzt man ihren Sinn durch die inhaltlich naheſtehenden Sprüche, ſo ſieht die Sache ganz anders aus.

Niemals hätten die beiden Dichter irgend etwas wahrhaft Heiliges angegriffen, nie hätten ſie echte Demut und Frömmigkeit beleidigt. Denn ſie ſelber waren in tiefer Seele fromm und duldſam. Nur war ihre Frömmigkeit voll Ehrfurcht und Stille. Jedes laute Bekennen und Beten und Singen paßte nicht zu dem geheimnisvollen Schauer ihrer Andacht. Das tiefe Gefühl, mit dem ſie die Nähe des namenloſen Weltweſens empfanden, trugen beide ſtill bei ſich. Ihr ganzes Thun jedoch, ihre Lebensarbeit, die immer auf ein höheres geiſtiges Daſein gerichtet war, geſchah am hellen Sonnentag und niemand verborgen.

Darum war ihnen beiden die ganze Gruppe derer ſtörend im Wege, die es umgekehrt machten. Ihr ganzer Zorn wurde laut gegen die, die ſich mit all ihrem Thun ſonnenſcheu in die Winkel drückten, immer im Stillen wirtſchafteten, dort aber dann mit ihren Geſängen und Jeremiaden laut wurden. Traten nun dieſe Duckmäuſer gar noch mit der Anmaßung auf, die Tugend in Erbpacht zu haben, wollten ſie andere gar zu ihrer aufdringlichen Moral bekehren, dann wurden ſie nicht nur läſtig, ſondern verderblich.

Wie ſie mit ihrer Moral, die ſchmutz'gen Naturen, uns quälen!
Thut euch die Peitſche ſo gar not, was empfehlt ihr ſie uns!

Ernſthaft beweiſen ſie dir, du dürfteſt nicht ſtehlen, nicht lügen.
Welcher Lügner und Dieb zweifelte jemals daran?

Herzlich iſt mir das Laſter zuwider und doppelt zuwider
Iſt mir's, weil es allein nötig die Tugend gemacht.

„Wie, du haſſeſt die Tugend?" — Ich wollte, wir übten ſie alle,
Und ſo ſpräche, will's Gott, ferner kein Menſch mehr davon!

Nur zwey Tugenden giebt's, o wären ſie immer vereinigt!
Immer die Güte auch groß, immer die Größe auch gut!

Gegenüber ſolcher Schlichtheit und Reinheit der Geſinnung konnten allerdings jene Moralſchwätzer nicht aufkommen. Und wenn ſie nun noch gar von ihrem Standpunkte aus in die Erörterungen über die Kunſt hineinzureden wagten und ihre Moral auch dahineintragen und die eben befreite Kunſt wieder zur Dienerin der Theologie und Sittenlehre erniedrigen wollten, dann bäumte ſich in unſern beiden Großen jedes Gefühl dagegen auf. Denn hier

war ein Tempel, in dem ſie ſelbſt als Prieſter walteten; und mit gehobener Geißel, wie einſt der Rabbi von Nazareth, ſo jagten ſie die heulenden Krämer hinaus.

„Beſſern, beſſern ſoll uns der Dichter!“ — So darf denn auf eurem Rücken des Büttels Stock nimmer und nimmermehr ruhn?

In ſolchem Zuſammenhange, da ſehen wohl die paar Ausfälle gegen die ſitzengebliebenen oder rückſchrittlichen Genoſſen von Goethes Jugend etwas anders aus als vorher. Nicht um die alten Geſellen zu kränken, hat Goethe ſie abgeſchüttelt; ſondern um der Sache willen, die ihm heilig war, hat er mit ihnen brechen müſſen.

Das iſt ſo ein Beiſpiel für viele, wie das einzelne Xenion nur dann die rechte Beleuchtung erhält, wenn man es in ſeiner Umgebung läßt. Ich will noch ein zweites herausgreifen.

Goethe und Schiller ſind in den Xenien natürlich ſtets auf ihrem eigenſten Gebiet, ſobald ſie über die Kunſt ſprechen; die Hauptmaſſe der Epigramme hat daher dieſen Inhalt. Jene Hunderte von Sinnſprüchen, die ſich gegen die mittelmäßigen Dichter und Rezenſenten der Zeit wenden, ſind als ein Akt der Notwehr aufzufaſſen. Wie Odyſſeus gegen die Freier, ſo wollten die beiden Dichter Hausrecht üben: um ſelber Raum zu haben, mußten ſie die kleinen Störenfriede beiſeite ſchieben. Hier liegt die Abſicht klar am Tag. Und hier war auch der Sieg nicht ſchwer.

Aber eine andere Reihe von Xenien wendet ſich gegen alle anerkannten Autoritäten auf dem Parnaß; und hier iſt die Erklärung nicht von vornherein ebenſo leicht. Welchen Zweck konnte es haben, den Vater Gleim als hinfälligen alten Peleus einzuführen, oder Ramler in Berlin in ſeiner geiſtloſen Arroganz zu zeigen, oder Klopſtocks ehrwürdigen Meſſias übermütig neben den Reineke Fuchs zu ſtellen, oder den guten, alten Wieland mit ſeiner Geſchwätzigkeit aufzuziehen? Auf ſolche Fragen giebt wiederum nicht das einzelne Epigramm, ſondern nur die Summe der Xenien Antwort.

Ich ſagte ſchon: die Xenien ſind ein Akt der Notwehr. Wo ſie für die künſtleriſchen Ideale unſerer beiden Dichter kämpfen, da iſt ihr hauptſächlichſter Feind jene breite, ewig geſtrige Litteratur,

die in den neunziger Jahren wucherte. Aber neben dieſem Gegner, den man doch ins Auge faſſen konnte, gab es noch einen zweiten unſichtbaren Feind, der in der Menſchen Bruſt ſich verbarg und deshalb viel gefährlicher werden konnte: das war nicht die gleichzeitige, ſondern die ehrwürdige, durch Tradition geheiligte Litteratur, die nun ſchon ein halbes Jahrhundert zurücklag. Dieſe traditionelle Kunſt, die immer als ein Muſter aufgeſtellt wird, wirkt auf den vorwärts ringenden Künſtler oft geradezu feindſelig und hemmend.

Es iſt eine ganz falſche Vorſtellung, wenn man meint, es hätten die Zeitgenoſſen in den Werken derer, die wir als Klaſſiker bezeichnen, ſofort die Erfüllung der litteratiſchen Beſtrebungen des 18. Jahrhunderts erkannt. Durchaus nicht! Das Publikum, die große Maſſe iſt immer ein bis zwei Menſchenalter hinter den großen Pionieren der Kultur zurück. Am Ende des 18. Jahrhunderts war man in den meiſten Kreiſen noch bei der Bewunderung Gellerts und ſeiner Altersgenoſſen. Und gerade dieſe Bequemlichkeit, die Trägheit der Menge war für Goethe und Schiller ein Klotz am Bein. Sie klagen darüber, daß das Publikum ſich von ſchlechten Kritikern geduldig vorſchwatzen laſſe, die vierziger und die fünfziger Jahre ſeien die goldene Zeit der Dichtkunſt geweſen; ſeither aber ſei es bergab gegangen. In köſtlichſter Weiſe hat Schiller dem Publikum eine Jeremiade in den Mund gelegt voll Sehnſucht nach der Zeit, da man noch Holbergs und Gellerts Luſtſpiele und importierte franzöſiſche Alexandrinertragödien ſpielte:

Alles in Deutſchland hat ſich in Proſa und Verſen verſchlimmert,
Ach und hinter uns weit liegt ſchon die goldene Zeit.

Philoſophen verderben die Sprache, Poeten die Logik,
Und mit dem Menſchenverſtand kommt man durchs Leben nicht mehr.

Aus der Äſthetik, wohin ſie gehört, verjagt man die Tugend,
Jagt ſie, den läſtigen Gaſt, in die Politik hinein.

Wohin flüchten wir uns? Sind wir natürlich, ſo ſind wir
Platt, und genieren wir uns, nennt man uns abgeſchmackt gar.

Schöne Naivität der Stubenmädchen zu Leipzig,
Komm doch wieder, o komm, witzige Einfalt, zurück!

Komm, Komödie, wieder, du ehrbare Wochenviſite,
Siegmund, du ſüßer Amant, Maskarill, ſpaßhafter Knecht.

**

Trauerſpiele voll Salz, voll epigrammatiſcher Nadeln,
Und du, Menuettſchritt unſers geborgten Kothurns.

Alte Proſa komm wieder, die alles ſo ehrlich herausſagt,
Was ſie ſich denkt und gedacht, auch was der Leſer ſich denkt.

Philoſoph'ſcher Roman, du Gliedermann, der ſo geduldig
Still hält, wenn die Natur gegen den Schneider ſich wehrt.

Zu dieſer „goldnen Zeit" mußten Goethe und Schiller Stellung nehmen, wenn ſie ihre Abſichten durchſetzen wollten. Sie waren gewiß nicht undankbar für die Leiſtungen der Vorfahren; aber ſie waren es müde, ſich beſtändig vorhalten zu laſſen: Seht hin, wie es Uz und Gleim, Gellert und Klopſtock gemacht haben und nehmt euch ein Beiſpiel daran! Es war Pflicht der Selbſterhaltung, Treue gegen den eingebornen Genius, daß ſie einmal die läſtig werdenden Autoritäten abſchüttelten und eine neue Zeit proklamierten. Aus dieſem Geſichtspunkt wird wieder eine große Zahl von Xenien uns im Zuſammenhange klar. Ein vereinzelter Angriff, beiſpielsweiſe gegen den alten Gleim, wäre grauſam und nutzlos geweſen. Aber in dem notwendig gewordenen Befreiungskrieg gegen die Poeten der ſogenannten goldnen Zeit hat auch dieſer Angriff ſeine Berechtigung. Kommenden Geſchlechtern aber haben die beiden Dichter ihre Meinung klar zu verſtehen gegeben. Und wenn in unſren Tagen ſich ähnliche Kämpfe wiederholen und man jungen vorwärtsringenden Künſtlern zurufen möchte: Dichte doch wie Goethe und Schiller, komponiere wie Haydn und Mozart, ſo haben dieſe Künſtler (vorausgeſetzt, daß ſie die nötige Begabung beſitzen) das volle Recht zu ſagen, daß ſolch ein Hinweis auf bindende Autoritäten gar nicht im Sinne der beiden Weimarer iſt.

Ja, die Xeniendichter haben ſogar, eingedenk ihrer eigenen Jugend, ausdrücklich eine gewiſſe Maßloſigkeit, einen Überſchwang der Kraft als ein Recht der Jugend erklärt.

Daß du der Fehler ſchlimmſten, die Mittelmäßigkeit, meideſt,
Jüngling, ſo meide doch ja keinen der andern zu früh!

Nur das feurige Roß, das mutige, ſtürzt auf der Rennbahn,
Mit bedächtigem Paß ſchreitet der Eſel daher.

So war's von jeher, mein Freund, und ſo wird's auch bleiben. Die Ohnmacht
Hat die Regel für ſich, aber die Kraft den Erfolg.

Das klingt ganz anders, als was gutmütige Menſchen meiſtens aus ihrem Goethe und Schiller herausleſen. Und dergleichen Aufſchlüſſe zur Pſychologie beider Dichter, dergleichen ewige Weisheit birgt das Buch der Xenien noch hundertfach. Nur ſei es noch einmal geſagt: man muß es nicht beliebig zerſtückeln, ſondern ihm ſein kunſtreiches Gefüge bewahren.

Möchte doch dies einzige Buch in noch viel weitere Kreiſe dringen, als es bis jetzt konnte! Denn in abſehbarer Zeit werden wir nichts Ähnliches wiederbekommen. Selbſt wenn es an Stoff nicht mangelte, ſelbſt wenn ein großer Dichter ſich fände: es fehlt ein Publikum, wie es Goethe und Schiller beſaßen. So gering ſie von der größten Zahl ihrer Leſer dachten: daß ſie ihnen die Xenien darbrachten, war eigentlich doch ein Kompliment. Denn nur ein Publikum von hoher Bildung konnte und kann ſie verſtehen.

Damals am Ende des 18. Jahrhunderts gab es in der That das, was uns heute fehlt, eine Geſellſchaft, ein zwar ſehr exkluſives, aber doch immerhin äſthetiſch intereſſiertes Publikum; heute iſt nicht nur äſthetiſches Intereſſe und äſthetiſche Bildung, ſondern überhaupt gemeinſames Intereſſe und gemeinſame, gleichmäßige Bildung ſehr ſelten. Wohin man blickt, im praktiſchen Leben, in der Wiſſenſchaft und der Kunſt, ſieht man Fachleute, lauter Fachleute. Es fehlt die Konzentration der Bildung innerhalb des einzelnen Individuums, und es fehlt die Zuſammenfaſſung eines größeren Publikums durch eine gemeinſame, gleichartige, univerſelle Bildung. Hoffen wir, daß ſie wiederkehren.

Bis dahin aber, bis einmal wieder Zeiten wie die Renaiſſance-Periode in Italien oder das ausgehende 18. Jahrhundert in Deutſchland, kommen, thun wir gut, uns neben vielem andern auch öfter einmal die Xenien als ein Vermächtnis jener großen Zeit vorzuhalten.

II. Berichte aus den Akademiſchen Fachabteilungen.

1.

Abteilung für Bildkunſt und Kunſtwiſſenſchaft. (K.)

In dieſer Abteilung ſprach am

24. Auguſt Herr Dr. J. Ziehen über:
„Das Muſeum von Cherchel".

* * *

Der eingeſandte Bericht lautet:

Das Muſeum von Cherchel. Von Dr. J. Ziehen.

1. Die große Emſigkeit und Geſchicklichkeit, mit der die Franzoſen die archäologiſche Erforſchung von Algier und Tunis in dem letzten Jahrzehnt, unter teilweiſe recht ſchwierigen Verhältniſſen, gefördert haben, hat für die Kunſtgeſchichte ihren bedeutſamſten Ausdruck gefunden in der großen Serie der Musées d'Afrique, die unter der Leitung de la Blancheres bei Leroux in Paris zu erſcheinen begonnen hat und die nun bereits zu ihrem fünften Bande fortgeſchritten iſt.[1]) Ein neuerer Band aus dieſer Serie ſoll hier zur Beſprechung gelangen, und zwar habe ich das Musée de

[1]) Band I: Musée d'Alger. Texte par Georges Doublet. Band II: Musée de Constantine. Texte par Doublet et Paul Gauckler. Band III: Musées d'Oran. Texte par de la Blanchère. Band IV: Musée de Cherchel. Texte par Gauckler. Band V: Musée de Lambèse. Text par Cagnat. — Eine wertvolle Chronik der archäologiſchen Entdeckungen in Nordafrika hat St. Gſell in den Mélanges d'archéologie et histoire neuerdings ins Leben gerufen.

*

Cherchel ausgewählt, weil der Antikenbestand dieses Museums besonders eigenartig und für die kunstgeschichtliche Forschung von ganz außerordentlichem Interesse ist.

Das Museum von Cherchel ist ein Lokalmuseum im eigentlichsten Sinne des Wortes: nur Fundstücke aus dem alten Cäsarea und seiner Umgebung gelangen in die sehr bescheidenen, kaum zur Notunterkunft so wertvoller Funde ausreichenden Räume, von denen Tafel I der Publikation Gaucklers eine recht anschauliche Vorstellung giebt.[2]) Wir haben uns daher zunächst nach der geschichtlichen Bedeutung von Cäsarea, besonders nach seiner Bedeutung für die Kunstgeschichte zu fragen. Unter dem phönikischen Namen Jol ist der Ort lange Jahrhunderte hindurch eine punische Landstadt gewesen, bis im Jahre 25 v. Chr. Augustus den numidischen Fürstensohn Juba mit Mauretanien als selbständigem römischem Schutzstaat belehnte. Juba war im Auftrage Cäsars in Rom (und Athen?) erzogen worden und war im vollen Besitze der griechisch-römischen Bildung jener Zeit; von früh auf schriftstellerischen Neigungen lebend mochte er dem römischen Kaiser mit Recht als politisch völlig ungefährliche Persönlichkeit gelten, von der kein Streben nach selbständiger Großmachtstellung zu befürchten war.

Augustus gab dem Juba Kleopatra Selene, eine Tochter des Antonius von der Kleopatra, zur Gattin und machte ihn so zum Begründer einer Dynastie, der freilich schon in dem nächsten Gliede durch den Kaiser Gaius ein jähes Ende bereitet wurde (s. Mommsen, Röm. Gesch. V, 628 f.).[3])

Der neue mauretanische König hat, im Wetteifer mit seinem kaiserlichen Schutzherrn zu Rom, eine glänzende Bauthätigkeit entfaltet; an und neben der Stelle des alten Jol erhob sich mit

---

[2]) Derartige photographische oder phototypische Gesamtübersichten über eine ganze Sammlung oder einzelne Säle einer Sammlung sollten meines Erachtens noch weit mehr, als es der Fall ist, im Dienste der wissenschaftlichen Forschung hergestellt werden; eine Museographie in Übersichtsbildern würde entschieden Wert haben.

[3]) Für die geschichtlichen Verhältnisse ist, außer Boissiers Afrique romaine, zu vergleichen Gardthausens jüngst erschienene vortreffliche Darstellung „Augustus und seine Zeit" I, 703 ff. mit Anmerkung II, 387 ff.

überraschender Schnelligkeit die Cäsarstadt, Caesarea, auf deren Trümmern das heutige Cherchel liegt. Dem gelehrten Kenner der helleniſtiſchen Kulturzentren ſchwebten die Anlagen von Alexandria und von Pergamon zweifellos als Vorbild vor Augen; auf erſteres wies ihn auch die Herkunft ſeiner Gemahlin noch beſonders hin, und nicht anders als im kaiſerlichen Rom wird auch in Cäſarea die ägyptiſche Kultur eine ziemlich bedeutende Rolle geſpielt haben. Leider iſt über die Bauthätigkeit Jubas bei dem heutigen Stande der Forſchung noch wenig Sicheres zu ſagen, für die Blüte der Bildhauerkunſt unter dem König giebt das Muſeum von Cherchel wichtige Zeugniſſe.

Wie beſchaffte ſich König Juba die große Maſſe von Statuen, die nach den Anſchauungen und Gewohnheiten des Altertums unerläßliche Bedingung jeder Städteanlage war? Juba wird in großem Maßſtabe getrieben haben, was Cicero durch ſeinen Freund Atticus nach Ausweis des erſten Buches der Epistulae ad Atticum im kleinen that: durch geſchickte Agenten kaufte er, ſoweit ſie zu haben waren, ältere Originalſkulpturen, daneben bezog er aus den griechiſchen Werkſtätten künſtleriſch ausgeführte Repliken oder Umarbeitungen älterer Meiſterwerke, rief endlich wohl auch in Mauretanien eine Bildhauerſchule ins Leben, die einen der zahlreichen Zweige der ſogenannten paſiteliſchen Richtung gebildet haben mag. Die allgemeinen Erſcheinungen der auguſteiſchen Plaſtik, mit ihrem Zurückgreifen auf die ältere,[4]) auch die archaiſche Kunſt, werden ſich in Cäſarea in entſprechendem Maßſtabe ſämtlich eingefunden haben.

Kein ſelbſtändiger, großer Neuſchöpfungen fähiger Geiſt alſo iſt es, der das alte Iol zu einer würdigen Nachfolgerin von Pergamon und Alexandria zu machen beſtrebt war, aber ein fleißiger, recht gelehrter Philhellene auf dem Throne, der weit über die allgemeinen Nachwirkungen der griechiſchen Kultur hinaus ſeinem weſtafrikaniſchen Staat eine Renaiſſance des alten Griechentums beſcheren wollte und dazu den veränderten Zeitumſtänden ent-

[4]) Kleopatra die Mutter war beſondere Verehrerin der myroniſchen Kunſt, ſ. Gardthauſen a. a. O. I, 357. Auf den Kreis ihrer Hofpoeten wird mehr als eines der Epigramme auf die myroniſche Kuh zurückgehen.

ſprechend auch dem Römertum gerecht zu werden ſuchte. Daß er mit ſeinen beſchränkten Mitteln nicht mehr erreicht hat als eine vorübergehende Blüte der mauretaniſchen Hauptſtadt, darf man ihm nicht zum Vorwurf machen. Die Geſchicke Mauretaniens haben ſich nach der Einziehung des Landes durch Gaius über die Normalentwickelung eines römiſchen Provinziallandes nicht mehr erhoben.

2. Anſtatt der von Gauckler gewählten Reihenfolge entſprechend Tafel für Tafel des Musée de Cherchel hier kurz zu behandeln, will ich die verſchiedenen Gruppen von Denkmälern, die uns aus den 20 Tafeln des Werkes entgegentreten, hier zuſammenfaſſen: ſie entſprechen den verſchiedenen Wandlungen, die Jol-Cäſarea im Altertum durchgemacht hat.

Ein Denkmal der ſogenannten neupuniſchen Kultur iſt die Votivſtele, die auf Taf. II als No. 4 abgebildet iſt. Das Auge des Beſchauers braucht Zeit, um in den verquollenen, unklaren Formen der Figuren im Mittelfelde dieſes Reliefs die Grundzüge des Opfertypus zu erkennen, der uns auf den griechiſchen Votivreliefs des vierten Jahrhunderts und der Folgezeit entgegentritt; es hat eine eigentümliche Barbariſierung der Formen ſtattgefunden, die das Mittelfeld mit den barbariſchen Ornament- und Symbolzuthaten der übrigen Oberfläche des Steines gleichſam auf eine Stufe ſtellt. Im zweiten Jahrhundert v. Chr. verfertigt, gewinnt das Relief aber eben durch dieſes Hereinziehen und Verarbeiten eines griechiſchen Typus große kunſtgeſchichtliche Wichtigkeit, die es mit den ähnlichen neupuniſchen Stelen von Karthago und Hadrumetum (ſ. Gauckler S. 89 f.) gemein hat, und liefert einen beachtenswerten Bauſtein zur Geſchichte des Einfluſſes, den das Hellenentum auf die puniſche Kultur ausgeübt hat.[5])

---

[5]) Wir können dieſen Einfluß des Hellenentums auf Karthago auch außerhalb der Kunſtgeſchichte nachweiſen: griechiſche Söldner finden wir im dritten Jahrhundert zahlreich in Karthago vertreten: Xanthippus, der Beſieger des Regulus, muß ein gebildeter Heerführer im Stile Xenophons geweſen ſein; und aus der Litteraturgeſchichte iſt uns dieſe enge Beziehung Karthagos zum Griechentum durch Kleitomachos, den Schüler des Karneades, bekannt: er gräziſierte ſeinen Namen, ſchrieb nach der Zerſtörung ſeiner Vaterſtadt eine

Mit Tafel III des Gaucklerischen Werkes könnte man glauben, die Denkmäler eines nordischen römischen Provinzialmuseums vor sich zu haben: es sind Privatdenkmäler römischen Provinziallebens, die wir da abgebildet finden. Da ist zunächst der Grabstein des Dalmatiers Licaus (Taf. III No. 1), der den Verstorbenen darstellt, wie er hoch zu Roß über drei besiegte Feinde dahinsprengt, deren einen er mit der Lanze zu durchbohren im Begriffe steht. Das Bild ist wichtig für unsere Kenntnisse der römischen Soldatentracht; gearbeitet ist es nach einem im ganzen römischen Reiche üblichen Schema. Leider hat der afrikanische Steinmetz nicht, wie es seine Berufsgenossen an anderen Orten gethan haben, die Nationalität der besiegten Barbaren näher anzudeuten gesucht; Gauckler spricht mit Recht (S. 92) von einem type conventionnel de barbare. Zu der großen Sorgfalt, mit der die militärische Ausrüstung des römischen Reiters wiedergegeben ist, steht diese Ungenauigkeit in der Darstellung der Besiegten sehr in Widerspruch; doch erklärt sich dieser Widerspruch sehr leicht, wenn man bedenkt, daß für den römischen Soldaten eine allgemeingiltige Form gegeben war, die Darstellung des jeweiligen Barbaren aber von der eigenen Darstellungskraft des Provinzialsteinmetzen abhing: dem Steinmetzen von Cäsarea ging eben diese Geschicklichkeit ab, während z. B. die römischen Steinmetzen am Rhein und an der Donau sich sehr wohl darauf verstanden.[6])

Gar nicht zu vergleichen mit dem eben besprochenen an Feinheit der Ausführung ist der Grabstein des Thrakers Aurelius Vincentius (Taf. III No. 6), den Gauckler mit gutem Grunde der Zeit des Kaisers Diocletian zuweist: er zeigt die rohe Technik späterer römischer Provinzialskulptur und steht ganz auf einer

---

Trostschrift an seine Landsleute und war, wie ich vermuten möchte, einer der Träger der politischen Unterhandlungen zwischen den beiden Staaten, die im Jahre 146 in gleicher Weise für ihre Erhebung gegen Rom zu büßen hatten, Karthago und Achaia.

[6]) Auf dem Grabstein des römischen Reiters im Mainzer Zentralmuseum No. 226 a hat der Steinmetz mit naiver Gewissenhaftigkeit den Schopf des Barbaren hübsch neben dem Haupte des Gefallenen ausgebreitet, um nur ja dies Kennzeichen der barbarischen Nationalität nicht zu unterdrücken.

Stufe mit ähnlichen Erzeugniſſen ſpäterer Handwerksſkulptur in anderen römiſchen Provinzen.

Der ſehr primitive Grabſtein des lanista Fl. Sigerus (Taf. III No. 5) hat in erſter Linie antiquariſches Intereſſe; die Reliefbehandlung iſt à creux, übrigens nicht ungeſchickt in der Beſchränkung auf einige wichtigere Umrißlinien. Der Kopftypus des Gladiatorendrillers iſt mit beſonderer Sorgfalt behandelt; die Vorlage, die der Steinmetz benutzt hat, konnte mit ihrem rein zeichneriſchen Charakter ebenſowohl dem Moſaikarbeiter und dem Wandmaler dienen: kein Wunder, wenn wir dem lanista von Cherchel in der That anderswo auf Moſaiken und Wandgemälden begegnen.

Unerklärt gelaſſen hat der Herausgeber das Bild eines inſchriftloſen Grabſteines, auf dem ein mit hembartigem Gewande bekleideter Mann aus einem am Boden ſtehenden offenen Gefäß mit der Schöpfkelle ſchöpft, um vermittelſt eines Trichters eine zu ſeiner Linken auf einem Blocke ſtehende Kanne zu füllen. Ich denke, wir haben es mit einer Szene aus dem Leben des Verſtorbenen, einem Genrebilde aus dem kaufmänniſchen Leben, zu thun, und das Relief iſt das römiſche Gegenſtück ähnlicher Darſtellungen auf griechiſchen Vaſenbildern, die Erich Pernice neuerdings behandelt hat. Die zahlreichen Bilder kaufmänniſchen Lebens, die wir z. B. auf den römiſchen Grabſteinen des Trierer Muſeums finden, zeigen, wie gerne der Römer die einſtige Thätigkeit des Geſtorbenen in anſpruchsloſem Genrebild feſthält. Das Relief von Cherchel war auf Vorrat gearbeitet und hat nie eine Inſchrift erhalten; ſtiliſtiſch ſteht es ungefähr auf einer Stufe mit dem Grabſteine des Arztes Bubbal (Taf. III No. 2), eines barbariſchen Genoſſen der von Juba nach Cäſarea verpflanzten griechiſch-römiſchen Ärzteſchule, der mit einem Operationsmeſſer in der Rechten, einer Schriftrolle in der Linken recht ſtattlich auf ſeinem Grabſteine abgebildet iſt. Der Grabſtein einer Iſispriesterin in ihrer vollſtändigen Amtstracht (Taf. III No. 4) giebt für das Eindringen der ägyptiſchen Kulte in Mauretanien einen wertvollen Beleg.

Am umfangreichſten und wertvollſten iſt die Reihe antiker Kopien hervorragender älterer griechiſcher Meiſterwerke, die das Muſeum von Cherchel enthält. Wir können zwei Gruppen dieſer

Nachbildungen unterſcheiden: die eine wird gebildet durch jene überall in römiſchen Provinzialmuſeen vorkommende Dutzendware ſpäter fabrikmäßiger Kopiſtenarbeit, die nur durch ihre mehr oder minder treue Beziehung zu einem berühmten Original für die Kunſtgeſchichte von Wert iſt; aus dem Muſeum von Cherchel gehört hierher zunächſt die Statuette der jagenden Artemis, die Gauckler Taf. XV No. 2 abbildet, es iſt der Typus der quatiens lustra Diana, der auch der Statuette aus dem Beſitz des Fürſten von Hohenzollern (Hettner, Trierer Bildwerke No. 654) zu Grunde liegt. Ferner iſt dahin zu rechnen der Bacchus bei Gauckler Taf. IX, den der franzöſiſche Herausgeber mit der jetzt nach Paris gekommenen Dionyſosbronze Sambon zuſammenſtellt, womit für ihn die Zurückführung auf ein praxiteliſches Original gegeben iſt; ich möchte zum Vergleiche auch die Peſter Dionyſosſtatuette heranziehen, die ich Archaeologiai Ertesitö 1896 S. 1 ff. veröffentlicht habe und demnächſt auch mit deutſchem Texte publizieren werde.

Mehr oder weniger feine Kopien der obenbezeichneten Art ſind auch die ſämtlichen Statuen, die nach der von Gauckler S. 101 gegebenen Überſicht zur Ausſchmückung der großen Thermen im Weſten von Cäſarea dienten; wir finden da den Dornauszieher (Taf. X No. 1) in einem recht mäßigen Exemplare, das auf ſeiner großen Plinthe neben dem Knaben noch ſeinen Hund gezeigt hat; ferner gehören dahin die Gruppe des Satyrs mit dem Panther (Taf. X No. 2), die vielleicht auf ein Bronzeoriginal der Schule des Leochares zurückzuführen ſein wird, ein Symplegma von Satyr und Hermaphrodit (Taf. X No. 3), ein trunken daliegender Pan (Taf. XI No. 1), der Torſo eines Satyrn, etwa in der Haltung des berühmten Torſo vom Belvedere, der ſtark nach rückwärts gelehnte Torſo eines ruhenden Herakles, den Gauckler auf eine Heraklesdarſtellung des Lyſippos zurückführen möchte, ein Kopf des Eros im Typus des Eros von Centocelle (Taf. XI No. 3, eine der wenigen mißlungenen Abbildungen des Buches), eine Replik der mediceiſchen Venus (Taf. XVI No. 3) und zahlreiche andere Skulpturen, die im einzelnen aufzuführen zu weit führen würde.

Weit über dieſer Gruppe römiſcher Dutzendkopien ohne anderen als den durch das Original bedingten künſtleriſchen Wert ſtehen die Statuen, die wir mit der Zeit und der Thätigkeit des Königs Juba (ſ. oben) in Verbindung bringen können; ſie ſind zum größten Teil bei der Porte d'Alger gefunden und werden zur Ausſchmückung größerer Bauanlagen des Juba gedient haben. Durchgängig anknüpfend an hervorragende Werke der älteren griechiſchen Kunſt ſind ſie entweder Kopien oder ſelbſtändigere Umarbeitungen im Sinne der ſogenannten paſiteliſchen Richtung. Auf ihnen beruht in erſter Linie die Bedeutung des jetzt noch kleinen Muſeums von Cherchel. Der Taf. VIII No. 1 bei Gauckler abgebildete Jünglingskopf vom Typus des Omphalos apollos mag zuerſt genannt ſein, weil er an allbekannte Erſcheinungen der archaiſierenden Kunſtrichtung des erſten Jahrhunderts v. Chr. erinnert. Außer ihm ſollen noch zwei Statuen dieſer Gruppe hier kurz beſprochen werden.

Sehr beachtenswert iſt die große Statue einer matronalen Göttin, die bei Gauckler auf Taf. V abgebildet iſt. Das Material iſt penteliſcher Marmor und damit der Urſprung der Statue aus einer attiſchen Werkſtatt als wahrſcheinlich gegeben. Die Arbeit der Kopie iſt ſehr mangelhaft, in den Gewandfalten unter dem Halſe iſt von der Feinheit griechiſcher Formbildung nicht mehr viel zu finden; trotzdem möchte ich Gauckler beipflichten, wenn er die Arbeit der Zeit Jubas zuſpricht. Weniger glücklich finde ich die Beſprechung der Originalkompoſition, die der franzöſiſche Herausgeber an die Betrachtung des Exemplares von Cherchel anknüpft; am zweckmäßigſten wird es ſein, die linke Eckfigur des berühmten eleuſiniſchen Triptolemosreliefs zum Vergleich heranzuziehen. Man hat in der Formgebung dieſes Reliefs neuerdings etwas Außerattiſches entdecken wollen; Furtwängler hat (Meiſterwerke der griech. Plaſtik, S. 567, A. 3) dieſer Behauptung Gräfs freilich entſchieden widerſprochen, und in der That möchte es ausreichend ſein, eine auf derbere Wiedergabe der Natur gerichtete Strömung der attiſchen Kunſt als Schöpferin des eleuſiniſchen Reliefs zu betrachten. Eben dieſer Richtung — man thut gut, ſie zunächſt mit keinem Künſtlernamen in Verbindung zu bringen — wird der Urheber des Originals der Statue von Cherchel angehört haben.

Gute attiſche Kopie eines griechiſchen Originals vom Anfang des fünften Jahrhunderts iſt die Statue, die Gauckler auf Taf. IV als Karyatide veröffentlicht; für die Deutung der Figur, die andere als Iſis, Artemis oder Hera erklärt haben, beruft der Herausgeber des Musée de Cherchel ſich auf die Eckfiguren des Amazonenſarkophages von Saloniki, im Louvre (Baumeiſter Denkm. S. 64 Fig. 66); doch mit dieſer Vergleichung ſcheint mir dem hervorragend ſchönen Werke, auf das die Statue von Cherchel zurückgeht, Unrecht zu geſchehen. Ich glaube, daß eine Deutung der Figur als Hydrophore der Wahrheit näher kommt: nicht ſehr viel anders mag die Figur ausgeſehen haben, die Themiſtokles (ſ. Overbeck, Schriftquellen 927) einſt als Aufſeher des Waſſerweſens (ὑδάτων ἐπιστάτης) in Athen gewidmet hat, und die er dann im Μητρῷον zu Sardes wiederfand, wohin ſie die Perſer nach der Ausplünderung Athens gebracht hatten. Leicht können wir mit Hilfe der Darſtellungen von Hydrophoren auf Vaſenbildern auch die Figur von Cherchel zur ὑδροφόρος ergänzen, und der früheren Zeit des Themiſtokles wäre der Stil der Statue[7]) ganz angemeſſen, den Gauckler ganz richtig mit den Koren der Akropolis und mit der Zeit um 480 in Verbindung bringt. Für die weitere Entwickelung des Hydrophorentypus in der attiſchen Plaſtik des fünften Jahrhunderts iſt durch die Krugträgerinnen vom Parthenonfries ein guter Anhaltspunkt gegeben.[8])

Die von Themiſtokles geſtiftete Statue war jedenfalls wegen ihrer ſonderbaren Schickſale in der antiken Überlieferung oft beſprochen; es wäre darum nicht zu verwundern, wenn König Juba eine Kopie des Werkes in einer ſeiner Bauanlagen hätte aufſtellen laſſen.

---

[7]) Vielleicht liegt eine leiſe archaiſierende Umarbeitung vor, ähnlich der, die Helbig für das albaniſche Relief der deliſchen Gottheiten (II, 773) annimmt.

[8]) Die beiden Hydrophoren der Sammlung Barracco (Taf. 42 der Bruckmanniſchen Publikation) führt Studniczka in ſeiner Anzeige der Publikation (Philol. Wochenſchrift 1895) auf peloponneſiſche Originale aus der Zeit der Skulpturen von Olympia zurück.

2.

Abteilung für Deutsche Sprache und Litteratur (DL).

In dieser Abteilung sprach am

20. Mai Herr Pfarrer Dr. phil. Dechent über:
„Die autobiographische Quelle der Bekenntnisse einer schönen Seele".

* * *

Der eingesandte Bericht lautet:

Die autobiographische Quelle der Bekenntnisse einer schönen Seele. Von Pfarrer Dr. phil. Dechent.

Als ich mein Buch über Susanna Katharina von Klettenberg[1]) herausgab, mußte ich es mir versagen, für die in ihm aufgestellte Behauptung, daß die Bekenntnisse einer schönen Seele auf einer autobiographischen Unterlage ruhten, erschöpfendes Beweismaterial zu liefern, weil jenes Lebensbild für weitere Kreise bestimmt war. Ich nahm an, daß die meine ganze Darstellung durchziehenden Mitteilungen aus den Reliquien des Fräulein von Klettenberg zunächst genügen würden, um meine Aufstellung als wohlbegründet erscheinen zu lassen, auch ohne eine zu diesem Zweck angestellte eingehende Untersuchung. In dieser Annahme habe ich mich denn auch nicht getäuscht, sofern die berufensten Forscher fast durchweg jenem Ergebnisse beipflichteten. Doch fühle ich selbst das Bedürfnis, mit Berücksichtigung der von einzelnen Kritikern vorgebrachten Bedenken, mich genauer über die hier vorliegenden Fragen auszusprechen, als es in dem Lebensbilde Susannas geschehen konnte. Dabei wird die von mir S. 72 ausgesprochene Behauptung, daß die Bekenntnisse wesentlich das litterarische Eigentum der schönen Seele ausmachten, allerdings einzuschränken sein, da diese Worte leicht so verstanden werden können, als ob das sechste Buch von Wilhelm Meister keine Spuren des Goethischen Genius aufweise.

[1]) Goethes Schöne Seele, Susanna Katharina von Klettenberg. Ein Lebensbild entworfen von Dr. phil. Hermann Dechent, Pfarrer. Gotha, F. A. Perthes 1896.

Eine ſolche Annahme aber würde über das Ziel hinausſchießen. Aber wenn auch der Anteil des Dichters größer iſt als es mir anfangs erſchien, ſo iſt doch die Annahme einer Autobiographie entſchieden feſtzuhalten.

Zunächſt ſei darauf hingewieſen, daß dieſe meine Anſicht keineswegs neu iſt, ſondern auf eine Überlieferung zurückgreift, die ſchon unter den Zeitgenoſſen des Dichters verbreitet war. Wieland äußert ſich dahin,[2]) daß die Bekenntniſſe von einer verſtorbenen Dame herrührten und von Goethe nur nach ſeiner Art zugeſchnitten ſeien, wie man denn ihnen das Fremdartige an jedem Worte anſehe. Lappenberg ſchließt aus dieſer Bemerkung, daß Goethe ſeiner Umgebung die Quelle ſeines religiöſen Buches ſchon damals nicht verheimlicht habe.[3]) Daß Barbara Schultheß, die Freundin Lavaters und Goethes, der der Dichter das ſechste Buch zugeſchickt hatte, ſofort Fräulein von Klettenberg als das Urbild der ſchönen Seele erkannte, geht unzweifelhaft aus ihrem Briefe vom 27. Dezember 1795 (Goethe-Jahrbuch XIII, 16) hervor, in dem ſie ſchreibt: „Das ſechste Buch brachte viele Erinnerungen an eine Seele, die ich ſo hoch achtete, ſo innig liebte, ohne ganz ihren Weg zu gehen.“ Sicher gab es in Zürich, Frankfurt und Herrnhut noch mehr Perſonen, welche über die im ſechsten Buch geſchilderten Erlebniſſe und Perſonen genau unterrichtet waren, und daß auch andere ſich bemühten den Schleier zu lüften, beweiſt eine Klage des Dichters über eine neugierige Freundin. Schleiermacher war von dem Vorhandenſein einer Autobiographie ſo ſehr überzeugt, daß er ſich anheiſchig machen wollte, Goethes Zuſätze von dem ihm vorliegenden Originale zu ſcheiden.[4])

Unter dieſen Umſtänden darf auch auf eine briefliche Äußerung der Frau Rat hingewieſen werden, die freilich nicht für ſich allein

[2]) K. A. Böttiger, Litterariſche Zuſtände und Zeitgenoſſen, T. I, 8, 169.

[3]) Lappenberg, Reliquien der Fräulein Suſanna Katharina von Klettenberg, Hamburg, Rauhes Haus. 1849.

[4]) Er ſchreibt an ſeine Schweſter (Briefe Bd. I, S. 235): „Daß Goethe bei den Bekenntniſſen irgend einen Originalaufſatz in den Händen gehabt hat, iſt mir ſehr klar, und ich getraue mir ſogar mit der größten kritiſchen Gewißheit ganze Stellen anzugeben, die gewiß echt und bis auf Kleinigkeiten unverändert, und andere, die gewiß ſein Machwerk ſind.“

entſcheidet, aber nach allem Vorausgeſchickten doch eine gewiſſe Beweiskraft hat. Goethes Mutter ſchickt dem Sohne eine in ihre Hände gefallene Kritik über das ſechste Buch von Wilhelm Meiſter und fügt hinzu: „Auf der andern Seite ſteht meine Rezenſion: „Pſalm 1, 3 — auch ſeine Blätter verwelken nicht. Das iſt der lieben Klettenbergern wohl nicht im Traume eingefallen, daß nach ſo langer Zeit ihr Andenken noch grünen, blühen und Segen den nachfolgenden Geſchlechtern bringen wird. Du, mein lieber Sohn, warſt von der Vorſehung beſtimmt zur Erhaltung und Verbreitung dieſer unverwelklichen Blätter — Gottes Segen und tauſend Dank davor! und da aus dieſer Geſchichte erhellt, daß kein gutes Samenkorn verloren geht, ſondern ſeine Frucht bringt zu ſeiner Zeit, ſo laßt uns Gutes thun und nicht müde werden, denn die Ernte wird mit vollen Scheunen belohnen.“ Es iſt zwar ſelbſtverſtändlich, daß in der angeführten Pſalmſtelle von Blättern eines Baumes die Rede iſt; dennoch macht die Wendung: „Erhaltung und Verbreitung dieſer unverwelklichen Blätter“ den Eindruck, daß Frau Rat an Aufzeichnungen der frommen Freundin denkt, da ſie nur vom Blätterſchmucke redet und nicht den ganzen Vers anführt.

Endlich weiſen wir noch darauf hin, daß der Arzt in Wilhelm Meiſter, der Aurelien das Manuſkript der Bekenntniſſe verſpricht (Buch V), erklärt, es aus den Händen einer nunmehr abgeſchiedenen vortrefflichen Freundin erhalten zu haben und geradezu ſagt: „Nur der Titel iſt von meiner Hand: Bekenntniſſe einer ſchönen Seele.“ Wenn auch Goethes eigener Anteil an dem Lebensbilde ſeiner Jugendfreundin weit höher anzuſchlagen iſt, als es nach dieſen Worten, wollte man ſie buchſtäblich auffaſſen, ſcheinen könnte, ſo liegt doch vielleicht hier ein Wink vor über den Weg, auf welchem Goethe die Aufzeichnungen Suſannas erhalten hat.

Nehmen wir an, daß Fräulein von Klettenberg ſelbſt ihren Lebenslauf dem treuen Freunde und Geſinnungsgenoſſen Dr. Metz übergeben hatte, aber unter der Bedingung, den Urſprung der Aufzeichnungen unter allen Umſtänden zu verſchweigen, und daß der Dichter unter derſelben Bedingung das Manuſkript empfing, ſo erklärt es ſich ganz einfach, daß Goethe ſich bemühte die Entdeckung dieſer Quelle zu verhindern; umſomehr, als im Jahr 1795, in dem

das ſechste Buch von Wilhelm Meiſter erſchien, noch einige der von Suſanna geſchilderten Perſonen (von Moſer, Loretz und Lavater) oder wenigſtens die nächſten Anverwandten ſolcher Perſonen (die Kinder von Dr. Olenſchlager und von Magdalene von Trümbach) noch am Leben waren, ſo daß auch ohne ein ausdrückliches Verſprechen die größte Vorſicht ſich von ſelbſt verſtand. Unter dieſer Vorausſetzung erklärt es ſich auch, daß Goethe ſogar in „Dichtung und Wahrheit" den eigentlichen Sachverhalt nicht mitteilte, ſondern lediglich erklärte, er habe ſeine in der Seele der Freundin verfaßte Schilderung nach Briefen und Unterredungen mit ihr entworfen. Daß Fräulein von Klettenberg die Öffentlichkeit ungemein ſcheute und einen gewiſſen Hang zum Geheimthun hatte, ergiebt ſich unter anderem daraus, daß auch ihre Aufſätze über die chriſtliche Freundſchaft, welche ſie mit Herrn von Moſer und ihrer Schweſter Magdalene gemeinſam herausgab, anonym erſchienen ſind, und Moſer das ſcharfe Verbot hatte, ſeine Konſorten zu nennen.[5]) Lappenberg erwähnt ferner, daß die ſchöne Seele manche Aufſätze gelegentlich ihrer Freundin mitteilte, doch ſtets unter der Bedingung, ſie nicht als Verfaſſerin zu nennen.[6]) Fragt man aber, wohin das Manuſkript gekommen ſei, ſo läßt ſich mit gleichem Rechte die Frage aufſtellen, wohin die von Goethe erwähnten Briefe des Fräulein von Klettenberg gekommen ſind. Hat er dieſe Korreſpondenz mit ſo viel anderen Jugendreliquien vernichtet, ſo kann er auch jene Aufzeichnungen der Jugendfreundin dem Feuer übergeben haben, nicht aus Pietätloſigkeit, ſondern in pietätvoller Rückſicht auf das Empfinden ſeiner Freundin, umſomehr, als das Manuſkript gewiß noch manches enthielt, was ganz diskreter Natur war. Will man aus Goethes Schweigen über die Hauptquelle einen ſchlagenden Beweis gegen die hier vertretene Anſicht entnehmen, ſo weiſen wir auf die unbeſtreitbare Thatſache hin, daß der Dichter einige Lieder der Marianne von Willemer ſeinem Weſt-öſtlichen Divan einverleibt hat, ohne auf die Verfaſſerin hinzuweiſen. Übrigens ſind die Aufzeichnungen des Fräulein von Klettenberg von Goethe in einer

---

[5]) Vergl. Lappenberg S. 214.

[6]) A. a. O. S. 217.

Weiſe überarbeitet oder erweitert worden, daß ihm in der That ein bedeutſamer Anteil von den Bekenntniſſen einer ſchönen Seele zufällt.

Die Annahme eigenhändiger Aufzeichnungen der ſchönen Seele wird auch in neuerer Zeit von vielen Forſchern vertreten, wenngleich nirgends eine eingehendere Beweisführung dafür geboten wird. Lappenberg ſchreibt (S. 256): „Nach der Darlegung der zahlreichen geſchichtlichen Angaben in den Bekenntniſſen ſcheint es nicht zu bezweifeln, daß Goethe auch Tagebücher oder biographiſche Niederzeichnungen ſeiner Freundin vor ſich hatte.“ Düntzer [7]) äußert ſich daher: „Höchſt wahrſcheinlich lag hier eine ältere Darſtellung der wunderbaren Lebensführung jener edlen Freundin, wohl gar ihre eigenen Bekenntniſſe ꝛc. zu Grunde.“ Ähnlich urteilen Delitzſch, Goedeke u. a.

Was hat nun aber Fräulein von Klettenberg *veranlaßt* ihr Leben zu beſchreiben? In meinem Lebensbilde (S. 125) hatte ich darauf hingewieſen, daß manche Berührungen zwiſchen ihren Aufzeichnungen und den Bekenntniſſen Auguſtins vorliegen. So ließe ſich annehmen, daß das Vorbild dieſes Kirchenvaters ſie zu einer Selbſtbiographie veranlaßt hätte. Aber näher noch liegt es anzunehmen, daß die Anregung mittelbar oder unmittelbar ihr *aus den Kreiſen der Brüdergemeinde* gekommen iſt. Die Herrnhuter hatten nämlich die Sitte, ihren Lebenslauf eigenhändig aufzuſetzen, und ſolche Lebensläufe wurden dann an den Gräbern vorgeleſen. Im Archiv zu Herrnhut liegen etwa 20000 Curricula, die meiſt auf eigenen Aufzeichnungen beruhen. Mir haben zwei ſolche Autobiographien vorgelegen, und zwar gerade von Perſonen, deren Suſanne gedenkt, nämlich der Lebenslauf von Johannes Loretz, dem Major v. L. in den Bekenntniſſen, und von Maria Magdalena Loretz, geb. Steiger, der Majorin der Bekenntniſſe.

Von beſonderem Intereſſe für die vorliegende Frage iſt der 1760 abgefaßte Lebenslauf der Frau Loretz (1726—1793), da

[7]) Einleitung zur Ausgabe von Wilhelm Meiſter S. 13. Wir geben die Zitate aus den Bekenntniſſen nach dieſer Ausgabe (Berlin, Hempel), welche wir der Kürze wegen mit M bezeichnen. Für das Buch von Lappenberg wählen wir die Chiffre L, für die Korreſpondenz des Fräulein von Klettenberg mit Lavater (Goethejahrbuch 1895) die Abkürzung K.

hier viele merkwürdige Parallelen zu den Bekenntniſſen einer ſchönen Seele vorliegen. Schon als zartes Kind zeigte ſie innige Frömmigkeit. „Beſonders als es auf den Haupt-Artikel kam von der Genugthuung Jeſu Chriſti für unſere Sünden durch ſein blutiges Opfer am Kreuz und durch ſein ganzes ſchmerzliches Leiden an Seele und Leib, ſo wurde mein Herz dadurch tief gerührt, ich brach in einen Strom von Thränen aus, konnte mich aber über das, was ich fühlte, nicht mit Worten äußern; aber dieſes war mir in dem Augenblick in meinem Herzen ausgemacht, daß ich den Heiland über alles in der Welt lieben ſollte und wollte“ (dazu vgl. man M 341). Als ſie mit 15 Jahren 1741 nach Bern kam, wurde ſie von der Welt geſucht und geliebt (vgl. M 344: Phyllis fing an die Welt zu ſehen). „Ich ließ mich von ihr hinreißen; meine natürliche Hochmut wurde noch durch Lobeserhebungen geſchmeichelt, ſo daß ich großen Gefallen an mir ſelber fand und mir nicht wenig einbildete“ (vgl. M 345: Alle Artigkeiten nahm ich ſtolz für ſchuldigen Weihrauch auf). Bald ward ihr angſt und ſie ſuchte ernſthaftere Geſellſchaften und bemühte ſich um eine tugendhafte Aufführung (vgl. M 371 über die Tugendübungen der ſchönen Seele); aber das Herz war weit entfernt von dem einigen wahren Guten. Vor Heiratsanträgen bangte ihr in dieſer Zeit (vgl. M 361). Merkwürdiger Weiſe kam für ſie die Entſcheidungsſtunde ganz in derſelben Zeit wie für die ſchöne Seele (um 1756). „Mein lieber und treuer Heiland wählte einen kürzeren Weg, um ohne eines Menſchen Zuthun mich an ſich zu ziehen.“ Er gewann mich in einem Augenblick mit Liebe (vgl. M 372 u. 373). Am 15. Dezember 1756 erkrankte ſie an den Blattern. „In dieſer Krankheit trat mir der Heiland als mein Verſöhner in ſeiner Leidensgeſtalt vor's Herz, und gab mir ſeine Gnade und meinen Anteil von ſeinem Verdienſt ſo kräftig zu fühlen, daß ich es zeitlebens nicht vergeſſen werde, aber nicht Worte finde es auszuſprechen“ (vgl. M 373: Meine Freude war unbeſchreiblich). Damals wünſchte ſie ſich ſelbſt den Tod, ganz wie Suſanna, ward aber am Leben erhalten (vgl. M 365). Sie ließ es ſich denn gefallen hier zu bleiben. Im März 1757 war ſie in dem kleinen Haus-Gemeindlein von Montmirail, worüber ſie

ſchreibt: „Der tägliche Umgang mit daſigen lieben Geſchwiſtern und ihren Verſammlungen waren mir ſehr geſegnet“ (vgl. M 377). 1758 kam ſie nach Herrnhut, wo ſie im Chorhauſe der ledigen Schweſtern als Gehilfin an einer Mädchenſchule thätig war. „Dies war eine neue Schule für mich,“ ſchreibt ſie ganz im Stile der Klettenberg (vgl. M 365: Hier hatte ich nun wieder eine neue Lektion aufzuſagen). Die Selbſtbiographie ſchließt mit dem Jahre 1760, und es folgt nun ein Nachtrag von anderer Seite, aus dem wir nur anreihen, daß ſie 1763 ſich mit dem verwitweten Bruder Loretz vermählte, mit ihm mehrfach die Wetterau beſuchte und in Amerika thätig war. Sie ſtarb am 22. Mai 1793.

Aus dem Briefwechſel Suſannas mit Biſchof Neißer von der Brüdergemeinde geht hervor, daß der „liebe Bruder Loretz“ ihr beſonders wert war, und daß auch deſſen zweite Gattin mit ihr bekannt war, ergiebt ſich aus den Bekenntniſſen ſelbſt. So legt ſich die Vermutung nahe, daß der Verkehr mit dieſem Ehepaare für Suſanna der Anlaß wurde, auch ihre inneren Erfahrungen, die an den Lebensgang der Frau Loretz ſo auffallend erinnerten, aufzuzeichnen. Allerdings waren die Aufzeichnungen der ſchönen Seele bei aller Ähnlichkeit in manchen Ideen und Ausdrücken gewiß geiſtreicher und vielſeitiger als die ihrer Freundin, welche ſich ausſchließlich auf das religiöſe Gebiet bezogen.

Wir treten nunmehr der Frage nach dem Verhältniſſe der von uns vorausgeſetzten autobiographiſchen Urkunde zu dem ſechsten Buche der Lehrjahre näher. Die Sache bedarf einer gründlichen Unterſuchung, da es ſich um ein ſehr ſchwieriges Problem handelt. Wenn ein Forſcher die Unechtheit einer bis dahin als echt angeſehenen Urkunde beweiſen will, genügt oft der Hinweis auf einige wenige Stellen, die in die angebliche Entſtehungszeit nicht paſſen oder mit der Geſinnung des vermeintlichen Verfaſſers in offenbarem Widerſpruche ſtehen. Gilt es dagegen für eine Schrift, deren Echtheit beſtritten wird, einzutreten, ſo iſt dies ſchwieriger, denn hier beweiſt der Hinweis auf einzelne Stellen, die mit dem Stile des angeblichen Schriftſtellers übereinſtimmen, wenig, weil ja ein etwaiger Fälſcher naturgemäß ſich bemühen mußte, die Schreibweiſe des betreffenden Autors nachzu-

ahmen — hier fördert nur, falls nicht direkte Bezeugungen aufgefunden werden, der Nachweis, daß die Gedankenwelt und die Schreibweiſe des angefochtenen Werkes durchweg der Eigenart des Schriftſtellers entſprechen, dem es zugeſchrieben wird. Verwickelter noch wird die Unterſuchung, wenn es gilt in einem ſcheinbar einheitlichen Werke eine fremde Schrift nachzuweiſen, welche der Verfaſſer der uns vorliegenden Redaktion ſeinem Werke eingefügt hat, ohne auf dieſen Umſtand hinzuweiſen. Wenn der Autor an ſeiner Vorlage mancherlei ſtiliſtiſche oder ſachliche Veränderungen vorgenommen hat, um dem Ganzen einen möglichſt einheitlichen Charakter zu geben, ſo iſt es ſchwierig die Stelle zu bezeichnen, wo die fremde Urkunde einſetzt.

In vorliegendem Falle tritt nun aber noch eine neue Schwierigkeit hinzu. Da Goethe ſelbſt in „Dichtung und Wahrheit“ erklärt hat, daß die Bekenntniſſe eine in Suſannas Seele verfaßte Schilderung ſeien, läßt ſich gegen die Annahme einer Autobiographie ein beinahe unwiderleglich erſcheinender Einwand erheben, nämlich, daß überall, wo ſich Berührungen zwiſchen unzweifelhaften Dokumenten der Klettenberg und den Bekenntniſſen finden, wir lediglich die Kunſt des Dichters zu bewundern hätten, der es verſtanden, bis ins unſcheinbarſte Detail die Gedankenwelt und die Ausdrucksweiſe der Jugendfreundin wiederzugeben, ſich gleichſam ganz mit ihr zu identifizieren.

Es wird nun niemandem einfallen zu behaupten, daß es für den großen Dichter an ſich unmöglich geweſen wäre, die Schreibweiſe der ſchönen Seele in ſolchem Sinne nachzuahmen. Deshalb läßt ſich auch auf die Darlegung der Parallelen zwiſchen dem litterariſchen Nachlaſſe des Fräulein von Klettenberg und den Bekenntniſſen einer ſchönen Seele allein ein durchſchlagender Beweis für das Vorhandenſein einer Autobiographie nicht gründen. Wir verſchieben darum zunächſt dieſe Darlegung, um zuvor zu fragen, ob nicht andere Thatſachen vorliegen, welche dieſe Annahme rechtfertigen.

Dieſe Frage iſt in bejahendem Sinne zu beantworten. Wir weiſen hier auf die zahlreichen chronologiſchen Angaben hin, welche im ſechsten Buche der Lehrjahre uns entgegen-

treten.[8]) Solange man über das Leben des Fräulein von Klettenberg nicht genauer unterrichtet war, konnte man etwa noch annehmen, daß dieſe das ganze Buch durchziehenden Notizen lediglich fingiert ſeien. Aber ſchon das Werk von Lappenberg brachte den Beweis, daß viele jener Zeitangaben den thatſächlichen Erlebniſſen des Fräulein von Klettenberg durchaus entſprechen. Seitdem iſt durch einige weitere Veröffentlichungen die Möglichkeit geboten worden, jene Angaben faſt durchweg zu kontrolieren. In dieſer Beziehung hat beſonders ein Aufſatz von Prof. Rieſe über die Verwundung Olenſchlagers[9]) fördernd eingegriffen, indem dadurch ein feſter Anhaltspunkt für die meiſten übrigen Daten der Bekenntniſſe gegeben war. Durch weitere Nachforſchungen iſt es mir gelungen ein chronologiſches Schema (am Ende meines Lebensbildes) aufzuſtellen, welches einen klaren Überblick über die wichtigſten Ereigniſſe im Leben der ſchönen Seele geſtattet. Es ergiebt ſich daraus, daß die Angaben der Bekenntniſſe über den Lebensgang Suſannas durchaus zuverläſſig ſind, wenn nicht der Dichter

[8]) Wir ſtellen hier die Zeitangaben der beſſeren Überſicht wegen zuſammen. Bis in ihr achtes Jahr war ſie ein ganz geſundes Kind. Das auf den Blutſturz folgende Krankenlager währte neun Monate. Nach zurückgelegtem zwölften Jahre lernte ſie franzöſiſch. Als junges Mädchen vergaß ſie Gott während vier wilder Jahre ganz. Narciß blieb nach ſeiner Verwundung zwei Monate krank. Er beſuchte ſie den ganzen Winter. Im Frühling darauf kam die Verlobung. Ein Sommer ging unter ſtillen Freuden hin. Als faſt ein Jahr der Verbindung verſtrichen war, war auch ihr Liebesfrühling dahin. Eine Unterſuchung über die Teilnahme an weltlichen Freuden dauerte das ganze zweite Jahr ihrer Liebesgeſchichte fort. Im zweiundzwanzigſten Jahre hatte ſie ſchon kein Vergnügen mehr an Luſtbarkeiten. Ihrem Vater trug ſie vor, welchen Zwang ſie ſich ſeit zwei Jahren angethan habe. Mehrere Monate lang kämpfte Suſanna, ehe ſie den Bräutigam zur Entſcheidung drängte. Neun Monate nach Aufhebung der Verlobung ließ er ihr ſeine Hand nochmals antragen. Ihre Mutter war fünf Jahre lang ſchwer krank. Suſannas Gemütsbeſchaffenheit blieb einen Tag wie den andern zehn Jahre lang. Sie nennt dieſe Zeit ſpäter den vorhergehenden zehnjährigen Chriſtenlauf. Sieben Jahre davon hatte ſie bloße diätetiſche Vorſicht geübt. Drei Monate behielt ſie nach der Entſcheidungsſtunde ihre Erfahrungen für ſich. Die ledige Schweſter ſtarb im Lauf von drei Wochen.

[9]) Erklärung einer Goetheſchen Erzählung nach den Akten (Berichte des Freien Deutſchen Hochſtiftes 1892, Bd. VIII, S. 247 f).

nachweislich Urſachen hatte, den Sachverhalt zu modifizieren, ſei es, um eine zu leichte Entdeckung der zu Grunde liegenden thatſächlichen Verhältniſſe zu verhindern, ſei es im Intereſſe des Romans, dem die Bekenntniſſe einverleibt wurden.

Wenn es ſich nun bei jenen gelegentlichen Notizen nur um Daten von Geburten, Hochzeiten oder Todesfällen handelte, ſo ließe ſich annehmen, daß Goethe ſich die Mühe gemacht hätte, über ſolche Einzelheiten Erkundigungen einzuziehen. Aber die chronologiſchen Bemerkungen beziehen ſich faſt durchweg auf den inneren Lebensgang der ſchönen Seele. Dieſer Umſtand iſt nicht anders zu erklären, als ſo, daß Goethe fortlaufende Aufzeichnungen der Freundin beſaß, welche ihm dieſen genauen Einblick in die Entwickelungsgeſchichte ihres Innenlebens eröffneten. Wenn auch die Briefe der Freundin ſelbſt ſolche Angaben wie „mein vorhergehender zehnjähriger Chriſtenlauf" oder „ſieben Jahre diätetiſcher Arbeit" enthielten, ſo bliebe doch immer noch ſchwer begreiflich, daß das richtige Einfügen dieſer Angaben in den äußeren Lebensgang Suſannas dem Dichter gelungen ſein ſollte, da es ſich um Erlebniſſe handelt, die zur Zeit der Abfaſſung der Bekenntniſſe (1795) teilweiſe ſchon um fünfzig Jahre zurücklagen. [10])

Solche peinliche Detailarbeit hätte nur dann der Mühe gelohnt, wenn Goethe eine authentiſche Biographie des Fräulein von Klettenberg herausgegeben hätte. Aber welche Bedeutung hätte eine ſolche bis ins einzelne hinein ausgearbeitete Darſtellung für ſeinen Roman gehabt, da er alles gethan hat, die Entdeckung des geſchichtlichen Hintergrundes zu verwiſchen? Goethe verfährt durchaus nicht als Hiſtoriker, der ſich abquält alle möglichen Einzelheiten aus dem Leben ſeines Helden ſorgfältig darzulegen, ſondern er verfügt ſogar über das ihm vorliegende Material mit voller Freiheit im Intereſſe ſeines Romans, wo künſtleriſche Geſichts-

[10]) Wenigſtens ſollte man erwarten, daß Goethe bei ſeiner Mutter über dieſen oder jenen Punkt aus dem Leben ihrer intimen Freundin Erkundigungen eingezogen hätte; aber nichts davon findet ſich in der Korreſpondenz mit Frau Rat. Sie erwähnt die ganze Angelegenheit erſt, nachdem der Sohn ihr das ſechste Buch von Wilhelm Meiſter zugeſandt hat, und ihre Äußerung macht ganz den Eindruck einer freudigen Überraſchung.

**

punkte eine Abänderung bedingten. Er verſetzt nicht nur die Freundin in eine fürſtliche Reſidenz, um die Entdeckung zu erſchweren, ſondern läßt auch aus der Ehe von Suſannas Schweſter mit Herrn von Trümbach vier Kinder hervorgehen, um eine innigere Beziehung zwiſchen dem ſechsten Buche und den übrigen Büchern des Romans herbeizuführen, während er als Vormund der Trümbachiſchen Kinder wiſſen mußte, daß Frau Magdalene von Trümbach nur einem Sohn und einer Tochter das Leben gegeben hatte. So läßt der Dichter Herrn von Trümbach vor ſeiner erſten Gattin ſterben, während er ſelbſt als Anwalt noch lange nach Magdalenens Tode in Geldangelegenheiten mit jenem adeligen Herrn zu verkehren hatte und deſſen zweite Vermählung ihm nicht unbekannt geblieben iſt.[11]) Die Trümbachiſchen Kinder mußten aber elternlos ſein, um den ſonderbaren Verſuch des Abbes mit ihrer Erziehung einzuführen. Iſt es nun wahrſcheinlich, daß der Dichter, der da, wo er die Verhältniſſe genau kannte, ſo frei ſchaltete, in den früheren Partieen der Bekenntniſſe mit einer faſt kleinlich zu nennenden Sorgfalt ſich bemüht hätte, alle Einzelheiten hiſtoriſch treu aneinanderzureihen, die doch für ſeine Leſer ganz gleichgiltig waren? Iſt es nicht richtiger, anzunehmen, daß die chronologiſchen Notizen aus dem früheren Leben des Fräulein von Klettenberg von Goethe einfach ſo wiedergegeben wurden, wie er ſie in ſeiner Vorlage gefunden hatte.

Wohl ſchreibt er an Schiller, daß mehr Sammlung und Stimmung dazu gehört habe, das religiöſe Buch des Romans auszuarbeiten, als vielleicht zu einem anderen Teile; aber ſeine Bemühungen galten wahrlich nicht der Ermittelung von allerlei für ſeinen Roman belangloſen Einzelheiten, ſondern ſein Beſtreben war nur darauf gerichtet, die ihm vorliegenden Aufzeichnungen ſeinem Werke ſo zu aſſimilieren, daß ſie nach Inhalt und Form zu einem integrierenden Beſtandteile desſelben wurden, anſtatt mit ihrem an ſich fremdartigen Inhalt einen erratiſchen Block zu bilden.

---

[11]) Vergl. Dr. R. Jung: Aus dem Nachlaſſe des Fräulein Suſanna Katharina von Klettenberg. (Ber. des Fr. D. Hochſtiftes 1891. Neue Folge. Bd. III, S. 55—68 und in meinem Buche S. 167 f.)

Daß Goethe wirklich nicht nur manches aus den Bekenntniſſen der Freundin geſtrichen und manches neu hinzugefügt hat, ſondern daß er ſie auch in ſtiliſtiſcher Hinſicht ſorgfältig überarbeitet hat, unterliegt keinem Zweifel. Es war ſchon deshalb unerläßlich, weil Suſanna's Schreibweiſe nicht frei von Fehlern war.[12]) Überhaupt hat ſich der Dichter die Aufzeichnungen der Freundin ſo zu eigen gemacht, daß wir auch hier ſeine Kunſt bewundern müſſen, ſich ganz in eine fremde Individualität zu verſetzen. Hierüber ſchreibt Dr. Veit Valentin:[13]) „In ſolcher Thätigkeit beſaß Goethe eine beſonders glückliche Hand. Dieſe Begabung war der Einfluß ſeines echt künſtleriſchen Beſtrebens, ſeine Dichtungen thatſächlich zu Kunſtwerken zu geſtalten, denen das erſte und wichtigſte Merkmal des Kunſtwerks, die innere organiſche Einheit, nicht fehlen konnte. Es können zwar die Bekenntniſſe für ſich geleſen werden, aber die Entwickelung des Romans wäre nicht verſtändlich, wenn man das ſcheinbare Einſchiebſel weglaſſen oder überſpringen wollte."

So läßt denn alſo der Blick auf die geſchichtlichen Angaben der Bekenntniſſe mit Beſtimmtheit auf eine autobiographiſche Unterlage ſchließen, und es handelt ſich nun um die weitere Unterſuchung, *inwieweit die Gedankenwelt und der Stil des ſechsten Buches der Lehrjahre mit dem gewonnenen Ergebniſſe übereinſtimmen*. Dabei wird es von beſonderer Wichtigkeit ſein, alles, was ſich an *authentiſchen Dokumenten von Suſannas Hand* erhalten hat, zum Vergleiche heranzuziehen. Es folgt darum zunächſt ein kurzer Überblick über den litterariſchen Nachlaß der ſchönen Seele.

Ein wichtiges Material liefern fünf Aufſätze über chriſtliche Freundſchaft (L 1—74), welche in dem mit Herrn von Moſer und ihrer Schweſter Magdalene herausgegebenen Buche: „Der

---

[12]) Sie verwechſelt öfter Akkuſativ und Dativ. So ſchreibt ſie an Lavater: „Ich bete Ihnen nicht an" und an Moſer: „Gott hat Ihnen in ein Amt geſetzt" u. ſ. f. Wir finden in ihrer Korreſpondenz Wendungen wie: „Meines Nachbars ſein Güterwagen — Auf dem ſeinen Glauben gebe ich nichts — Des Herrn Rat Brauers ſein Haus."

[13]) Vgl. die Anzeige meines Buches im Deutſchen Wochenblatt 1896, No. 7.

Chriſt in der Freundſchaft“ enthalten ſind.[14]) Dieſe Abhandlungen, welche im Jahre 1754 veröffentlicht wurden und um dieſelbe Zeit entſtanden ſind, gehören der Periode an, in welcher Suſanna ſich unter Philos Einfluſſe allmählich von dem Halliſchen Pietismus frei zu machen ſuchte. Da dieſe Aufſätze etwa 20 Jahre vor der Autobiographie niedergeſchrieben wurden, iſt es begreiflich, daß die Schreibweiſe nicht ganz mit der der Bekenntniſſe übereinſtimmt; um ſo zahlreicher aber ſind die ſachlichen Berührungspunkte, da vielfach dieſelben Fragen dort wie hier behandelt ſind.[15]) Aus der Zeit der erſten Begeiſterung für Zinzendorf beſitzen wir faſt nur Gedichte, die für den vorliegenden Zweck naturgemäß wenig Ertrag bieten. Aus etwas ſpäterer Zeit haben ſich einige Briefe an Glieder der Brüdergemeinde erhalten (L 133—152), in denen uns wieder viele intereſſante Parallelen zu dem Inhalt der Bekenntniſſe entgegentreten. In die letzten Lebensjahre fallen abermals einige Briefe, einer an Cornelie Schloſſer (L 153 f.), einer an Moſer, der im Goethejahrbuch 1889, S. 139 von Prof. Geiger zum Teil veröffentlicht, von mir aber ganz benutzt wurde, und die neuerdings von Prof. Funck veröffentlichte Korreſpondenz mit Lavater (Goethejahrbuch 1895).

In dieſen Schriftſtücken tritt uns der Einfluß Goethes und Lavaters nach Form und Inhalt ſtark entgegen; man fühlt es, daß die gewaltige Bewegung der Sturm- und Drangperiode ſelbſt an der ſchönen Seele nicht ſpurlos vorübergegangen iſt. Wir führen hier eine Reihe von Wendungen an, die von ihrer früheren Schreibart entſchieden abſtechen. An Lavater ſchreibt ſie: „Ich bete Ihnen nicht an und ſage beileibe nicht zu allem Ja und Amen (K 83). Wenn ein gefühliges Herz Lavaters Predigten lieſt, ſo ſchmilzt es (S. 84). Das ſollte nicht ſein; in keinem Wege ſollte

---

[14]) Vergl. Delitzſch: Philemon oder von der chriſtlichen Freundſchaft. 3. Auflage, Gotha, Guſtav Schloeßmann, 1878. Der ſechste Aufſatz in Lappenbergs Reliquien muß außer Betracht bleiben, da hier die Überſetzung eines Teiles einer Swedenborgiſchen Schrift vorliegt.

[15]) Die Ideenverwandtſchaft erſtreckt ſich ſogar auf die Aufſätze von Moſer und Magdalene von Klettenberg, von welchen auch manches Schlaglicht auf die Bekenntniſſe fällt.

das ſein (S. 86). Zähle mich zu deinen guten Genien (S. 87). Seid mir tauſendmal willkommen![16]) Seid willkommen, ihr lieben Zeilen aus Zürich! Drei von da ſind mehr wert als drei Bogen ſonſt woher (S. 87). Lavater, wie kalt biſt Du! (S. 88). Ich umarme dein liebes Weibchen, ich — die Deine (S. 88). Ich will nicht gerne zu früh miracle! rufen (S. 90). So ſei es Dir. So bleibe es mir, bis ich Ihn ſehe, und bis dahin bin ich über den Ausdruck Dein (S. 95)." Aus dem Briefe an Moſer bemerken wir: „Freund, das heißt geplaudert! — Nun adieu, mehr als bloß adieu, mein Beſter! Und nun nichts mehr von Furcht! Umſicht, Ernſt, Klugheit u. ſ. w., aber das ſchwarze Ding nicht!" Der ſentimentale Anfang dieſes eigenartigen Briefes erinnert durchaus an die Wertherperiode. Vergleicht man dieſe Briefe mit den an die Herrnhuter gerichteten Schreiben, ſo kann man, was den Stil angeht, kaum an die Abfaſſung durch ein und dieſelbe Perſon glauben. Wenn das Wort: „Le style c'est l'homme" zutreffend iſt, läßt ſich allein aus dieſer Änderung der Schreibweiſe auf eine bedeutſame innere Umwandlung bei Fräulein von Klettenberg ſchließen, auf welche allerdings Goethe nirgends hingewieſen hat. Der Unterſchied zwiſchen früher und ſpäter iſt ſo groß, daß ich den Brief an Moſer anfangs für unecht anſah, bis die Korreſpondenz mit Lavater erſchien und damit auch die Authentie jenes Schreibens mir feſtſtand.

Die Autobiographie des Fräulein von Klettenberg fällt nun aller Wahrſcheinlichkeit nach in die der perſönlichen Bekanntſchaft mit Lavater unmittelbar vorausgehende Zeit. Die Art und Weiſe, wie M 366, auf deſſen „abgenötigtes Glaubensbekenntnis", das 1773 erſchien, angeſpielt wird, zeigt bereits ein Intereſſe an dieſem damals vielgefeierten theologiſchen Schriftſteller; aber nach der innigen Befreundung mit Lavater, wie ſie im Laufe des Jahres 1774 ſich anbahnte, hätte Suſanna kaum mehr ein ſo ſcharfes Urteil über

[16]) Die Vorliebe für die Zahl tauſend findet ſich auch erſt in den letzten Jahren ihres Lebens, während ſie in den Aufſätzen, die viel nüchterner gehalten ſind, uns nicht entgegentritt. K 96 ſchreibt ſie: „Adieu, m mal, ihr Lieben" — und an Moſer: „tauſendmal Vergebung", ebenſo in den Bekenntniſſen: M 356, 358 und 366.

ihn gefällt, ohne ein freundlich anerkennendes Wort hinzuzufügen. Ihr Urteil über Gebetserhörung blieb in sachlicher Hinsicht gewiß dasselbe vor wie nach; aber es fehlt noch ganz der warme Ton, den uns die Korrespondenz aufweist. So ist offenbar die neuveröffentlichte Korrespondenz Susannas mit Lavater von der höchsten Wichtigkeit für die Frage nach dem Verhältnisse der Autobiographie zu den von Goethe mitgeteilten „Bekenntnissen einer schönen Seele".

Indem wir nun auf dieses Verhältnis genauer eingehen, tritt uns zunächst die Thatsache entgegen, daß sich eine Reihe bekannter Lieblingswendungen und Lieblingsgedanken Goethes im sechsten Buch der Lehrjahre findet. Diese Beobachtung kann wohl auf den ersten Blick zu der Annahme verleiten, daß die Bekenntnisse durchweg auf Goethe zurückzuführen seien. In Wirklichkeit aber liegt es so, daß an jenen Wendungen diejenigen Stellen kenntlich werden, welche der Dichter selbst eingeschaltet, oder an denen er aus irgend einem Grunde umgestaltend eingegriffen hat. Wagen wir auch nicht, wie Schleiermacher sich erbot, die Zusätze des Dichters von dem Originale zu unterscheiden, so scheinen doch einige Andeutungen in diesem Sinne geboten.

Fast ganz auf Goethe zurückzuführen ist die Schilderung der Hochzeitfeier des Trümbachischen Paares (M 379—387). Diese Partie der Bekenntnisse unterscheidet sich im Stile ebenso von den sonstigen im sechsten Buche, wie sie mit der Schreibweise der übrigen Bücher übereinstimmt. Schon darin zeigt sich ein bedeutender Gegensatz, daß uns hier lange Dialoge entgegentreten, während sonst in den Bekenntnissen auch nicht ein einziges Zwiegespräch mitgeteilt wird. Die Autobiographie enthielt viele Monologe der schönen Seele, welche die bloß historische Darstellung unterbrechen (M 357), dagegen keine ausführliche Unterredungen der handelnden Personen. Wo auf solche Zwiegespräche Bezug genommen wird, ist fast immer nur ihr Inhalt angedeutet (M 354 u. 359); eine Ausnahme bildet vielleicht die übrigens ganz kurze Darlegung des Dialogs zwischen Phyllis und ihrem Mentor (M 343), wenn sie nicht auch aus Goethes Feder stammt. Bei der Schilderung der Hochzeit scheint der geschichtliche Boden ganz verlassen zu sein; der Dichter hat hier nur das Interesse,

ſein perſönliches Urteil über die Jugendfreundin und die eigene Weltanſchauung zum Ausdrucke zu bringen. Er benutzt deshalb die von ihm fingierte Geſtalt des kunſtſinnigen Oheims, um ſeine eigenen Einwände anzubringen, welche er gegen manche Anſchauungen der ſchönen Seele vorgeführt hatte. Bei dieſen Dialogen hatte er nicht ſowohl die biographiſchen Aufzeichnungen des Fräulein von Klettenberg benützt, als vielmehr die Korreſpondenz und die Unterredungen, die er mit ihr geführt. Hier finden wir denn auch fortlaufende Parallelen zu den übrigen Teilen des Romans. Alles, was auf dem Schloſſe des Oheims die ſchöne Seele umgiebt, iſt würdig. Konditoren und Tafeldecker waren bei dem Architekten in die Schule gegangen. Der Oheim weiß jeden nach ſeiner Art zu bewirten. Entſchiedenheit und Folge iſt nach ſeiner Meinung das Verehrungswürdigſte am Menſchen. Er zeigt ſich, wie der Dichter ſelbſt, tolerant in bezug auf alles, was den Wert und die Einheit der menſchlichen Natur anzeigt und befördert, verlangt aber auch von allen anderen Menſchen ein Gleiches und pflegt nichts ſo ſehr als individuellen Dünkel und ausſchließliche Beſchränktheit zu verdammen und zu fliehen. Derjenige, deſſen Geiſt nach einer moraliſchen Kultur ſtrebt, hat ſeiner Meinung nach alle Urſache ſeine feinere Sinnlichkeit mit auszubilden. Bei einem Kunſtwerk ſoll man nicht bloß fragen, ob der Anblick reizend oder der Gegenſtand bedeutend ſei, ſondern auch dem Genius, der die Werke hervorgebracht hat, einige Aufmerkſamkeit widmen. Der Oheim hat ſelbſt eine ſchöne Reihe von Gemälden in dieſem Sinne zuſammengebracht. Auch die Bücher in der Bibliothek des Oheims waren in dieſem Sinne geſammelt, entweder zur deutlichen Erkenntnis zu führen oder zur rechten Ordnung anzuweiſen. Er bereitet den Gäſten am Ende der feſtlichen Tage ein würdiges Vergnügen durch einen Geſangchor, bei welchem die Herrlichkeit der menſchlichen Stimme ſo recht zur Geltung kommen konnte. Beim Abſchied fühlten ſich die Gäſte deshalb auch wie aus einem Feenſchloſſe auf die platte Erde geſetzt. Es iſt nicht nötig hier überall die Parallelſtellen aus den übrigen Büchern der Lehrjahre heranzuziehen, da die Ideenverwandtſchaft für jeden aufmerkſamen Leſer ſofort zu Tage tritt, während alle dieſe

Wendungen der ſchönen Seele ganz fremd ſind. Die Bekenntniſſe machen an vielen anderen Stellen den Eindruck eines retouchierten Gemäldes, bei dem es nicht ſchwer iſt das urſprüngliche Bild wieder herzuſtellen: dieſe ganze Erzählung aber ſcheint lediglich das Eigentum Goethes zu ſein. Als geſchichtlich läßt ſich wohl nur die Thatſache feſthalten, daß die Trauung nicht in Frankfurt, ſondern in der Nachbarſchaft ſtattgefunden hat, und daß die bei dieſer weltlichen Feier gewonnenen Eindrücke dazu dienten, den Geſichtskreis Suſannas zu erweitern.

Ähnlich verhält es ſich mit der Charakterſchilderung der vier Trümbachiſchen Kinder. Dieſe Beſchreibung iſt um ſo gewiſſer auf den Dichter zurückzuführen, als, wie ſchon angedeutet, nur zwei Kinder aus dieſer Ehe hervorgegangen ſind, die überdies beim Ableben der ſchönen Seele noch viel zu jung waren, als daß ſie eine ſo eingehende Beſchreibung ihrer Eigenart hätte liefern können. „Dieſe liebenswürdigen Geſchöpfe verdienten in jedem Sinne, daß der Oheim ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf ihre Erziehung verwandte.“ Beſonders verrät die Schilderung Nataliens durchaus die Hand des Dichters, der dieſe Geſtalt mit viel Liebe ausgemalt hat. „Man ſah nicht leicht eine immer ſo gleiche, auf keinen Gegenſtand eingeſchränkte Thätigkeit. Jedes Geſchäft ward unter ihren Händen zu einer würdigen Handlung.“

Es iſt gewiß beachtenswert, daß überall, wo der geſchichtliche Boden uns unter den Füßen ſchwindet, Goethes Schreibweiſe unbedingt uns entgegentritt, während dies da, wo wir auf hiſtoriſchem Boden ſtehen, gar nicht oder nur in geringerem Grade der Fall iſt. Dieſer Umſtand ſpricht auch für die hier vertretene Auffaſſung von einem authentiſchen Lebensbilde, das das Rückgrat der Darſtellung der Bekenntniſſe bildet. Doch finden ſich allerdings Lieblingswendungen des Dichters überall verſtreut auch da, wo er den Hauptquellen inhaltlich ſich ganz anſchließt. So entſpricht zwar der Wunſch Suſannas, daß ſie ſich nach der Auflöſung ihrer Verlobung mit Narciß ganz ohne Syſtem befunden hätte, durchaus ihrer eigenen Geſinnung (ſiehe unten) — wenn wir jedoch dann weiter leſen: „Aber wer kommt früh zu dem Glück, ſich ſeines eigenen Selbſt, ohne fremde Formen, in reinem Zuſammenhang

bewußt zu ſein", ſo haben wir hier einen Zuſatz von der Hand des Dichters. Hierher gehört auch die Beſchreibung des wackeren Sprachmeiſters (er war nicht ein leichtſinniger Empiriker, nicht ein trockener Grammatiker; er hatte Wiſſenſchaften, er hatte die Welt geſehen), die Schilderung der deutſchen Hofleute (die Leute, mit denen ich umgeben war, hatten keine Ahnung von Wiſſenſchaften), einige Wendungen über das Sterben (die Mutter bezahlte die Schuld der Natur — ich ſah mit Ruhe meinen Körper den Elementen wieder gegeben u. a. m.). Vielleicht ſind hierher auch einzelne Stellen zu rechnen, die manchen im Munde der ſchönen Seele etwas befremdlich erſcheinen wollen. Wir leſen M 353, daß Narciß an Näſchereien (in ſittlicher Hinſicht) gewöhnt geweſen ſei. In gleichem Sinn redet die übermütige Philine von Näſchern und meint damit lockere junge Leute, die ſich mit ihr möglichſt billig beluſtigen wollten. Wenn erzählt wird, daß Suſanna, als ihr Blut nach der Verwundung ihres Bräutigams abgewaſchen wurde, ſich auch ohne Hülle ſchön fand, ſo erinnert dies ſehr an Goethes oft hervortretendes Intereſſe an der Schönheit des unbekleideten menſchlichen Körpers. Auch die Äußerung über die Gefahren, welche der Geſundheit eines jungen Mädchens durch den Umgang mit liederlichen Männern drohen, dürfte hierher zu rechnen ſein.

Bereits angedeutet wurde die häufige Anwendung von Eigenſchaftswörtern, die uns bei Fräulein von Klettenberg nicht begegnen: würdig, liebenswürdig, platt u. ſ. f. Auch der Gebrauch des Wortes „gewiß", im Sinne von quidam, weiſt auf Goethe hin. „Ich ward in ein gewiſſes Haus gebeten, wohin ich nicht gerne ging," ſchreibt der Dichter, während Suſanna wohl das Haus des Stadtſchultheißen Textor, in dem die Verwundung ihres Geliebten ſtattfand, genauer bezeichnet hatte. Philo war nach Goethe ſchon „in gewiſſen Jahren", während Herr von Moſer im Jahre 1754 erſt 28 Jahre alt war. Er hatte anfangs mit gewiſſen Bekenntniſſen zurückgehalten; Suſanna aber hatte doch gewiſſe Verwickelungen vorausgeſehen. In allen dieſen Fällen enthielt wohl die Autobiographie beſtimmtere Angaben, die der Dichter mit Rückſicht auf den noch lebenden Moſer nicht wiedergeben mochte. Daß überhaupt das

ganze „neue Verhältnis“ zu Philo in einem anderen Lichte erſcheint, als die wirklichen freundſchaftlichen Beziehungen Suſannas zu Moſer, habe ich bereits in meinem Buche S. 74 gezeigt.

Desgleichen iſt nicht zu bezweifeln, daß der letzte Abſatz der Bekenntniſſe: „Ich erinnere mich kaum eines Gebotes“, von Goethe hinzugefügt wurde. Dieſe ganze Stelle erinnert ſo vollſtändig an die Verhandlungen über den Begriff einer ſchönen Seele, wie ſie um das Jahr 1795 geführt wurden, daß ſchon deshalb die Abfaſſung durch Suſanna ausgeſchloſſen iſt: dazu kommt aber noch, daß Suſanna über ſich ſelbſt wohl nicht ſo reden konnte (vgl. mein Buch S. 182). Auch die Ausführungen über die Höllenſtrafen (M 367) dürften durch den Idealbegriff einer ſchönen Seele beeinflußt ſein, da Suſanna kaum von ſich ausſagen konnte: „Die Idee eines böſen Geiſtes und eines Straf- oder Quälortes nach dem Tode konnte keineswegs in dem Kreiſe meiner Ideen Platz finden.“ Wenn dies vielleicht auch ihren ſpäteren Anſchauungen entſprach, ſo ſtimmte es nicht für die Zeit, in der ſie noch unter dem Einfluß des Halliſchen Pietismus ſtand (ſ. mein Buch S. 98), und das kann Suſanna ſelbſt nicht wohl vergeſſen haben.

Wie alſo an vielen Stellen der Bekenntniſſe uns die Spuren von Goethes Denk- und Ausdrucksweiſe entgegentreten, ſo finden ſich auch in den übrigen Büchern manche Lieblingswendungen und Lieblingsgedanken der ſchönen Seele. Zu welchen Folgerungen giebt nun dieſe Beobachtung Anlaß? Offenbar handelt es ſich teilweiſe um einen Beſitz, der dem Dichter und ſeiner Freundin gemeinſam geweſen; waren ſie doch beide Kinder eines Zeitalters und hatten ohnedies lange miteinander in vertrauteſtem Gedankenaustauſche geſtanden! Als gemeinſame Eigentümlichkeiten dürfen wir bezeichnen die häufige Nebeneinanderſtellung von Empfindungen und Gedanken (vergleiche M 257, 338 und 532 mit vielen Stellen der Bekenntniſſe und Stellen aus dem noch nicht gedruckten Briefe Suſannas an Lavater vom 2. Juli 1774: „Was ich dabei fühlen und denken kann — Freundſchaft, Quelle von Empfindungen und Gedanken“), der Gebrauch der Eigenſchaftswörter „ſtill und heiter“ (M 193, 229, 231 und 436 vergleiche mit M 352, 359, 367, 373 und L 64, 65, 72, 140, 151 und

K 90); „zärtlich“ (M 31, 40, 192 mit M 358, 360 und L 6, 11, 47); „trocken“ (M 121, 172, 222, 261 vergleiche mit M 369). Hierher gehören weiter die Adjektive „angenehm, sonderbar, verdrießlich, galant, artig“, welche gleichfalls von Goethe wie von Fräulein von Klettenberg häufig angewendet werden. Eine gemeinsame stilistische Eigentümlichkeit ist das adversative „und“, das in den Bekenntnissen uns sehr oft begegnet. So lesen wir M 375: „Unfehlbar hätten wir uns verstanden und schwerlich hätten wir uns lange vertragen“, aber auch M 39: „Die Kinder machen Versuche, und es bleibt alles zusammen liegen.“ Vergleiche ferner den Brief Susannas an Lavater vom 20. Mai 1774:[17] „Dreimal bin ich gemalt und dreimal gezeichnet und nie getroffen“, sowie Brief an Moser: „Merck lobt Hamann und kann ihn nicht fassen.“ Diese Bemerkungen könnten zwar überflüssig scheinen, sind aber deshalb unerläßlich, weil Goethefreunde leicht zu falschen Schlüssen verleitet werden, wenn sie jene Eigentümlichkeiten, die ihnen bei ihrem Lieblingsdichter oft entgegentreten, auch in den Bekenntnissen wiederfinden. Ebensowenig aber läßt sich aus jener Beobachtung ein Beweis für das Vorhandensein einer Autobiographie entnehmen.

Dagegen empfiehlt sich an einzelnen Stellen, wo Lieblingswendungen des Fräulein von Klettenberg in den übrigen Teilen des Romans wiederkehren, die Annahme, daß Goethe hier mit Absicht auf die Bekenntnisse im voraus hinweisen (in Buch I—V) oder darauf zurückweisen will (in Buch VII u. VIII). Das Wort „ernsthaft“ durchzieht das sechste Buch wie ein roter Faden, und es ist kaum zufällig, daß es sogar (M 353) gesperrt gedruckt ist. Der Dichter wollte vielleicht durch die augenfällige Hervorhebung dieses Wortes auf die Ursache hindeuten, weshalb er das scheinbar so fremdartige Stück seinem Romane eingefügt habe. Das Beispiel der schönen Seele sollte zeigen, daß jeder Mensch achtenswert ist, der vollen Ernst macht, sein Wesen seiner innersten Natur gemäß zu entwickeln.[18] Goethe brachte wohl deshalb das

[17]) Bernays, der junge Goethe. Leipzig, Hirzel 1875, III, 18.

[18]) Vergleiche dazu die Anzeige meines Buches durch Prof. Sell in der „Christlichen Welt“ (1895, No. 50) und meinen Aufsatz: „Noch einmal Goethes Schöne Seele“ in der „Protestantischen Kirchenzeitung“ (1896, No. 24).

Stichwort der ſchönen Seele, das in ihren Aufſätzen beſtändig wiederkehrt (L 29, 41, 43, 50, 52, 68), auch ſonſt mehrfach in dem Romane an, um darauf hinzuweiſen, in welchem Sinn er ſich für den Gang dieſer inneren Entwickelung intereſſierte, wenn er auch für ſeine Perſon einen anderen Weg einſchlug. Es liegt alſo nicht ſo, daß der Dichter die ſchöne Seele nur als Kunſtfigur benutzte, um durch ihren Mund ſeine eigenen Anſichten über die Notwendigkeit des Ernſtes darzulegen, ſondern dieſer Lieblingsgedanke Suſannas war der Hauptanlaß für ihn, deren Aufzeichnungen ſeinem Romane einzuverleiben. Beachtenswert iſt auch die Stelle des achten Buches (M 561), wo Goethe von der „Herablaſſung" des zu den Herrnhutern übergetretenen Grafen redet, der ſagt, „es ſei die Pflicht eines jeden, der ſich in Hauptſachen von der Welt entferne, daß er in gleichgiltigen Dingen ſich ihr deſtomehr gleichſtelle" und der deshalb ohne Bedenken an geſellſchaftlichen Spielen ſich beteiligt. Dieſes Verhalten entſpricht durchaus der Art, wie die ſchöne Seele an dem Hofe, an dem ihre Schweſter Hofdame war, ſich benommen hat (M 364), aber ebenſo der Anweiſung, die ſie L 16 über die Beteiligung der Chriſten an weltlichen Ehrenbezeugungen erteilt. „Der Chriſt zeichnet ſich nicht durch eine gänzliche Unterlaſſung aus, er iſt aber auch nicht überaus ſorgfältig, alles ſo zu haben und ſo zu thun, wie die galante Welt, ſondern bezeugt durch eine edelmütige Nachläſſigkeit, daß er keinen Ruhm in dieſen Dingen ſucht, ſondern ſie nur aus Kondeſzendenz gegen die ſchlechten Einſichten derer, ſo ſolche für weſentliche Dinge halten, mitmache." [19]) Suſanna verweiſt in dieſer Hinſicht auf die „Herunterlaſſung" des Herrn, der den Jüngern befohlen habe, daß man immerdar den unterſten Sitz erwählen ſolle. Auch hier liegt eine Parallele vor, die zwar auf einer unwillkürlichen Reminiszenz beruhen kann aber vermutlich doch nicht ganz zufällig iſt.

Wichtiger noch iſt die Stelle, wo der Dichter Thereſe ſagen läßt, daß das Gute und Sittliche für ſie nicht eine Arznei ſei,

[19]) Das Wort „Kondeſzendenz" findet ſich auch in den Bekenntniſſen als Ausdruck für die Gefälligkeit des Oheims in Suſannas Sprache zu reden (M 382). Zu dieſer Wendung vergleiche K 89, wo Fräulein von Klettenberg ſchreibt, ſie habe eine Wendung in ihre Sprache überſetzt.

wie für Menſchen, die das ganze Jahr weltlich ſeien und ſich einbildeten, ſie müßten zur Zeit der Not geiſtlich ſein, daß ſie dagegen vom Sittlichen den Begriff als von einer Diät haben. — Dieſer Vergleich aus dem Gebiete der Heilkunde iſt ähnlichen Vergleichen aus den Schriften der Klettenberg offenbar nachgebildet, aber die Anwendung, welche Thereſe macht, entſpricht nicht ganz dem Sinne der ſchönen Seele, für welche das Wort Diät ſoviel als Enthaltung vom Böſen bedeutet, während es im Munde Thereſens das poſitive Guthandeln bezeichnet.

Daß aber Suſanne von Klettenberg ſolche Vergleiche aus der Geſundheitslehre beſonders liebte, wird ſich ergeben, wenn wir uns nun noch der Aufgabe zuwenden, die zahlreichen Parallelen zwiſchen den Bekenntniſſen und den ſicher authentiſchen Reliquien der ſchönen Seele darzulegen. Wohl haben wir zugeſtanden, daß auf dieſe Übereinſtimmung allein kein durchſchlagender Beweis für die Annahme einer Autobiographie ſich gründen läßt; aber ein ſolcher Nachweis kann doch dazu dienen die bisher gewonnenen Ergebniſſe zu beſtätigen. Vieles, was bereits in meinem Lebensbild genauer ausgeführt war, kann hier nur kurz angedeutet werden; im weſentlichen handelt es ſich in Folgendem um neues Material. Die Darlegung muß aber deshalb ausführlich werden, weil der Schwerpunkt der Beweisführung auf dem Umſtande liegt, daß ſo ziemlich alle uns bekannt gewordenen Eigentümlichkeiten des Fräulein von Klettenberg ſowohl in bezug auf ihre Lebensanſchauungen als auf ihre Schreibweiſe ſich in den Bekenntniſſen widerſpiegeln. Daß aber der Dichter alle charakteriſtiſchen Beſonderheiten der Jugendfreundin nachahmte, dürfte wenig Wahrſcheinlichkeit haben.

In erſte Linie ſtellen wir die bereits erwähnten Vergleiche aus dem Gebiete der Heilkunde; dieſe Vorliebe hing ſichtlich mit ihrer meiſt ſchwachen Geſundheit zuſammen. Schon als Kind zeigte Suſanna nach den Bekenntniſſen großes Intereſſe an der Anatomie, das ihrem Vater, der ſelbſt von Haus aus Mediziner war, ſoviel Freude machte, daß er die Tochter wie einen jungen Studenten behandelte und ſeinen mißratenen Sohn zu nennen pflegte. — „Ich nehme nicht leicht eine Arznei, ohne zu fragen: Wo wachſen

die Dinge, aus denen sie gemacht ist? Wie sehen sie aus? Wie heißen sie?“ (M 340). Bereits als kleines Mädchen wußte sie, weil sie oft krank gewesen, welche Leckerbissen für einen Kranken schädlich sind und wählte in diesem Sinne die Artigkeiten für einen kranken Knaben aus. Später wurde sie durch anhaltende eigene und fremde Leiden „ein halber Arzt“ und ließ sich durch Dr. Metz nur noch eingehender in diesem Fache unterweisen (M 392). Der Briefwechsel mit Lavater bestätigt uns alle diese Mitteilungen. Im vierten Briefe (K 88) erteilt sie dem leidenden Freunde die eingehendsten Vorschriften in Bezug auf Diät und auf die Heilmittel. Sie bittet ihn, vor allem Sauren sich zu hüten, weil es Gift und Schaden sei für jemand, in dessen Adern ein sal volatile rolle. Sie warnt vor den Hofmännischen Tropfen, wegen des fürchterlichen Acidum vom Oleum vitrol. und rät dagegen den Gebrauch der edlen Cortex Peruviana. Sie bemerkt hier selbst, da sie nun doch einmal im Medici-Ton sei, schicke sie ein ganzes Blatt voll teuer erkaufter Wahrnehmungen.

Mit den beiden Begriffen „Diät und Medizin“ operiert nun Susanna an vielen Stellen, indem sie sie auf das religiös-sittliche Leben anwendet. So schildert sie M 368 ihr Verhalten in jener Zeit, da ihr noch eine tiefere Erkenntnis der Sünde abging, folgendermaßen: „Es ging mir wie Kranken, die keine Arzenei haben und sich mit der Diät zu helfen suchen. Es thut etwas, aber lange nicht genug.“ In gleichem Sinne redet sie M 369 von sieben Jahren, in denen sie diätetische Vorsicht ausübte. Sie will damit sagen, daß sie sich durch möglichste Enthaltung von dem Bösen selbst zu helfen suchte: „Ich suchte mir dadurch zu helfen, daß ich mich schonte, daß ich mich nicht selbst aussetzte.“ Narziß fand die Diät sehr streng, als sie ihm keine Freiheiten erlauben wollte, als welche allenfalls die ganze Welt hätte wissen dürfen (M 353).

Man vergleiche nun damit andere Stellen aus dem litterarischen Nachlasse der schönen Seele. An Bischof Neißer schreibt sie: „Viele Umstände in meinem Gang scheinen mich zu überzeugen, daß die Stille und der einzelne Gang bei dem Genusse seiner Liebe mir das ist, was eine Diät bei der Arzenei ist.“ K 90 schreibt Susanna im Gegensatze zu solchen, die sich erst selbst

zu helfen ſuchen, ehe ſie auf Gottes Hilfe rechnen, in ironiſchem Sinne: „Ich mag nichts weiter über die quälenden Kraftmittel ſagen. Mein Magen verdauet nicht. Nun eſſe die härteſte Speiſe. Man muß ihn zwingen. Eſſet allein, gebet mir Arzenei!“ Was ſie mit Arzenei meint, iſt klar: es iſt die Hilfe durch Gottes Gnade. In dieſem Sinne nennt ſie K 89 Gott den erhabenen, wunderthätigen Arzt und ſchreibt K 92 an Lavater: „Du biſt krank, ſo gehört der Arzt für dich.“ Dieſelbe Anſchauung findet ſich M 371: „Mein ganzer Wunſch war, von dieſer Krankheit erlöſt zu werden, und ich war gewiß, daß mir der große Arzt ſeine Hilfe nicht verſagen würde.“

Beſonders häufig erörtert Suſanna den Genuß ungeſunder Speiſen. Sie tadelt es (L 50), daß ein tändelnder Freund dem Geliebten gegenüber nachgiebt, wenn dieſer zu einer Speiſe Luſt hat, die ihm ſchadet.[20]) Sie betont ferner (L 71): „Wie nicht einem Körper das zuträglich iſt, was der andere gut befindet, ſo gehet es auch im Geiſtlichen.“ Dazu vergleiche man nun, was ſie (M 359) über ihr Verhältnis zu den weltlichen Zerſtreuungen ſagt: „So wenig das Räſonnement des größten Arztes mich bewegen würde, eine ſonſt vielleicht ganz geſunde und von vielen ſehr geliebte Speiſe zu mir zu nehmen, ſobald mir meine Erfahrung bewieſe, daß ſie mir jederzeit ſchädlich ſei, wie ich den Gebrauch des Kaffees zum Beiſpiel anführen könnte, ſo wenig und noch viel weniger würde ich mir irgend eine Handlung, die mich verwirrte, als für mich moraliſch zuträglich aufdemonſtrieren laſſen.“ Zu dieſer Stelle findet ſich dann wieder eine Parallele (L 70): „Da kein Menſch, auch der allervertrauteſte Freund nicht, im Stande iſt ſo genau zu prüfen, was meinem geiſtlichen Wohle förderlich oder hinderlich iſt, als ich dies ſelbſt thun kann, und es ſich alſo leicht zutragen kann, daß ſelbſt mein innigſt vertrauter Herzensfreund mir etwas zumutet, das gar nicht gegen die göttlichen Gebote iſt, das er ſelbſt auch ſchon oft ohne Schaden gethan, ich aber kann es nicht thun, ohne meine Seele zu verwunden, ſo muß ich Gott mehr zu gefallen ſuchen als dem liebſten Freunde, und ihm alle Zumutung abſchlagen.“

---

[20]) Derſelbe Gedanke findet ſich in einem Aufſatze Moſers, Delitzſch S. 59.

*

Wie hier von Verwundung der Seele die Rede ist, so auch M 388, wo Susanna über das Ende der ledigen Schwester schreibt: „Ihr Tod schlug neue Wunden, deren Narben ich jetzt noch nicht gern ansehe"; ferner K 86: „Der Abschied hat eine Wunde gemacht"; B 89: „Wie meine Wunde blutet, wie sie brennt" und L 64: „Wir merken nicht eher, daß wir einen Feind beherbergt, bis wir verwundet sind". Weitere Anspielungen auf das medizinische Gebiet finden sich K 86: „Das Bekenntnis einer Schwachheit ist halbe Kur"; K 89: „Ich habe ein aur. potabile empfangen, einen unverweslichen Tropfen genossen, der bildet alles um"; L 63: „Einen Christen, der sonst langmütig ist, unter dem Drucke der Leiden aber ein wenig empfindlich und mißmutig wird, diesen muß man als einen Kranken ansehen"; L 41: „Den Brüdern, die mit uns in einem Spital darnieder liegen, werden wir sehr schlecht dienen;" K 39: „Ein Mensch, der eine starke Dosis Melancholie in seinem Temperament hat". Hierher gehört auch die Äußerung M 390, daß sie nach dem Tode des Vaters der Freiheit wie einer Speise genoß, die man lange entbehrt hat, so daß sie sich auch kleine Lustreisen erlaubte (das Wort Lustreise auch L 151 im gleichen Zusammenhang). So sagt sie auch von ihrer kindlichen Liebe zu dem älteren Sohne des Hofmarschalls: „Diese Leidenschaft hatte, wie sonst eine Krankheit, die Wirkung auf mich, daß sie mich still machte" (M 343).

Eine sehr eigenartige Parallele bietet der Brief an Treschо (in meinem Buche S. 142 teilweise veröffentlicht). Susanna erzählt (M 348), daß sie ihrem halbohnmächtigen Geliebten, als ihre Aufmunterung die Wirkung eines geistigen Heilmittels gethan, noch mit Wein angestrichen habe, ihn zu stärken — und an Treschо schreibt sie: „Es mangelt uns an solchen Schriften, die einem solchen Herzen wie ein Anstrich dienen können, wenn sie durch mancherlei äußerlichen Druck ein wenig matt geworden sind."

Alle diese Vergleiche mußten einer Frau nahe liegen, die lange Jahre ihres Lebens leidend gewesen war und sich naturgemäß viel mit Krankheitszuständen beschäftigt hatte; dagegen würden sie uns im Munde eines Mannes befremdlich sein, der, wie Goethe, fast stets einer guten Gesundheit genoß. Mit dieser Bemerkung möchte ich übrigens nicht der vielverbreiteten Meinung beitreten, daß Fräulein

von Klettenberg lediglich durch ihre Krankheit zu ihrer eigenartigen Frömmigkeit geführt worden sei, eine Meinung, die allerdings auf Goethes eigene Äußerungen gegen Nikolovius sich stützt (L 296). Daß einzelne nicht ganz gesunde Äußerungen ihrer Frömmigkeit mit ihrer Kränklichkeit zusammenhängen, ist wohl kaum zu bezweifeln: aber man darf doch den Einfluß des Körperleidens nicht zu hoch anschlagen. In dieser Hinsicht ist beachtenswert, daß in den Bekenntnissen mehrfach darauf hingewiesen ist, wie Susanna auch Zeiten in ihrem Leben hatte, in denen sie sich völlig gesund fühlte. (Phyllis war ganz gesund und fing an die Welt zu sehen, M 344. Ich genoß bei einer guten Gesundheit eine unbeschreibliche Gemütsruhe, M 361.) Immerhin hatte die Krankheit für sie eine so große Bedeutung, daß man die steten Parallelen zwischen den körperlichen und den geistigen Zuständen wohl begreift.

Ebenso erklären sich aus ihrer Eigenart recht wohl die Vergleiche aus dem der Medizin verwandten Gebiete der Naturwissenschaft, die an sich im Munde einer Frau auffällig erscheinen könnten. Wir erinnern hier daran, daß sie mit ihrem jungen Freunde, wie Goethe selbst erzählt, mancherlei chemische und physikalische Versuche vornahm und von ihrem Arzte gleichfalls auf die Naturwissenschaften hingewiesen wurde. Hierher gehört die Stelle der Bekenntnisse M 358. Nachdem sie ihre Scheu, die Gunst des Bräutigams zu verlieren, geschildert hat, schreibt sie: „Ich erkannte auf einmal, daß es nur eine Glasglocke sei, die mich in den luftleeren Raum sperrte; nur noch so viel Kraft sie entzwei zu schlagen, und du bist gerettet!“ Dieser Vergleich findet sich zwar nicht in den Aufsätzen der Klettenberg, wohl aber begegnet uns im Brief an Moser eine andere symbolische Anwendung der Glasglocke. Im Gegensatz zu der Ängstlichkeit, mit der sie früher dem alten Freunde gegenüberstand, so daß sie den Umgang mit ihm mied, schreibt sie, es sei nicht mehr nötig sich zu fürchten: „Es braucht keine Glasglocke, die würde mich sehr genieren; mein Porzellanpüppchen muß Staub und Luft vertragen können.“ Sie vergleicht sich selbst in ihrem früheren Seelenzustande einer Porzellanfigur, die man unter einer Glasglocke aufzubewahren pflegt, während sie solche ängstliche Fürsorge nachmals für unnötig erklärt. Also ein ähnlicher Vergleich,

wenn auch in anderer Wendung! An derſelben Stelle der Bekenntniſſe findet ſich auch der Vergleich mit einem Thermometer, das zuerſt im heißen Waſſer ſtand und dann in der natürlichen Luft hängt. „Es konnte nicht höher ſteigen, als die Atmoſphäre warm war. Unglücklicher Weiſe erkältete ſie ſich ſehr.“ Auch dieſe Parallele begreift ſich leicht aus ihren naturwiſſenſchaftlichen Beobachtungen. Die Freundſchaft, wie ſie zwiſchen David und Jonathan herrſchte, vergleicht ſie (L 2) einem unbeſchreiblichen Magnete, der ihrer beiden Herzen auf das Innigſte verband. Wenn ſie (L 1 u. 3) als die Grundlage der Freundſchaft ein homogeneum anſieht, ſo erklärt ſich auch dieſe Anſpielung aus ihren naturwiſſenſchaftlichen Studien heraus. Die ganze Einleitung des Aufſatzes über den Charakter der Freundſchaft erinnert an die Wahlverwandſchaften Goethes, bei denen bekanntlich auch von naturwiſſenſchaftlichen Analogien ausgegangen wird.

Wenn Suſanna in allen Vorgängen der Natur Hinweiſe auf Höheres, in allem Vergänglichen nur ein Gleichnis, erblickte, ſo entſprach dies ganz der Anweiſung ihres frommen Arztes (M 392). „Er leitete meine Aufmerkſamkeit von der Kenntnis des menſchlichen Körpers und der Spezereien auf die übrigen nachbarlichen Gebiete der Schöpfung und führte mich wie im Paradieſe umher, und nur zuletzt, wenn ich mein Gleichnis fortſetzen darf, ließ er mich den in der Abendkühle im Garten wandelnden Schöpfer aus der Entfernung ahnen. Wie gerne ſah ich nun Gott in der Natnr, da ich ihn mit ſolcher Gewißheit im Herzen trug!“ Auch an dieſe Darſtellung erinnert manches in den Aufſätzen der ſchönen Seele. Sie bedauert (L 24), daß der plumpe Juſtus, ſtatt ſeinen Freund Florus über ſeine Blumenliebhaberei zu tadeln, nicht vielmehr die Unterredung nach und nach von den Geſchöpfen auf den Schöpfer gelenkt habe. Sie ſpricht es ferner (L 3) aus, daß man auch aus dem Buche der Natur, nicht bloß aus dem Buche der Offenbarung, die Größe, Majeſtät und Herrlichkeit des Schöpfers erkennen könne.

Wir reihen hier noch weitere Parallelen aus dem Gebiete des religiöſen Lebens an. Wichtig ſind die pſychologiſchen Vorausſetzungen, von welchen die ſchöne Seele ausgeht. Die Religion iſt ihr weſentlich Sache des Gefühls, ſie wird nicht müde das zu

verſichern. Wohl leugnet ſie nicht die Notwendigkeit des Nachdenkens über religiöſe Fragen; aber ſie hält doch die frommen Empfindungen für das eigentlich Entſcheidende. In ſolchem Sinne ſchreibt ſie in ihrem erſten Briefe an Lavater K 83: „Was Sie ſagen, habe ich oft und viel in ſanfter Einſamkeit und ungeſtörter Stille mehr gefühlt als gedacht. Ich bin ein Frauenzimmer, die Gabe des Denkens und des richtigen beſtimmten Ausdruckes iſt ohne Widerſpruch dem männlichen Geſchlecht eigen. Wir aber ſind deſto empfindſamer. Sie nennen nur, was ich gefühlt, und indem ich das bezeuge, ſo teile ich Ihnen vielleicht etwas von meinen Empfindungen mit, die aber mit den Gedanken nicht allezeit verpaart gehen.“ Sie ſpürt aus dem von ihr bewunderten Buch Lavaters über die Ausſichten in die Ewigkeit doch heraus, daß er den wonneſamen Genuß, die unausſprechliche Empfindung der von ſeinem Verſtand erkannten Wahrheiten, noch nicht habe. Das iſt eigentlich der Grundgedanke des ganzen Briefwechſels. Es iſt nun aber unſchwer nachzuweiſen, daß dieſe Anſchauung auch die Bekenntniſſe durchzieht. Überall ſtehen die religiöſen Empfindungen im Vordergrunde. Zwar findet ſich, wie früher ſchon gezeigt, die Zuſammenſtellung von Gedanken und Gefühlen nicht ſelten; aber wo es ſich um die Stellung zu Gott handelt, betont ſie die ſanften Erfahrungen, die ſanfteſten Empfindungen, die ſie gehabt (M 356). (Vergleiche zu letzterer Stelle auch K 84: „Genießen Sie mit den ſanfteſten Empfindungen eines Kindes den Segen der Menſchheit Jeſu!“)

Das religiöſe Gefühl iſt ihr eigentlich eine Art Sehen. K 84 ſchreibt ſie: „Fühlen und Empfinden iſt Sehen — wie leiblich ſehen ein äußerſt zartes Gefühl iſt.“ Daraus verſteht man die Äußerung über ihre Entſcheidungsſtunde M 373: „Ich ſuchte nun meiner Empfindung, meines Anſchauens gewiß zu werden.“ Daneben findet ſich allerdings noch ein anderer Gebrauch des Wortes „Sehen“, nämlich im Sinne von klarer Einſicht. So ſchreibt ſie K 85: „Darin habe ich gefehlt, daß ich glaubte, wer das ſuche, was ich ſuche, der müßte auch fühlen, was ich fühle, Du ſieheſt mehr und fühleſt weniger.“ So verſteht man die Klage M 374: „Meine Seele hat nur Fühlhörner und keine Augen; ſie taſtet

nur und ſieht nicht; ach, daß ſie Augen bekäme und ſchauen dürfte!"

Es ſteht ihr ferner feſt, daß die wahren religiöſen Gefühle einen hohen Genuß gewähren; weshalb auch geradezu von der Gabe des Schmeckens K 84 geredet wird. Denn die Lebenskräfte einer neuen Welt müſſen nach Suſannas Favorit-Gedanken ganz gewiß phyſiſch auf uns wirken (K 86). Dieſe myſtiſche Anſchauung tritt in den Bekenntniſſen nicht ſo klar hervor — vielleicht, daß Goethe hier einzelne Wendungen verändert hat —, aber die ganze Schilderung der Entſcheidungsſtunde und des dadurch entſtandenen Seelenzuſtandes ſteht doch damit im Einklang. Auch hier ſagt ſie, daß ſie früher nur eine ſie von Zeit zu Zeit anwandelnde Kraft geſpürt habe, die ſie nie in dieſer Stärke empfunden habe (M 373), während ſie ſpäter von einem neuen, dem natürlichen Menſchen ungewöhnlichen Zuſtande des Gemüts redet, den ſie nun erlebt habe.

Dieſer Genuß aber, den der Glaube gewährt, iſt unbeſchreiblich: „Wenn unſere Seele ganz Empfindung iſt, ſo höret der Ausdruck auf; ſie mag nicht denken, es bemühet, es ſtöret den unausſprechlich ſanften Genuß" (K 84) — ſchreibt ſie an Lavater, (vergl. auch K 83: „Die nicht zu ſchildernde Wonne" und K 92: „Die unbeſchreibliche Empfindung, Friede und Wonne", und in den Bekenntniſſen leſen wir (M 373): „Bei dieſen Empfindungen verlaſſen uns die Worte — meine Freude war unbeſchreiblich)." Solche Gefühle ſind nicht bloß Sache der Phantaſie: „Ich konnte ſie ganz deutlich von allen Phantaſien unterſcheiden, ſie waren ganz ohne Phantaſie, ohne Bild, und gaben doch eben die Gewißheit eines Gegenſtandes, auf den ſie ſich bezogen, als die Einbildungskraft, indem ſie uns die Züge eines abweſenden Geliebten vormalt" (M 373).

Einen gewiſſen Wert ſchreibt ſie der Imagination doch für das religiöſe Leben zu. So ſchreibt ſie M 374 über ihre frühere innere Entwickelung: „Ich hatte mich in dem Fall anderer redlicher Leute (vergl. zu dieſer Wendung L 20 und 21) auch befunden; ich hatte mir dadurch geholfen, daß ich die Phantaſie immer mit Bildern erfüllte, die einen Bezug auf Gott hatten. Und auch dieſes iſt ſchon wahrhaft nützlich, denn ſchädliche Bilder und ihre böſen Folgen werden dadurch abgehalten." In gleichem Sinn

ſchreibt ſie an Lavater: „Wenn die Imagination mit Bildern ſolcher Dinge angefüllt wird, die uns reelle Seligkeit ſchaffen, ſollte ſie da nicht auch unſere Heiligung befördern?“ (K 84). Der Geiſt gewinnt durch dieſe Bilder die Fähigkeit ſich aufzuſchwingen (vgl. M 373 und 384 mit K 86; das Wort aufſchwingen findet ſich außerdem oft in den Aufſätzen der Schweſter Suſannas bei Delitzſch, Philemon, S. 122 und 238). Bei Suſanna ſelbſt ſpielte die Einbildungskraft denn auch eine bedeutende Rolle. Wie ſie als Kind ſchon Genuß durch angenehme Gefühle ſuchte (M 339), ſo war in den Ergetzungsſtunden während der Pflege des Vaters nachmals wieder die edle Phantaſie ihr Zeitvertreib (M 376). Und wie lebendig ihre Einbildungskraft war, beweiſt die Äußerung über ihre Kindheit, daß ihre Einbildungskraft das Bild eines reizenden kleinen Engels faſt bis zur Erſcheinung erhöhte. Dem entſpricht die Äußerung an Lavater K 88: „Ich bin ſo lebhaft bei Dir, daß ich bald nicht weiß, ob Du in einer anderen Stube oder in einem anderen Lande biſt“ u. ſ. f.

Dabei verkennt übrigens Suſanna die Gefahren der Einbildungskraft nicht. So ſchreibt ſie B 84: „Sie haben unfehlbar recht, daß die Imagination uns zur Quelle des Verderbens wird; ich weiß es aus Erfahrung“, ferner L 51: „Wenn unſere Phantaſie einmal ausſchweift, ſo iſt ſie ein zügelloſes Pferd, das die Zäune und Vorſchriften des Chriſtentums, ehe man ſich's verſieht, überſpringt.“ Dazu vergleiche man M 385, wo der Oheim ſagt, „daß der Menſch, der der ſittlichen Bildung einſam in ſich verſchloſſen nachhängt, ſich leicht den Lockungen einer regelloſen Phantaſie übergiebt und in den Fall kommt, ſeine edlere Natur durch Vergnügen an geſchmackloſen Tändeleien, wo nicht an etwas Schlimmerm herabzuwürdigen“. Suſanna fühlte ſich durch dieſe Äußerung getroffen, wenn ſie zurückdachte, daß unter den Liedern, die ſie erbaut hatten, manches Abgeſchmackte mochte geweſen ſein und daß die Bildchen, die ſich an ihre geiſtlichen Ideen anſchloſſen, wohl ſchwerlich vor den Augen des Oheims würden Gnade gefunden haben.“

Das hier gebrauchte Wort „Tändelei“ iſt beſonders charakteriſtiſch für die ſchöne Seele. Es begegnet uns beſtändig in den

Aufſätzen über die Freundſchaft, deren einer ſogar den Titel trägt: „Von der Kindern Gottes unanſtändiger Tändelei mit den Freunden.“ Um dieſer Tändelei willen hatte ſie ſich anfangs von der Brüdergemeinde abgeſtoßen gefühlt. So hat ſie L 53 das ſcharfe Urteil gefällt: „Auch ſelbſt die heilige Liebe, die eine begnadigte Seele zu ihrem Erlöſer trägt, ſucht der Feind (der Satan) mit Tändelei zu verſtellen, ſie wohl gar dadurch auszulöſchen. An der Möglichkeit der Sache kann niemand zweifeln, der die unſeligen Ausſchweifungen einer gewiſſen Brüder-Gemeinde bedenkt, da man die höchſten und heiligſten Dinge zu einem bloß ſinnlichen Spielwerk macht.“ Zur Zeit, als ſie ihre Autobiographie abfaßte, hatte ſie ſich dem früheren Standpunkt inſofern wieder genähert, als ſie, ohne das Gute an Zinzendorf zu verkennen, doch das Bedenkliche des Tändelwerks (M 377) und des Puppenwerks (M 179) bei den Herrnhutern eingeſehen hatte. Im Gegenſatze zu Tändelei und zur ſpielenden Art (L 49) ſteht der Ernſt. In dieſem Sinne zitiert ſie (L 52) den Vers: Laſſet denn die Kinder ſpielen, Chriſten müſſen ernſtlich ſein. Der gleiche Gegenſatz findet ſich M 350: „Was vorher Tändelei und Gewohnheit geweſen war, ward nun Ernſt und Neigung.“

Man macht ſich überhaupt ein falſches Bild von der ſchönen Seele, wenn man bei ihr immer nur das Spezifiſch-Weibliche betont[21]) und das Männliche in ihrem Weſen völlig überſieht, das in den Bekenntniſſen ſelbſt einmal ausdrücklich betont wird (M 359). Wir denken hier beſonders an ihre Vorliebe für gründliche Auseinanderſetzung. So hoch ſie die frommen Gefühle ſchätzt, ſucht ſie ſich doch auch „deutliche Begriffe“ auf dem religiöſen Gebiete zu verſchaffen (K 86); ja ſie liebt es geradezu eingehende Unterſuchungen anzuſtellen. Wir erinnern an die Zeit, da ihr die weltlichen Zerſtreuungen während des Brautſtandes innere Kämpfe erregten (M 356): „Hier war ich in einem weiten Felde

[21]) In dieſem Sinne bemerkt ein Rezenſent in der „Neuen Züricher Zeitung“ (1896, No. 22): „An dem Ausdruck ‚ſchöne Seele‘ klebt etwas überſüß wie Sacharin Abſtoßendes.“ Das gilt aber nur für die konventionelle Vorſtellung über eine ſchöne Seele, aber nicht für die hiſtoriſche Perſönlichkeit des Fräulein von Klettenberg.

und verwickelte mich in eine Unterſuchung, die beinahe das ganze zweite Jahr meiner Liebesgeſchichte fortdauerte. — Nun ging es an ein Abwiegen aller und jeder Handlungen. Tanzen und Spielen wurden am erſten in Unterſuchung genommen. Nie iſt etwas für oder gegen dieſe Dinge geredet, gedacht oder geſchrieben worden, das ich nicht aufſuchte, beſprach, las, erwog, vermehrte, verwarf, und mich unerhört herumplagte." Ähnliche Unterſuchungen ſtellt ſie in ihren Aufſätzen und ſelbſt in den Briefen beſtändig an; dabei iſt es freilich wieder ein echt weiblicher Zug, wenn ſie oft betont, daß ſie gerne weitläufiger ſchreiben möchte. (L 4: ſo viel der enge Raum dieſer Blätter zuläßt — L 63: dieſe Schwachheit, ſo wohl eine weitläufigere Abhandlung verdiente — K 90: der Brief enthält weitläufig meine Gedanken). — Dazu vergleiche M 357: „Ohne unangenehme Weitläufigkeiten und Wiederholungen" und M 375: „Ich erzählte die Geſchichte umſtändlich". Auch im Briefe an Moſer ſchreibt ſie: „weitläufig wird es werden, weitläufig muß es werden".

Wir reihen hier noch andere Wendungen an, die von ihrer Neigung zu wiſſenſchaftlicher Behandlung Zeugnis ablegen. Sie wirft oft Fragen (Queſtionen) auf. „Was iſt das? fragte ich mich ſelbſt" — „Nun war die zweite Frage: Was verhindert dieſe Richtung?" (M 356). „Die einzige Frage war: Was heilt dieſen Schaden?" (M 371). „Die Fragen: Was heißt das? Wie ſoll das zugehen? (daß das Blut Jeſu Chriſti uns von allen Sünden reinige) arbeiteten Tag und Nacht in mir ſich durch" (M 372). Dazu vergleiche man L 143: „Erſt recht zu erkennen und zu wiſſen: Er will! das iſt die Queſtion" (Anſpielung auf Hamlet), und eine Stelle aus dem Briefe an Moſer: „Die letztere Queſtion konnte ich nicht klar bringen." Ferner L 50: „Hier fragt es ſich ganz natürlich, ob dieſe Regel auch im Eheſtande geltend ſei." Sie erteilt auch gern eine Lektion (L 42): „Für weltlich geſinnte Menſchen gehört ohnedies die ganze Lektion nicht." Dieſes Wort finden wir auch in den Bekenntniſſen (M 365): „Hier hatte ich wieder eine neue Lektion aufzuſagen. Vgl. ferner K 86: „eine tüchtige Übung dieſer Lektion" mit M 351: „Auf dieſe Weiſe wurde ich in ſteter Übung gehalten".

Befremdlich erſcheint auf den erſten Blick die Wahl von Pſeudonymen. Hier wenigſtens ſcheint Goethe ſelbſt geſchaltet zu haben, zumal auch in Wilhelm Meiſter uns noch ein Narciß begegnet. Aber die Vorliebe für griechiſche und lateiniſche Namen tritt ſehr ſtark hervor in den Aufſätzen, die Suſanna mit Moſer und ihrer Schweſter herausgegeben hat; ſie war offenbar dieſem ganzen Kreiſe eigen. Wir finden zwar nicht die Namen Phyllis, Damon, Narciß und Philo — wohl aber zahlreiche andere Namen aus dem Altertum, wie Philander, Juſtus, Fidelis, Sincerus, Ignatius, Allipus u. a., welche faſt durchweg auf Perſonen aus jenen Freundeskreiſen hinweiſen. Ohnedies ſteht feſt, daß Moſer ſelbſt ſich Philo nannte und Olenſchlager auch von anderen Narciß genannt wurde. Ferner nannte ſich Suſanna in ſpäteren Jahren Cordata (darauf weiſt wohl auch ſchon das C. in der Unterſchrift ihrer Aufſätze hin, wie Dr. Valentin a. a. O. annimmt): warum ſollte ſie ſich nicht zuerſt ſcherzweiſe als Phyllis geſchildert haben, um den Gegenſatz zwiſchen früher und ſpäter recht klar zum Ausdruck zu bringen? Vielleicht rührt jener Name von Olenſchlager her, der auch ihrer Schweſter Magdalena im Scherze allerlei freundliche Namen aus fremden Sprachen beigelegt hatte (M 347).

Auffallen mag die Wendung M 371: „Die Grundbegriffe, die mir der Umgang mit dem unſichtbaren Freunde eingeflößt hatte," — aber L 45 leſen wir von „Grundregeln, die wir erlernen, wenn wir neu geboren werden". Suſanna liebt intereſſante Diskurſe (M 346), über denen ſie das Tanzen vergißt, und mag es nicht, daß ſich die „wichtigſten Diskurſen in Lachen und Scherzen verwandeln" (L 40). Sie fürchtet ſich nicht in der Brautzeit vor „Debatten" über ihre Stellung zu Narciß, und das Bewußtſein ihres guten Rechtes gab ihr ſogar Stärke, gegen den Vater zu disputieren (M 359). Sie läßt ſich durch fremdes Räſonnement nicht bewegen, oder ſich etwas aufdemonſtrieren (M 359); die ſichtbaren Wirkungen einer höheren Kunſt konnte ihr niemand wegräſonnieren (M 390). Dazu vgl. die Äußerung Lavaters K 91 von dem „hinausräſonnierten Kinderglauben". Sie rechnet ſich deshalb auch nicht unter die „ſchwachen Gemüter", auf deren Entſchließungen das Publikum einigen Einfluß hat (M 360).

Zu alledem erklärt sie Lavater (K 85), „sie würde sich ihrer früheren Briefe sehr schämen, wenn sie sich die geringste Lehrsucht vorzuwerfen hätte". Überhaupt ist sie schließlich dahin geführt worden sich an kein *System* mehr zu binden. So lesen wir M 366 nach der Auseinandersetzung über die Gebetserhörung: „Das ist's, was ich mit geflissentlicher Vermeidung aller theologischen Systemsprache mit größter Wahrheit sagen kann. Wie sehr wünschte ich, daß ich mich auch damals ganz ohne System befunden hätte!" An den Liedern der Herrnhuter gefiel ihr, daß keine *Schulterminologie* an etwas Steifes oder Gemeines erinnerte (M 375). Man könnte meinen hier Goethe selbst zu hören, und daß sein Einfluß bei der Freundin sich hierbei wirklich geltend gemacht hat, unterliegt keinem Zweifel: aber die gleichen Gedanken begegnen uns in der Korrespondenz mit Lavater, so daß jene Worte von der schönen Seele selbst herrühren können. So schreibt sie K 89: „Manches mag wunderbar klingen, ich rede Erfahrungen, und will sie nicht mit *Schulwörtern* ausdrücken, die mich so lange geneckt." So schreibt sie auch an Moser: „Alles Formenwesen, alles Gemodelte ist verschwunden." Schon früher hatte sie übrigens von frommen, aber ganz schulgerechten Leuten manchen Verweis empfangen, bis sie an den Einsichten so mancher hochberühmten Meister irre wurde und die unberufenen Lehrmeister abschüttelte (M 368). Ihr Lehrmeister wurde forthin die Erfahrung, wie sie überall betont; so K 84: „aus ganz eigener Erfahrung", K 89: „auf die Erfahrung lasse ich es getrost ankommen".

Wir reihen weiter ihre Ansichten über *Gebetserhörung* und *Wunder* an. Hier ist besonders wichtig die gegen Lavater gerichtete Stelle (M 366): „In der neuern Zeit haben einige Verfechter der Religion, die mehr Eifer als Gefühl für dieselbe zu haben scheinen, ihre Mitgläubigen aufgefordert, Beispiele von wirklichen Gebetserhörungen bekannt zu machen, wahrscheinlich weil sie sich Brief und Siegel wünschten, um ihren Gegnern recht diplomatisch und juristisch zu Leibe zu gehen. Wie unbekannt muß ihnen das wahre Gefühl sein, und wie wenig echte Erfahrungen mögen sie selbst gemacht haben: ich darf sagen, ich kam nie leer zurück, wenn ich unter Druck und Not Gott gesucht hatte. Es ist

unendlich viel gesagt, und doch kann und darf ich nicht mehr sagen. So wichtig jede Erfahrung in dem kritischen Augenblicke für mich war, so matt, so unbedeutend, unwahrscheinlich würde die Erzählung werden, wenn ich einzelne Fälle anführen wollte."

Zu dieser Darstellung finden sich manche Parallelen in den Briefen der schönen Seele. So schreibt sie an denselben Lavater, gegen den sie sich dort gewandt hat (K 90): „Hernach redete ich mit dem, von dem ich in meinem Letzten rühmte, daß er mich noch nie ohne Antwort gelassen. Nur daß ich nicht müde werde, an der Erhörung ist bei dem Anhalten kein Zweifel;" ferner K 92: „Wie immer, so auch da, war mein Herz voll froher Zuversicht der gewißsten, der unfehlbarsten Erhörung." Charakteristisch ist auch die Äußerung über die Wunder (K 91): „Wunder giebt es — noch einmal zu sagen — unzählige unter seinem Volk. Lavater hat solche nicht nur gesehen, sondern selbst gethan, thut sie erforderlichen Falls noch immer, da schwöre ich vor. Aber die sind ihm nicht genug, weil sie nicht in die Welt hinaus beweisen." Hier macht sie dem Freunde einen ganz ähnlichen Vorwurf, wie zuvor bezüglich der Gebetserhörung (M 366).

Wenn sie im Hinblick auf eine zudringliche Freundin schreibt, sie kenne ihren Gott und wolle ihn allein zum Leiter haben und dann vom Beistande ihres treuen unsichtbaren Führers redet, über dessen weise und glückliche Leitung sie erstaunen müsse, so finden sich auch dafür wieder Parallelen in Menge, besonders in den Briefen an Mitglieder von Brüdergemeinden. Hier tritt uns allerdings ein Unterschied entgegen, der kaum zufällig ist. In den Bekenntnissen erscheint fast durchweg Gott als der unsichtbare Vertraute, während in den Briefen und Aufsätzen Christus die Stelle des Freundes einnimmt. (Vergl. M 340, 341, 342 u. 345 mit K 87, L 143, 151 u. 152). Hier hat wohl der Dichter einzelne Änderungen an seiner Vorlage vorgenommen, um nicht den Namen des Erlösers zu häufig in seinem Roman anzubringen. So ist der scheinbare Deismus der schönen Seele in ihrer Jugend kaum auf ihre eigene Rechnung zu setzen.

Wir lassen nun einzelne Stellen über die höhere Führung ihres Lebens folgen. Sie schreibt L 144 an Reißer:

„Bis auf dieſe Minute habe ich von meinem beſten Freunde, von meinem ſo treuen Führer, der ſich ſo unbeſchreiblich zu mir herunterläßt und in ſo vielen großen und kleinen Fällen mir klar geſagt, was er von mir wollte, in dieſer wichtigen Sache keine entſcheidende Antwort." — L 148: „Ich wagte zwar etwas dabei; nahezu hat er aber durch recht handgreifliche Proben bezeugt, daß er mich geleitet." — L 151: „Ich würde mich übel dabei befinden, dieſes ſo dreiſt (vergl. dazu M 353: „Ich erſchien dreiſt vor Gott") und entſchloſſen zu melden, wann ich nicht ſeinen Weg mit mir kennte." Sie redet wohl auch von einer höheren Hand. So leſen wir M 370, daß ſie ein Ungeheuer hätte werden können, wenn ſie eine unſichtbare Hand nicht umſchränkt hätte — und im Briefe an Moſer ſchreibt ſie in Bezug auf ihr ehemaliges Verhältnis zu ihm: „Wenn es eine höhere Hand nicht verhindert hätte, ſo hätte ich alles zerbrochen." In ſpäterer Zeit gebraucht ſie auch ab und zu das Wort Vorſehung, das ihr früher wohl ferner lag; ſo im Briefe an Cornelia Schloſſer (L 153) und in ihrem Teſtamente (ſ. mein Buch S. 168). Einmal redet ſie in den Bekenntniſſen ſogar von ihrem Genius, dem ſie es verdanke, daß er ſie in ihrer häuslichen Verfaſſung (auch dies iſt ein Lieblingswort des Fräuleins von Klettenberg) ſo eingeſchränkt hielt (M 375) — aber ſie hat auch an Lavater geſchrieben (K 87): „Zähle mich zu deinen guten Genien."

„Folgt man nur treu dem Führer, ſo kann man ſich manchen Umweg erſparen (M 373); aber der Herr folgt auch auf Abwege, die nicht die ſchönſten ſind, wenn man ihn anruft", ſchreibt ſie in dem gemeinſam mit Goethe geſchriebenen Briefe an Lavater. Sehr oft redet Suſanna von ihrem „Gang" — ſo in der früher ſchon angeführten Stelle L 151: „Viele Umſtände in meinem Gang"; ferner im Briefe an Moſer: „Dieſes iſt die Geſchichte von dem ſeltenſten Weg der Vorſehung, der in meinem Lebensgang vorkommt." Damit vergleiche man M 374: „Ich war ſo an dieſen Gang gewöhnt", und Goethes eigene Äußerung über die ſchöne Seele in Dichtung und Wahrheit (B. VIII): „Bei dem ganz eigenen Gang, den ſie von Jugend auf genommen hatte." Charakteriſtiſch für dieſen ihren Gang iſt die Stille. Der Zug zur

Stille regte ſich ſehr frühe in ihr. „Ich war ſtille wie eine Schnecke, die ſich in ihr Haus ziehet“ (M 339). Dann aber kamen die vier leerſten Jahre ihres Lebens, über die ſie ſchreibt: „Der große Schwarm, mit dem ich umgeben war (vergl. K 87), zerſtreute mich und riß mich wie ein ſtarker Strom mit fort.“ Dieſe Stelle erinnert an L 46: „Sobald wir etwas Irdiſches mit einer unerlaubten Anhänglichkeit lieben, ſobald iſt der Damm zerriſſen und wie ein durchgebrochener Strom alles mit in ſeinen Lauf hinreißt, ſo bemächtigt in ſolchem Falle unſer Wille ſich aller Kräfte unſerer Seele und zieht ſie mit dahin, wo er ſich hinneigt.“

Damals, als ſie in ſinnlicher Munterkeit nur ſo hinlebte (M 345), glich ſie dem von ihr geſchilderten Philander (L 71). Der muntere Philander ſiehet und höret alles, was andere Menſchen um ihn herum ſagen und thun; und die gefaßten Bilder ſtellt ihm ſeine Einbildungskraft in der Stille ſeiner Kammer mit einer unaufgeforderten Treue unfehlbar wieder vor. Dazu vergleiche man M 350: „Die bunten Bilder eines zerſtreuten Lebens, die umſonſt Tag und Nacht vor den Augen ſchwebten, waren auf einmal weggeblaſen.“ Als ihr die Augen geöffnet wurden, machte ſie ſich die Stille zur Regel: „Mein eigentlichſter Vorteil beſtand darin, daß die Liebe zur Stille herrſchend war und ich mich am Ende immer dahin zurückzog“ (M 368. Vergl. ferner L 64 u. 65, ſowie K 83.) Allmählich konnte ſie auch innerlich ſtille ſein, wenn äußere Eindrücke ihr entgegentreten, die ſie früher ſtörten. So ſchreibt ſie über ihren Aufenthalt an einem Hofe (M 364): „Ich ließ mich in großer Stille ein paar Stunden friſieren, putzte mich und dachte nichts dabei, als daß ich meinen Verhältniſſen dieſe Galalivree anzuziehen ſchuldig ſei. In den angefüllten Sälen ſprach ich mit allen und jeden, ohne daß eine Geſtalt oder ein Weſen einen ſtarken Eindruck zurückgelaſſen hätte.“ So ging es ihr immer ähnlich wie dem Moroſus, den ſie dem munteren Philander (L 72) gegenüberſtellt. „Er macht ſich mit niemand viel zu ſchaffen, in der größten Geſellſchaft bleibt er allein. Die Anweſenden mögen lachen oder weinen, es bringt ihn eines ſo wenig aus ſeiner tiefen Stille als das andere, und wie er den Rücken gewandt, ſo weiß

er nicht mehr, was er gesehen oder gehört.“ Man sieht, wie Susanna die in den Bekenntnissen geschilderten Erfahrungen auch für andere nachmals nutzbar zu machen sucht: ihre Aufsätze bilden also den besten Kommentar zu ihrer Autobiographie.

Zuletzt erhob sie sich zu jener von Goethe so wunderbar geschilderten *inneren Harmonie*, da sie in das Labyrinth von oben herabsah. Darüber sagen die Bekenntnisse (M 370): „Ich war froh, von meiner *Warte* dem Getümmel von weitem zuzusehen“; derselbe originelle, an Habakuk 2, 1 erinnernde Vergleich aber findet sich L 144: „Ich stehe auf meiner *Warte* und suche genau zu merken, was mir wird befohlen werden.“

Wir haben damit bereits ihre Stellung zu den sogenannten „*weltlichen Dingen*“ berührt. Hierbei wird meist zu wenig beachtet, daß ihre Ansichten sich nachmals, besonders zur Zeit der Abfassung ihrer Selbstbiographie, etwas anders gestaltet haben, als in der Zeit ihres Brautstandes. Wir lesen nicht nur in den Bekenntnissen, daß sie nachmals mit großer Kälte das hätte thun können, was sie ehemals irre machte (M 358), und daß die Dinge, an denen sie im zweiundzwanzigsten Jahre kein Vergnügen fand, Leute von diesem Alter unschuldig belustigen könnten — auch in den 1754 verfaßten Aufsätzen äußert sie sich bereits ziemlich weitherzig über die in der Gesellschaft üblichen Sitten und Gebräuche. Ihre Überzeugung ist allerdings (L 35) „*In der Welt* als Welt, wie die heilige Schrift dieses Wort brauchet, ist keine Treue, sondern nur ein Schatten davon“ (vgl. dazu M 352: „Ich war glücklich, wahrhaft glücklich, wie man es *in der Welt* sein kann, das heißt auf kurze Zeit“); aber sie läßt doch gelten, daß die *Komplimente*, sofern man darunter verschiedene Handlungen und Worte versteht, die der Gebrauch zu unseren Zeiten zu Zeichen der Höflichkeit gemacht habe, an und für sich selbst unschuldige Zeichen der Ehrerbietung seien, die man anderen schuldig sei: „Nur das Übertriebene und Falsche, so die Welt damit verknüpft, sei Sünde.“ Von der Kondeszendenz, die sie in solchem Falle von anderen forderte und selbst am Hofe übte, war bereits früher die Rede. Sie kennt allerdings die Hofschmeichler, die reden, wie wir es gerne hören (L 46), und verschmäht das Flittergold der äußeren Ehrenbezeugungen L 31 u. 47

(vgl. zu dem Ausdruck Flittergold den losen Flitterschmuck M 353): sie hatte sich auch als Mädchen schon (M 345) erlaubt grob zu sein bei den Zweideutigkeiten von schönen, reichen und wohlgekleideten Männern (vgl. dazu L 16: „Der Christ erwählt eher grob zu heißen, als etwa bei der Tafel eine unanständige Gesundheit mitzutrinken" u.s.f.); aber sie hütet sich doch das Kind mit dem Bade auszuschütten. An dem frommen Cavalier von Bülow hebt sie hervor, daß er das Gesittete des Hofes mit dem Einnehmenden der Gemeinde verband (M 376) und deshalb große Approbation fand. Er stellt also das Ideal christlichgesinnter Hofleute dar, wie sie es selbst L 18 schildert, wobei sie als Exempel eine adlige Dame anführt, welche all das Anständige und all das Eitle gelernt hatte, so die Sitten eines großen Hofes mit sich bringen, aber auch nach ihrer Bekehruug noch untadelhaft im Punkte der Höflichkeit war, so daß die schärfsten Hofgeister sie deshalb loben mußten. Susanna weiß (L 15), daß Stolz und Eitelkeit der Bezeugung der Höflichkeit die allerthörichtesten Larven angethan haben (vgl. dazu die Maske und die Schellenkappe, das Gewand der Thorheit M 357): dennoch spricht sie ihr Mißfallen über solche fromme Leute aus, welche die Pflichten der Höflichkeit gering achten, weil sie durch schlechte Auferziehung und rauhe Lebensart in diesen Pflichten unwissend geblieben sind. So versteht man recht wohl, daß der ehemalige Messerschmied Neißer, obgleich er nachher Bischof der Brüdergemeinde war, ihr nicht recht sympathisch gewesen ist, weil er das Handwerksmäßige nicht verleugnen konnte (M 391). Herr von Moser dagegen billigte an Susanna, daß sie nicht das Trockene und Ängstliche der Stillen im Lande habe (M 369). Dieses trockene Wesen sonst redlicher Menschen hat sie dann aber auch selbst in den mit Moser gemeinsam herausgegebenen Aufsätzen mehrfach, nicht ohne Anflug von Humor, gerügt (L 18, 23, 29, 30, 47).

Was ist nun die Ursache, daß an sich unschuldige Dinge dennoch dem Menschen zum Seelenschaden gereichen können? Der Grund liegt in der sündigen Art des Menschenherzens. Wir betreten damit ein anderes Gebiet, die Ansichten Susannas über das natürliche Verderben des Menschen und über die Erlösung. „Ehrerbietig und demütig zu sein, war uns bei unserer Schöpfung

ins Herz gegeben; das überhand genommene Böſe aber hat dieſe Tugenden ſowie alles Gute verdorben“ (L 17). Auch ſonſt betont ſie in ihren Aufſätzen ſehr entſchieden, daß das Herz durch den Sündenfall ganz böſe geworden ſei (L 15, 37, 57). Daran erinnern manche Stellen der Bekenntniſſe — ſo M 396: „Läßt ſich das alles aus der menſchlichen Natur, deren Verderben ich ſo tief eingeſehen habe, erklären?“ Wenn ſie M 371 von den nun erkannten Greueln redet, die tief in ihrer Seele verborgen gelegen hätten, ſo erinnert dies an den Eintrag in das Stammbuch der Frau Rat, wo ſie den Herrn bittet ihr die inneren Greuel aufzudecken. (Goethe-Jahrbuch 1891, S. 176.) Auch an Lavater ſchreibt ſie (K 90) in ähnlichem Sinn: „O des ſchändlich böſen Herzens, das lieber mit einem Hündchen tändelt, als mit Chriſto redet!“

Beſonders wichtig iſt folgende Parallele. M 371 ſchreibt ſie: „Indem ich einſt die Lieder ſtudierte, welche David nach jener häßlichen Kataſtrophe (dem Ehebruche mit Bathſeba) gedichtet hatte, war mir ſehr auffallend, daß er das in ihm wohnende Böſe (vgl. L 37 die inwohnende Sünde) ſchon in dem Stoff, woraus er geworden war, erblickte, daß er aber entſündigt ſein wollte, und daß er auf das dringendſte um ein reines Herz flehte.“ Wie ſehr ihr aber gerade jene Erzählung von Davids Sünde gegen das ſechſte Gebot Eindruck gemacht hatte, ergiebt ſich auch aus dem Briefwechſel mit Lavater, wo ſie über ihren alten Freund Moſer ſchreibt (K 86): „Seiner Verdienſte wegen habe ich ihn nie geliebt. Kennt Liebe Verdienſte? Würde Jonathan aufgehört haben Davids Freund zu ſein, wenn er die Auftritte mit Bathſeba und dergleichen erlebt hätte?“ Hier ſcheint der ſchönen Seele geradezu die obige Stelle ihrer Selbſtbiographie vorzuſchweben, die ſich ja eben auf die Gefahren bezieht, welche ihr Verhältnis zu Moſer in ſich zu bergen ſchien.

Wie kommt nun der Menſch zu einem reinen Herzen? Die erſte Vorausſetzung iſt natürlich die Erkenntnis der Sündhaftigkeit. „Das Bekenntnis einer Schwachheit iſt halbe Kur“ (K 86). Dazu aber entſchließt ſich der Menſch nicht leicht. Sie ſelbſt erklärt über ihre frühere innere Entwickelung vor der Bekannt-

ſchaft mit Philo: „Das Ding, das man Sünde nennt, kannte ich noch gar nicht“ (M 368), und ſo erklärt ſie denn auch aus eigener Erfahrung die Erkenntnis des Verderbens für „die verborgenſte aller Wiſſenſchaften“ (K 85). Der Menſch ſträubt ſich eben oft gegen die beſſere Einſicht. Als ſie ſich mit der Frage: „Was verhindert die gerade Richtung der Seele auf Gott?“ beſchäftigte, kam ſie zwar bald auf die Spur — aber ſie wollte es nicht geſtehen und ſuchte tauſend Ausflüchte (M 356). Daran erinnert K 86: „Was mir fehlt? Ich weiß es gar wohl und möchte es nicht wiſſen.“

Indeſſen die Erkenntnis der Sünde thut es nicht allein, es muß der Glaube an den Erlöſer hinzukommen. Aber es iſt ein Unterſchied zwiſchen Glauben und Glauben. Sie ſchreibt über ihren ehemaligen zehnjährigen Chriſtenlauf: „Es war mir auch eine Bibelwahrheit, daß das Blut Jeſu Chriſti uns von allen Sünden reinige.“ Sie will ſagen, daß ſie trotz ihrer ehemaligen rechtgläubigen Auffaſſung den rechten Glauben damals noch nicht gehabt habe. Zwar iſt ſchon in ihren Aufſätzen mehrfach vom Blute Chriſti die Rede (L 52); aber ſie bekennt auch in einem Liede L 118:

„Ich habe dich ſchon lange mein genannt
Und doch die Kraft des Bluts nicht recht erkannt.“

Daß der Glaube wirklich eine beſondere Kraft verleihe, betont ſie auch M 373, und in gleichem Sinne redet ſie K 86 von Lebenskräften einer neuen Welt. So findet die Seele durch den Glauben das Eine, was not thut. „Ich trachtete nur das Eine, was not iſt, recht ins Reine zu bringen“ (M 381) — dazu vergleiche man die bekannten herrlichen Verſe: „Laßt mir mein Marienteil“ (L 98). Daß der Glaube ſich beſonders im Angeſicht des Todes bewährt, hat ſie am Sterbebette ihres Vaters erfahren, wo ihr die ſichtbaren Wirkungen einer höheren Kraft entgegentraten (M 390). In ähnlichem Sinne ſchreibt ſie in dem (noch ungedruckten) Schreiben vom 7. Juli 1774 an Lavater: „Ich ſtehe am Sterbebette einer Anverwandten, mache Beobachtungen, ſehe, fühle, höre, daß alles Wahrheit iſt, was du geſchrieben, was ich geſchrieben.“ Wie ſie hier betont, daß ihr Glaube auf Realität beruht, ſo ſpricht ſie ſich M 395 über die Realität ihres Glaubens aus und ſchreibt an Moſer: „Das ſind ewig bleibende Realitäten.“

Wie sehr insbesondere die Schilderung der für ihr inneres Leben entscheidenden Stunde in den Bekenntnissen mit zahlreichen Stellen ihrer Briefe und Gedichte übereinstimmt, ist in meinem Lebensbilde (S. 115) so eingehend gezeigt, daß eine weitere Darlegung unnötig ist. Und diese eigenen Äußerungen Susannas sind deshalb so wichtig, weil sie uns manches in den Bekenntnissen Angedeutete richtig verstehen lehren. So ergiebt sich erst aus dieser Äußerung, daß Fräulein von Klettenberg eine für sie speziell bestimmte Erscheinung des heiligen Erlösers erlebt zu haben sich bewußt war und auch ihrem Freunde Lavater eine sichtbare Offenbarung in diesem Sinne wünschte (S. 124). Bei dieser Auffassung versteht es sich auch leichter, daß Goethe an Schiller schreibt, daß das Ganze auf den edelsten Täuschungen und auf der zartesten Verwechselung des Subjektiven und des Objektiven beruhe. Diese Bemerkung richtet sich, wenn obige Auseinandersetzung zutrifft, nicht gegen den christlichen Heilsglauben an sich, sondern lediglich gegen die Auffassung Susannas über eine ihr besonders zu teil gewordene Christophanie, an deren buchstäblicher Realität man auch vom strenggläubigsten Standpunkte aus zweifeln kann.

Wie sehr die Darstellung der Entscheidungsstunde in den Bekenntnissen durch einen Vergleich mit den übrigen Reliquien der schönen Seele an Licht gewinnt, zeigt auch ein Blick auf die Stelle M 372: „Ein Zug brachte meine Seele nach dem Kreuze hin, an dem Jesus einst erblaßte; ein Zug war es, ich kann es nicht anders nennen, demjenigen völlig gleich, wodurch unsere Seele zu einem abwesenden Geliebten geführt wird." (Vergl. auch M 373, wo sie sagt, daß die Einbildungskraft uns die Züge eines abwesenden Geliebten vormalt.) Man vermutet hier eine Anspielung auf die bräutliche Liebe zu Christus zu finden, die auch zu dem Herrnhutischen Gedankenkreise wohl passen würde, aber doch vielleicht manchem in diesem Zusammenhange störend erscheint. Der Kommentar zu jenen Wendungen wird uns L 51 gegeben. Hier ist die Rede von der einer reinen Zärtlichkeit so anständigen Sehnsucht nach dem Geliebten: der Geliebte aber ist der christliche Freund (L 50). Demnach erscheint auch Christus M 372 nicht als der Seelenbräutigam, sondern als Freund. Dazu stimmt gleichfalls der

Sprachgebrauch im Briefwechsel mit Lavater (K 87: „unser großer Freund"; K 88: „der unsichtbare nahe, nahe Freund"; K 91: „mit deinem und meinem Freunde").

Hier reihen sich am besten die Ansichten Susannas über das Wesen der christlichen Freundschaft an, mit der sie sich so eingehend beschäftigt hat. Das Wesen der Freundschaft überhaupt besteht in einer gewissen Übereinstimmung (dem schon erwähnten homogeneum), L 1 f. Bei einer christlichen Freundschaft nun wird zwar dieser innere Grund oder innere Hang nicht aufgehoben; aber solche Seelen werden noch durch ein anderes Band verbunden, welches stärker als der Tod und eine Flamme des Herrn ist — nämlich die Liebe, die von Gott ist. Für ein solches Verhältnis, bei welchem also Natur und Gnade zusammentreffen, hat sie den charakteristischen Ausdruck: „genaue Verbindung", „genaue Freundschaft" (so L 10, L 22 und öfter). Es sind dies die Herzensfreunde, von welchen sie singt (L 109):

Da werd ich die auch wiederfinden,
Die mir Dein seliges Verbinden
Allhier zu Herzensfreunden gab.

Solcher Art war die Freundschaft, welche Susanna mit Philo verknüpfte. Sie nennt ihn ausdrücklich ihren „genau verbundenen Freund" (M 370) und redet von einer neuen Verbindung mit ihm, auf welche ihre bisherigen Freunde eifersüchtig wurden; sie rechnet ihn zu ihren „vertrauten Freunden" und sagt, daß er ihr sehr angenehm und sehr brauchbar war (M 369). Zum Verständnis des letzteren Eigenschaftswortes, das im Munde der schönen Seele etwas selbstsüchtig klingt, dient ein Aufsatz von Moser selbst im Buch über die Freundschaft, der die Überschrift trägt: „Wie ein Freund brauchbar und ein brauchbarer noch brauchbarer zu machen sei."[22]) Es handelt sich hierbei um die Frage, wie man den Umgang mit anderen Gotteskindern zu einem für das innere Leben möglichst segensreichen gestalten könne. Dagegen entspricht der Ausdruck „neues Verhältnis" (M 369) nicht dem Sprachgebrauche Susannas, sondern ist wohl von Goethe selbst gewählt. In dem

[22]) Delitzsch, S. 62 f.

Sinne wenigſtens, wie man das Wort gewöhnlich verſteht und auch in den Bekenntniſſen verſtehen muß, hat Fräulein von Klettenberg es gewiß nicht gemeint. Wie ſie ſelbſt über derartige freundſchaftliche Beziehungen zwiſchen Perſonen von verſchiedenem Geſchlechte gedacht hat, zeigen die Auseinanderſetzungen L 12 und L 32: „Unſere Seelen ſind weder Mann noch Weib. Man muß ſich aber wohl vorſehen, daß man dieſe Art der natürlichen Neigung nicht mit der ehelichen Neigung verwechſele. So giebt es ſolche durch natürliche Übereinſtimmung gebundene und durch die Gnade geheiligte Freunde beiderlei Geſchlechts, die ſich nicht zu ehelichen gedenken.“ In dieſem Sinne ſchreibt ſie an Moſer von einem genauen Bande der Freundſchaft und von der Verbindung zwiſchen ihr und ihm, desgleichen an Lavater von einer geſchwiſterlichen Verbindung (K 85) und der Wunderführung, die ſie mit ihm verbunden habe (K 92).

Daß ſolch eine Verbindung beiderlei Geſchlechts ihre bedenklichen Seiten habe, hat ſie ſich übrigens nicht verhehlt. Sie handelt ausführlich über die in ſolchem Falle vorhandenen Gefahren (L 13). So iſt es erklärlich, daß anfangs die Einwendungen ihrer Freunde gegen die Verbindung mit Moſer ſie ſtutzig machten; aber ſie ordnet ſich nicht unter. „Ich flehte zu meinem Gott, auch hier mich zu warnen, zu hindern, zu leiten, und da mich hierauf mein Herz nicht abmahnte, ſo ging ich meinen Pfad getroſt fort“ (M 369). Geradeſo verhielt ſie ſich, als ſie im Jahre 1773 ihren lange Zeit aus Gewiſſensbedenken abgebrochenen brieflichen Verkehr mit Moſer wieder eröffnete. Nachdem der junge Goethe ſie ganz ahnungslos um eine Vermittlung bei Herrn von Moſer gebeten hatte, ſagte ſie alles in der Stille dem Heiland und ſchrieb, als ſie einen Wink erhalten zu haben glaubte, getroſt an den ehemaligen Freund, indem ſie bemerkt: „Dem, deß Auge mich ſahe, da ich noch unbereitet war, bleibt er (dieſer Weg der Vorſehung) anheimgeſtellt und zur ſteten unmittelbaren Führung übergeben. Alle meine Bedenklichkeiten hat er überwunden — ich gehe ſeinen Weg, er legitimiere ihn!“ Dabei betont ſie in dem Schreiben vom Januar 1774 übrigens ausdrücklich, daß ſie beide ſich nichts vorzuwerfen hätten. „Ich ſage allen Sterblichen und einem jeden individualiter in das

Geſicht: Wir ſind unſträflich.“ Damit ſtimmt die Äußerung überein: „Ich fühlte, daß ich ſchuldig ſein könnte, und hatte mich nicht anzuklagen.“

Einen etwas weiteren Kreis als die genau verbundenen Freunde bilden die beloved ones (M 366),[23]) womit die Geſinnungsgenoſſen gemeint ſind. Dazu gehörten beſonders die Mitglieder der „heimlichen Gemeinde“. Wie wir M 377 leſen, daß ſie ganz unerwartet die Hinneigung ihrer früheren Bekannten an Herrnhut entdeckt habe, ſo ſchreibt ſie L 134: „Damit der Glaube doch nicht ganz ohne Stärkung bleibe, ſo läßt unſer guter Herr mich ganz unvermutet hier und da ſehen, daß ich nicht ganz allein über blieben bin, ſondern daß hier unter unſerem Häufchen verſchiedene ſind, die ſo denken wie ich. Sie haben ein Herz zu mir genommen und ſich mir entdeckt.“ (Das Häufchen vertrauter Perſonen begegnet uns, M 377; vergl. auch L 37: „der ganze Haufe der Kinder Gottes, die wir alle herzlich lieben“.) Sie bedauerte ſehr, nach ihrem Bekanntwerden mit den Gliedern der heimlichen Gemeinde, daß ſie nur alle drei bis vier Wochen Gelegenheit hatte auszugehen (M 377) — und in gleichem Sinne klagt ſie L 138 bezüglich der „Brüder“: „Ich habe zwar etwas zu leiden, weil ich lange nicht ſo, wie ich wünſchte, den Segen ihres Umgangs genießen kann.“ Auch ſpäter dachte ſie noch gerne an

[23]) Der Ausdruck ſtammt wohl aus einem ihrer engliſchen Erbauungsbücher, deren ſie viele beſaß (vgl. Jung: Aus dem Nachlaſſe des Fräulein Suſanna Kath. von Klettenberg. Berichte des Fr. D. Hochſtifts 1891, S. 63). Suſanna liebte die engliſche Sprache ſehr; das beweiſt die Korreſpondenz mit Neißer, in der öfter engliſche Wendungen und ganze Sätze eingeflochten oder angehängt ſind. Dabei war allerdings ihre Kenntnis dieſer Sprache unvollkommen, wie Lappenberg mitteilt, der die Fehler verbeſſert hat. Es entſpricht alſo ganz dem Thatbeſtande, wenn ſie ſchreibt, daß ſie nur wenig Engliſch verſtanden habe, während der Biſchof vollkommen Engliſch ſprach (M 391). An Neißer ſelbſt ſchreibt ſie: I have not forgotten the few english words. Daneben liebte ſie auch die franzöſiſche Sprache (M 359). Schon als Mädchen ſchrieb ſie ziemlich geläufig Franzöſiſch, und im Briefwechſel mit Lavater begegnen wir einigen Wendungen aus dieſer Sprache. „Es war ein gewiſſes: Je ne sais quoi“ (K 85); „J'en appelle à votre cœur“ (K 87); „L'amour n'a rien d'impossible“ (K 87); (dazu vergleiche: „Die Liebe macht vieles Unmögliche möglich“ M 352).

die „ruhigen Zeiten des heimlichen geſellſchaftlichen Genuſſes“ zurück (M 377).

Lehrreich iſt auch, was Suſanna über billiges und unbilliges Nachgeben bemerkt. Man fühlt, daß bei ihren Auseinanderſetzungen ihr das ehemalige Verhältnis zu Narziß vorſchwebte, obwohl es ſich dabei nicht um ein chriſtliches Freundſchaftsverhältnis handelte. Dahin gehört der Satz, den ſie L 73 aufſtellt: „Die Liebe befiehlet mir, in alle dem, was ich nicht mit gutem Willen von meinem Freunde erhalten kann, ihm eher nachzugeben, als das Band der Eintracht zu verletzen; ſtößet aber ſein Begehren im geringſten an die feſtgeſetzten Regeln an oder beleidigt, wo nicht mein Gewiſſen (wenn man dieſen Ausdruck im genaueſten Sinne nimmt), doch meiner Seele Beſtes, und zwar nur im geringſten Grade — ſo giebt man nicht nach.“ Es iſt nicht nötig nachzuweiſen, wie dieſe Anſchauung die Bekenntniſſe durchweg beherrſcht und den Schlüſſel zum Verhalten der ſchönen Seele bildet. Wie ſie L 72 ſchreibt, daß bei völliger Verſchiedenheit der Einſichten es das Kürzeſte ſei, daß ein jeder nach ſeinen Einſichten handelte, ſo erklärte ſie dem Vater, daß ſie lieber ihr Vaterland, Eltern und Freunde verlaſſen als gegen ihre Einſichten handeln wolle (M 360). Zwar will ſie nie eigenſinnig auf ihrer Meinung beharren, vielmehr jede Gründe gerne anhören (M 359), aber wo es ihr eigenes Glück angeht, mag ſie keinen Zwang dulden.

Dabei betont ſie übrigens mehrfach, daß ſie an und für ſich verträglich ſei. Obwohl ihr nicht alles an den Herrnhutern zuſagte, ſchrieb ſie: „Ich ließ übrigens mit ſtiller Verträglichkeit einen jeden nach ſeiner Art gewähren“ (M 377). So äußert ſie ſich über Freſenius: „Ich konnte mich in ſeine Art dieſe Sache anzuſehen, mit Billigkeit verſetzen. Ich hatte noch niemals einen Menſchen ohne Schwäche geſehen; nur iſt ſie auffallender bei vorzüglichen Menſchen.“ Hierzu iſt zu vergleichen L 38: „Auch nach einer wahrhaften Bekehrung bleiben wir doch noch immer Menſchen, und der Stärkſte behält noch immer eine ſchwache Seite, wo nicht mehrere“ — L 4: „Wir haben es bei den beſten Chriſten immer mit Menſchen zu thun“ — L 25: „Wir entdecken an jedem Freunde eine

ſchwache Seite.“ Dem entſpricht auch eine Äußerung an Lavater über Rektor Haſenkamp, deſſen Buch ihr nicht recht zuſagt (K 90): „Davon ſchreibe ich aber kein Wort an Haſenkamp. Ich antwortete kurz und liebreich, das iſt meinem Herzen und meiner Zeit gemäß.“ Suſanna weiß, daß es in allen menſchlichen Beziehungen wichtig iſt auf Kleinigkeiten recht zu achten, weil wir viel leichter in großen Dingen nachgeben können, als in kleinen Vorfallenheiten (L 63). Aus verſchiedenen Kleinigkeiten entſpann ſich etwas, was ihrem Verhältniſſe zu Narciß ſchädlich wurde (M 352), mit welchem auch ihre Schweſter nicht ſelten über Kleinigkeiten uneins geworden war (M 347).

Die Liebe wird erſt dann in vollem Sinne gottwohlgefällig, wenn wir ſie dem aufopfern, der der Urſprung aller wahren Liebe iſt (L 8). Das bedeutet zunächſt, daß wir Gott mehr als die Freunde lieben ſollen; aber die naturgemäße Folge iſt, daß wir bereit ſein müſſen auf die irdiſche Liebe zu verzichten, ſobald ein Widerſtreit der Pflichten vorliegt. Es iſt bekannt, daß das Wort „Aufopferung“ für die Bekenntniſſe ſehr bedeutſam iſt — es iſt M 383 im Druck hervorgehoben. Suſanna ſagt da zu dem Oheim, der ſich über ihre große und kühne Aufopferung billigend ausgeſprochen hatte: „Sie brauchen das Wort Aufopferung, und ich habe manchmal gedacht, wie wir einer höheren Abſicht, gleichwie einer Gottheit, das Geringere zum Opfer darbringen, ob es uns ſchon am Herzen liegt, wie man ein geliebtes Schaf für die Geſundheit eines verehrten Vaters gern und willig zum Altar führen würde.“

Wir gedenken ſchließlich noch einiger Äußerungen Suſannas über den Eheſtand. Dieſe Stellen können leicht im engherzigasketiſchen Sinne gedeutet werden: aber ein Vergleich mit den Aufſätzen über die Freundſchaft kann ſolche Mißverſtändniſſe leicht beſeitigen. Es iſt ein Irrtum, wenn man annimmt, daß ſie die eheliche Verbindung an ſich verwerfe oder herabſetzen wolle. Sie betont ſchon in den Bekenntniſſen, daß die bräutliche Liebe nicht im Widerſpruche mit der Frömmigkeit ſtehe. „Meine Liebe zu Narciß war dem ganzen Schöpfungsplane gemäß und ſtieß nirgends gegen meine Pflichten an“ (M 354). Auch in L 57 f ſpricht ſich

Suſanna über die Ehe als eine göttliche Ordnung aus und deutet durchaus nicht im mindeſten an, daß ſie in dieſer Verbindung eine Gefahr für das Seelenheil ſehe. Den großen Nutzen des Brautſtandes für nachdenkende junge Mädchen betont ſie M 352. Auch hebt ſie oft genug in den Bekenntniſſen ihre Liebe zu Narciß hervor, ſo daß ein Zweifel daran, ob ſie ihn wirklich lieb gehabt, kaum berechtigt iſt. Auch Goethe kann ſolchen Zweifel nicht gehegt haben, da er ſonſt dieſe Stellen der Autobiographie nicht aufgenommen hätte. Suſanna ſagt ſogar (M 353): „Die irdiſche Liebe ſelbſt konzentrierte meinen Geiſt und ſetzte ihn in Bewegung, und meine Beſchäftigung mit Gott widerſprach ihr nicht.“ Wenn ſie darauf ſagt: „Der Gedanke, ihn zu verlieren, erſchreckte mich, und die Möglichkeit einer näheren Verbindung machte mich zittern. Der Gedanke des Eheſtandes hat für ein halbkluges Mädchen gewiß etwas Schreckhaftes“ (M 350), ſo dürfte dieſe Äußerung nach dem Vorhergehenden nicht im Sinne der Prüderie zu deuten ſein. Ein ſehr zuverläſſiger Gewährsmann (Ribbing) ſagt: „In jedem Falle fürchtet ſich die junge Gattin etwas vor dieſen ihr neuen Verhältniſſen, und ſie bedarf der Zeit und Ruhe ſich mit dieſer ganzen Lebensveränderung abzufinden und dieſelbe mit ihren ethiſchen und religiöſen Anſchauungen zu verſchmelzen.“

Es liegt alſo hier kein mittelalterlich-asketiſcher Zug vor; aber allerdings hatte Fräulein von Klettenberg eine ſo *ideale Auffaſſung* von der Ehe, daß man es verſteht, wie ſie ſich ihrerſeits nicht entſchließen konnte eine ſolche Verbindung einzugehen, zumal nach den Erfahrungen im Brautſtande mit Herrn von Olenſchlager. So lehnte ſie einige anſehnliche Heiratsanträge ab, ſo ſehr Vater und Mutter mehr Nachgiebigkeit gewünſcht hätten (M 36). Auch an Biſchof Neißer ſchreibt ſie L 147 von ihrem in dem Herrn gefaßten Vorſatze ledig zu bleiben. Ihrer Anſicht nach ſollten Eheleute zugleich Freunde im höchſten Sinne des Wortes ſein, und ſie bekennt, daß ihr vor jeder anderen ehelichen Verbindung graue (L 58), eine Äußerung, welche an Philos Bemerkung bei der Kopulation ihrer Schweſter erinnert (M 379).

Trotz dieſer Anſicht, wonach man auf völlige Gleichordnung beider Teile in einem chriſtlichen Hausſtande ſchließen könnte, betont

ſie ziemlich entſchieden die Notwendigkeit der Unterwerfung des Weibes unter den Willen des Mannes. Zwar zeigt ſie gelegentlich mit leiſer Ironie, daß ſie dem männlichen Geſchlechte nicht unbedingt die geiſtige Überlegenheit zuerkennt (M 346), und zeigt im Verkehre mit den hervorragendſten Geiſtern jener Zeit ſtets eine bedeutende innere Selbſtändigkeit, aber ſie erklärt doch M 352, im Brautſtande gehe die dem weiblichen Geſchlecht ſo nötige und anſtändige Unterwerfung ſogleich an. In gleichem Sinne leſen wir L 58: „Der Wille der Frau iſt dem des Mannes in billigen Dingen unterworfen, das iſt wahr; will nun der Mann ſeine Herrſchaft eigenſinnig behaupten, ſo gilt dieſe Regel allerdings, und die Frau muß in ſolchen Dingen nachgeben.“ So findet ſie ſogar die Anſicht des Vaters begreiflich, daß Frauen ſich in Ehrenhändel nicht zu miſchen hätten (M 349). Von ihrer Mutter bemerkt ſie M 341: „Sie war klug genug zu bemerken, daß hier nichts (gegen den Vater) auszurichten war.“ Selbſtverſtändlich gilt die Pflicht der Unterwerfung nicht, ſobald es ſich um eigentliche Gewiſſensfragen handelt, bei denen auch in der Ehe jeder Teil lediglich ſeinen Einſichten zu folgen hat, ſogar auf die Gefahr hin, die Gunſt des anderen Teiles dadurch zu verlieren.

Es finden ſich außerdem noch zahlreiche Stellen, an denen uns Parallelen entgegentreten; ja in den Partien der Bekenntniſſe, welche unſeres Erachtens der Autobiographie entnommen ſind, iſt kaum ein Satz, in dem ſich nicht die Ideenverwandſchaft mit authentiſchen Reliquien der ſchönen Seele nachweiſen ließe. Das angeführte Material aber erſcheint uns völlig zureichend, um jedem Leſer ein eigenes Urteil zu ermöglichen.

Es bleibt ſchließlich nur noch eine Frage zu erledigen: Inwieweit ſind die Bekenntniſſe als Quelle für das Leben des Fräulein von Klettenberg zu verwerten? Die Antwort lautet: Sie ſind überall zuverläſſig, wo nicht der Dichter aus praktiſchem Intereſſe oder aus perſönlichen Rückſichten zu einer Änderung veranlaßt wurde. Im übrigen iſt er mit der großartigen Objektivität verfahren, in welcher Goethe auch ſonſt ſich auszeichnet, wie z. B. es in den Urteilen über Frankfurter Perſönlichkeiten in Dichtung und Wahrheit ſich kundgiebt.

Dieſes Ergebnis iſt ſelbſt für diejenigen beachtenswert, welche die Annahme einer Autobiographie verwerfen; denn unſere Darlegung hat mindeſtens das unwiderleglich bewieſen, daß die Anſchauungen des Fräulein von Klettenberg uns überall in den Bekenntniſſen entgegentreten. Wenn alſo Goethe ſelbſt keine biographiſche Aufzeichnungen der Freundin in Händen hatte, ſondern nur nach Unterredungen und Briefen das ſechſte Buch von Wilhelm Meiſter entworfen hat, ſo iſt ſeine Darſtellung doch als eine geſchichtlich treue zu betrachten. So bleibt in jedem Falle ausgemacht, daß die Bekenntniſſe kein bloßes Phantaſiegebilde, ſondern ein treues Bild der ſchönen Seele bieten und deshalb von jedem Biographen des Fräulein von Klettenberg als wichtigſte Quelle anzuſehen ſind.

3.

Abteilung für Sprachwiſſenſchaft (SpW).

a) Sektion für Alte Sprachen (AS).

Dieſer Sektion wurde in dem Zeitraume vom 1. Mai bis zum 30. September 1896 auf ſeinen Antrag als Mitglied zugewieſen

mit Wahlrecht:

Herr Prof. Dr. Roeſe, hier.

b) Sektion für Neuere Sprachen (NS).

In dieſer Sektion gab am

24. Juni Herr Direktor Dr. Dörr einen „Bericht über den 7. Neuphilologentag zu Hamburg“.

4.

Abteilung für Soziale Wiſſenſchaften (SzW).

b) Sektion für Volkswirtſchaft (V).

Dieſer Sektion wurde in dem Zeitraume vom 1. Mai bis zum 30. September 1896 auf ſeinen Antrag als Mitglied zugewieſen

ohne Wahlrecht:

Herr Böhm, königl. Seminarlehrer, Altdorf.

5.

Abteilung für Geſchichte (G).

Dieſer Abteilung wurde in dem Zeitraume vom 1. Mai bis zum 30. September 1896 auf ſeinen Antrag als Mitglied zugewieſen

mit Wahlrecht:

Herr Böhm, königl. Seminarlehrer, Altdorf.

6.

Abteilung für Mathematik und Naturwiſſenſchaften (N).

In dieſer Abteilung ſprach am

14. Auguſt Herr Prof. Dr. Israel-Holzwart über „Auflöſung allgemeiner Zahlenkongruenzen (diophantiſcher Gleichungen) durch Reſtreihen".

III. Litterarische Mitteilungen.

1.

Goethe und der Maler Moritz Oppenheim.

Von Gustav Karpeles.

Zu denjenigen, welche in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts das Bethlehem in Weimar aufsuchten, um noch „vor Thoresschluß" die merkwürdige Erscheinung des olympischen Dichtergreises bewundern zu können, gehörte auch der Frankfurter Maler Moritz Oppenheim.

Über seinen Aufenthalt in Weimar und über seine Beziehungen zu Goethe ist bisher nichts anderes bekannt geworden als ein Brief, den er selbst an seinen älteren, damals in Berlin lebenden Bruder S. D. Oppenheim aus Weimar geschrieben hatte.[1]) Dieser Brief datierte vom 6. Mai 1827. Auch Karl v. Holtei hat in seinem Memoirenwerk: „Vierzig Jahre" kurz darüber berichtet.

Durch die Güte einer ausgezeichneten Dame aus der Familie des Malers, durch Frau Fanny Oppenheim, bin ich in die angenehme Lage versetzt, über den Aufenthalt Oppenheims in Weimar nach seinen eigenen Tagebüchern ausführliche Mitteilungen machen zu können, die wie alles, was über Goethe und namentlich über seine Beziehungen zu jungen Künstlern bekannt wird, für den weiten Kreis der deutschen Goethegemeinde von Interesse sein dürften.

In den ersten Tagen des Monats Mai 1827 kam Moritz Oppenheim nach Weimar. Er war ein junger Mann von 28 Jahren, der, in der Judengasse zu Hanau geboren, durch wohlwollende

[1]) Goethe-Jahrbuch. Bd. VI. 1885. S. 144 ff.

Gönner begünstigt, in der Kunstschule zu München herangebildet, durch Thorwaldsen gefördert, damals bereits einen guten Namen in der deutschen Kunstwelt führte. Seitdem er nach Frankfurt gekommen, war er mit dem dortigen Gymnasiallehrer Prof. Weber, dem früheren Hofmeister seines besondern Gönners, des Grafen Benzel-Sternau, in nahe Beziehungen getreten; durch Weber kam nun der junge Oppenheim mit Goethe in Berührung.

Schon am 6. Mai ist er in der Lage, seinem Bruder über zwei Besuche bei Goethe berichten zu können. Ich lasse hier zuerst den Brief Oppenheims an seinen Bruder folgen, weil dieser den unmittelbaren Eindruck wiedergiebt, den Weimar und Goethe damals auf ihn hervorgebracht haben.

„Weimar, 6. Mai 1827.

„Schon seit vergangenen Donnerstag bin ich hier. Ich habe meine Reise in sehr angenehmer Gesellschaft gemacht. Der Dichter Holtei, der direct bis Leipzig mit dem Kutscher akkordirt hatte, blieb meistens mir zu Gefallen in Weimar, ihm verdanke ich nun die Bekanntschaft der ausgezeichnetsten hiesigen Gelehrten. Es ist ein allgemein feinerer Ton hier als bei uns, der mir nach einem so langen Aufenthalt in Frankfurt ebenso fremd ist, als wohlthut. —

Beim Vater Goethe war ich Samstag zum ersten Mal. Wenn man auch den Dichter durch den Staatsmann vermißt, so fand ich ihn doch nicht hochtrabend, wie man ihn beschreibt. Vielmehr er erschien mir als ein recht gutmüthig-ehrwürdiger Greis. Heute ließ er mich zum zweiten Mal zu sich bitten, wobei ich ihm auch meine zwei Bilder vorstellte, denen er wirklich eine sehr lange Aufmerksamkeit schenkte, mir nur Schmeichelhaftes darüber sagte und sich dann ausbat, sie ein bischen bei ihm stehen zu lassen, — weil, wie er sich ausdrückte — Sachen, über die man lange gedacht und gearbeitet hat, auch lange Zeit betrachtet werden müssen.

Frau von Heigendorff lernte ich durch einen meiner hiesigen Bekannten und durch mein Skizzenbuch kennen, welches sie schon mehrere Tage bei sich behält. Heute Morgen besuchte ich sie und übergab deinen Brief. Sie scheint eine sehr kluge Frau, die sehr großen Einfluß hier hat, wie mir scheint, aber mit Goethe nicht im besten Einverständniß lebt, was mir leid thut.

Ich glaube nicht, daß es rathſam iſt, vor Ende der Woche von hier abzureiſen, wenn ich auch Urſache zu glauben habe, daß der Fürſt, der, wie ich höre, ſeit Kurzem zuviel Ausgaben in Kunſtſachen gemacht hat, meine Bilder nicht kaufen wird. . . ."

Indes dieſer Brief giebt doch wohl nur eine ſehr kurze Darſtellung. Weit ausführlicher ſind die Mitteilungen, die Oppenheim in ſein Tagebuch aus jener Zeit eingeſchrieben hat. Da mir, wie geſagt, dieſe Tagebücher in gütiger Weiſe zur Benutzung überlaſſen worden ſind, gebe ich hier die Aufzeichnungen über Oppenheims Reiſe nach Weimar und ſeinen Aufenthalt daſelbſt in vollem Wortlaut, da ſie uns einen intereſſanten Einblick in die damalige Geſellſchaft von Weimar, wie ſie ſich hauptſächlich um Goethe gruppierte, darbieten:

„d. 30. April Morgens v. Frankfurt 6 Uhr nach Hanau bei Vater zum Abſchied — Mittags Gelnhauſen bei Herth gegeſſen, die Kirche die Burg geſehen, Ritterſaal u. Traum v. Barbaroſſa. Abends Schlüchtern, Geſellſchaft Dichter von Holtei, Barth aus Dresden, v. Bayershagen.

1. Mai. Mittags in Fulda mit 3 Gouvernanten gegeſſen, Abends Bütlar paſſirt, Holtey, Champagner und geſchlafen.

2. Mai. 12 Uhr nach d. Wartburg, herrliche Waldungen und Felſen u. ſchöne Ausſicht, Kapelle, wo Luther gepredigt. 2 Rüſtkammern, u. A. Julius II. Rüſtung zu Pferd, Luthers Studierzimmer, zu Mittag in Eiſenach. Abends 8 Uhr. Gotha ſpazieren mit den Damen um die Stadt u. im Schloßgarten auf Wunſch v. Holtei. Um 4 Uhr auf, 9 Uhr in Erfurt gefrühſtückt. Mittags.

d. 3. Mai Weimar. Holtei bleibt hier. Dem Kutſcher 13 Thlr. gegeben. — Bei Martini u. Elkans mit Fr. Emilie Martini, bei dem Rath Kuhn, bei Frl. Seidler, das Muſeum geſehen — die Sachen v. Karſtens — im Park.

4. Mai. Hofrat Maier an Goethe geſchrieben — Elkan — Seidlers Bilder firniſſen — Wolf — Reſſource-Garten mit Benzer — dem jungen Goethe — Dr. Eckermann — Töpfer — Advokat Blum bekannt worden.

5. Mai. Park — Holtei mir vorgeleſen — bei Goethe geweſen; bei Mme. Elkan — bei H. Geheim. Hofrat Voelkel bei

Rath Kuhn zu Mittag mit Maier — im Theater | die drei Wahrzeichen. Wolf a/Berlin mit ſ. Gattin in unſerem Gaſthaus — bis nach 2 Uhr geſ. mit Goethe, Eckermann, Toepfer und Ambart und — — —

6. Mai. Bilder, beſonders gr. Altarbild v. Lucas Cranach in d. Hauptkirche — Hofrat Maier Bild gefirnißt — bei Goethe Bilder gebracht 1/4 Stunde bei ihm; Fr. v. Heigendorff beſucht. Mme. und Mlle. Ullmann beſucht — bei Herrn A. Elkan z. Mittag neben Frau Hofſecretair Zwierlein — ihr Mann u. die Sängerin Schmidt — an S. D. [Oppenheim] geſchrieben — nach Belvedere — der ſchöne botan. Garten — bei Martinis, wo ich eingeladen war — bei Geh. Hofrat Völkel.

d. 7. Mai die Bibliothek — Büſten berühmter Männer der Thurm der Bibliothek — Kupferſtiche — bei der intereſſanten Gräfin Julie v. Egloffſtein über eine Stunde zugebracht, ihr Malertalent — mit Dr. Wolf bei Seidler — Bildhauer Kaufmann — Karſtens Zeichnungen wieder bewundert — Martinis beſucht — Abends bei dem Kanzler v. Müller zugebracht, wo Holtei „Was Ihr wollt“ v. Shakeſpeare vorlas — Weimar's vornehm-gelehrte Welt da — S. Schütz die Frau v. Schopenhauer — Egloffſtein — v. Fritſch — Seidel.

8. Mai. Seidler mit dem jungen Hiller bei Elkans, bei der Gräfin Egloffſtein ein wenig gemalt — bei Goethe meine Bilder geholt. Hofrat Maier (Kunſtmaier) bei Rath Kuhn — Abends bei dem Geh. Regierungsrath v. Gerſtenbergh — Schopenhauer — Fr. v. Ahlfeldt — Holtey — Wolf.

d. 9. Mai. Bilder bei Fr. v. Heigendorff gebracht — Bibliothek — Egloffſtein — mit Wolf nach Defour — mit Mme. und Melle. Sutorius Schauſpiel — mit Holtei hineingefahren — im Theater Maurer und Schloſſer — Kanzler Müller kam zu uns — Parterre — Mr. Amperre (colaborateur du Globe), Mr. Bergere (libraire de Strasbourg), aßen mit uns — Töpfer kam noch — wir gingen Park bis 12 Uhr.

d. 10. Mai. Bei Gräfin Egloffſtein mit Hiller — bei Goethe meine Aufwartung gemacht — bei Frau von Heigendorf ebenfalls — bei der Gräfin Egloffſtein mit Holtei — bei der Hofrätin

Schopenhauer den Abend — Holtei las Heinrich IV. von Shakespeare vor — Präsident Weiland, Frau Präsident Schwendler, ꝛc.

d. 11. Mai. Egloffstein, ꝛc. — bei Kuhn — der Kanzler bei mir meine Bilder gesehen — bei dem Herrn Regierungsrat Schmidt zu Mittag — Kapellmeister Hummel, ein lieber Kerl, phantasierte nach Tisch — ich ward gerufen des Erbgroßherzogs wegen — bei Schopenhauer mein Skizzenbuch gelassen — bei Mme. Ullmann Soiree — Leibmedicus Vogel, seine Frau und Melle. Ullmann, Emilie Martini getanzt.

d. 12. Mai mit Hiller im Park — Hummel besucht — der Rath Kuhn war beim Kanzler wegen mir — Elkans — Ullmanns mit Esther im Garten — der Erbgroßherzog kam im Bürgerhaus meine Bilder zu sehen sah mein Skizzenbuch — kam später als 2 zum Kanzler zum Mittag — Professor Riemer, der erste Bibliothekar, Amperre, Hauptmann Müller, Wolf und Holtei — Holteis Schlesische Lieder vielen Beifall — Elkans, Haulegrasch — bei Reg.-R. v. Gerstenbergk große Soiree, wo man auch den Erbgroßherzog erwartete, Holtei las: die Ueberbildeten von Robert und der Schatz von Lessing — der Kanzler, Holtei, Wolf und ich da zu Nacht gegessen.

d. 13. Mai. Egloffstein gemalt — bei Seidler kamen mehrere Besuche wegen meiner Bilder. Frau v. Ahlfeld, Hagenbruck — bei Elkans Frau, bei dem Bankier Julius Elkan den Abend zugebracht mit Hiller — Rath Kuhn und seine Frau waren da.

14. Mai. Seidler — Kanzler — Hofrat Maier — Egloffstein — Wolf gezeichnet — Elkan — bei d. Frau v. Heigendorf z. Abendessen eingeladen — der Großherzog war auch da, Schopenhauer — Frau v. Dankelmann — Seidler — Strohmeier — Bau-Director Goutrel — Ampere — Wolf — Holtei las Scenen a/Shakespeare — dann ein fürstliches Essen.

15. Mai. Egloffstein gemalt — bei Rath Kuhn — gezeichnet, Holtei und Hiller — Elkans — den Abend b. Ullmanns zugebracht — Esther schenkte mir ein Stammbuch.

16. Mai. Zwei Blumentöpfe an die Seidler geschickt — dem Kanzler geschrieben — an Goethe — bei d. Egloffstein d. Kanzler gemalt — Mittags Brief von S. D. — mein Diplom als Professor

Digitized by Google

erhalten (4 Louisdrs) — gemalt — an Vater und S. D. geſchrieben — im Theater Maria Stuart v. d. Heigendorff.

17. Mai. Dem Großherzog meinen Dank abgeſtattet im Röm. Haus im Park — bei Dr. Ekermann — Holtei Abſchied — Ampere — Brief v. d. Commerzienräthin Hagenbrugh, welche Bild Hagar gekauft — Brief v. Seidler — v. Gerſtenberg — ging bei Erbgroßherzog wegen der Bilder — bei d. Grafen Egloffſtein — bei Göthe in ſeinem Gartenhaus eine kleine Stunde bei ihm im Garten geſeſſen — — — — — meine Hagar auf die Mühle der Frau v. Hagenbrugh bringen laſſen — bei Hummel — er componirte grade ein Liedchen zu einem Polterabend und ſangs — ſein liebes Frauchen mit Hiller bei der ſchönen Frau Hofmarſchall Spiegel — bei d. Frau v. Heigendorff u. bei dem Miniſter v. Fritſch meine Karte abgegeben — Kupferſtecher Schwerdtgeburth — nach d. Hagenbrugh'ſchen Mühle — den Abend Geburtstagsfeſt ihres Sohnes — neben Fräul. Demmer u. Frau v. Conta — mein Prof. Titel auf's Papier — recht hohe Geſellſchaft.

18. Mai. Kanzler Müller gemalt — bei H. Ullmann mit d. Kanzler und Landdirector Toeper — Erbprinz z. Mittag gegeſſen — Park — gemalt bei d. Gräfin — Abends bei der Familie Elkan — Hennig im Gaſthaus getroffen. Brief von Vater u. v. Jette [S. D.'s Frau] durch P. Reis geſchickt.

d. 19. Mai. Ich ward v. d. Gräfin Egloffſtein portraitirt und ſchrieb darunter: „Wie Vieles verdank' ich der Kunſt.“ hatte eine ſchöne Audienz beim Erbgroßherzog — bei der Frau v. Heigendorf — Elkan — bei d. Kanzler zu Mittag Toepfer, Ekermann u. Reg. Rath Emighaus — bei der Frau Hofrath Schopenhauer Geh. Regierungsrath Völkel u. Hofrat Meier — Theater-Abſchied d. Prinzeſſin — Elkans zu Nacht — Erhielt v. d. Frau v. Hagenbrugh 40 Louisdors. Von S. D. Brief.

20. Mai. Abſchiedsviſiten bei Miniſter v. Fritſch — eine Copie v. d. Hofrat nach Perrin D. V. — bei d. Regierungsrath Schmidt — Martini — Kuhn — bei d. Gräfin Egloffſtein mein Portrait fertig gemacht — der Kanzler dabei — Wolf — zum Mittageſſen — mein Bild d. Rahel bei d. Geh. Regierungsrath v. Gerſtenberk gebracht u. aufgehängt — b. Ullmanns —

Hagenbrugh und bei derſelben auf der Altenburg (ihr Haus) Elkans — Sartorius, Toepfer — der Gräfin mein Skizzenbuch gebracht — bei Elkan den Abend — Brief v. S. D.

21. Mai. Auf dem Goethe'ſchen Saal im Park — Prinz von Preußen frühſtückt mit ſeiner Braut — Wolf — d. Kanzler ſchenkte mir Goethe's Münze, ſein Buch, und W. Goethe ſchickte mir ein Gedichtchen — Peucer's Gedicht auf den Abſchied d. Prinzeſſin vorgeleſen — bei d. Gräfin gemalt — Stammblätter auf d. Bibliothek — bei d. Frau Hofmarſchallin v. Spiegel mein Buch gebracht — ihre Artigkeit — ihre Töchter — d. Kanzler gemalt — Abſchied — geſtern Peucer — Martini — Theater.

22. Kanzler geſchrieben — ſeine Briefe erhalten — Wolf Abſchied — bei Elkan. Die Prinzeſſin fortfahren ſehen mit Geheimrath Matheus. — 9 Uhr v. Weimar weg, in Erfurt gefrühſtückt — Gotha an J geſchrieben, Abend in Eiſenach an S. D. gegeben 10 Louisdors u. 2 für J.

23. mit Eilwagen und Gepäck v. Eiſenach Morgens 6 Uhr weg — Waldkappel — Waldburg Mittags."

Dieſes Tagebuch zeigt uns auch in ſeiner lakoniſchen Kürze, daß der junge Oppenheim in der Weimariſchen Geſellſchaft gut aufgenommen und bald wohlgelitten war. In dem Tagebuch befinden ſich auch zwei Bleiſtiftsſkizzen, die eine „Butlar", die andere „Weimar vom Goethe'ſchen Hauſe" bezeichnet und ein hübſches Gedicht von Holtei: „Wie heißt das Buch, in das ich täglich blicke?"

Die Andeutungen ſeiner Tagebücher hat Oppenheim ſpäter in einer Art von Memoiren ausführlich ergänzt. Ich bin in der erfreulichen Lage, auch aus dieſen Memoiren den Weimar betreffenden Teil hier mitteilen zu können:

„Durch Profeſſor Weber, früher Hofmeiſter bei Graf Benzel zu Sternau, kam ich in Briefwechſel mit Goethe, was mich veranlaßte, meine Reiſe nach Kaſſel, wozu mich der Kurfürſt veranlaßte, über Weimar zu machen. Damals brauchte man noch zu einer ſolchen Reiſe mehrere Tage. Ich miethete einen Hauderer. Mein zufälliger Reiſegefährte nach Weimar war der Dichter Holtei. In ſeinem Buche: „40 Jahre aus meinem Leben" erzählt er von

dieſer Reiſe, daß er in Weimar ſich gar nicht aufhalten wollte daß aber meine Geſellſchaft und mein guter Humor ihn veranlaßte, dort zu bleiben, welcher Aufenthalt auf ſeine ganze Lebensrichtung Einfluß hatte.

Wir waren dort „die zwei intereſſanten Fremden“ — mit allen dort damals noch lebenden Berühmtheiten kamen wir in Berührung — mit Goethe, der mich „einen Jüngling von 60 Jahren“ nannte (das doch beweiſt, daß ich kein dummes Jüngelchen geweſen ſein muß). Als ich vom Großherzog den Profeſſortitel bekam, bedankte ich mich auch bei Goethe; da ſagte er: „Ein Titel und ein Orden hält im Gedränge manchen Puff ab“ — ich malte dort das Portrait des Kanzlers von Müller und der ſchönen Gräfin v. Egloffſtein, die Goethe vielfach beſungen und in welche er (ſo gut wie ich) auch verliebt war. Sie war eine leidenſchaftliche Malerin, ſie ſammelte und zeichnete berühmte Leute, die ſie kennen lernte, die alle ihr etwas unter ihre Zeichnung ſchreiben mußten. Sie machte auch mein Portrait. Als ſie auch meine Schrift verlangte, ſchrieb ich darunter:

„Wie vieles verdank' ich der Kunſt“.

Die ſeiner Zeit berühmte Schauſpielerin Jagemann, ſpätere Gräfin Heigendorf, die Geliebte des Großherzogs, lud einen Abend Holtei und mich zu einem Souper ein, wozu auch der Großherzog erwartet wurde, denn ſein Couvert war für ihn bereit. Dieſer kam auch und hörte Holtei's Vorleſung eines Shakeſpeare'ſchen Dramas mit an. Holtei las allein, alle Perſonen mit verſchiedenen Stimmen, ſowohl Männer als Frauen; dies war ſeine Force. — Intereſſant war auch der Improviſator Wolf, der erſte, der in ſeinem Fach in Deutſchland Aufſehen erregte.

Ferdinand Hiller war damals auch in Weimar als ein Schüler Hummels. Wir ſahen uns oft und ſchloſſen Freundſchaft.

Von Fräulein Ullmann bekam ich ein Stammbuch geſchenkt, das mich veranlaßte, von den vielen in Weimar lebenden berühmten Perſonen mir Autographen zu ſammeln. Kaum von Weimar entfernt, hatte ich dieſe Sammlung vernachläſſigt — ſogar ein Brief von Goethe iſt mir abhanden gekommen — wo?

Mehrere Einladungskarten, zu ihm zu kommen, mit seiner eigenhändigen Unterschrift habe ich an Freunde oder Autographensammler verschenkt."

In ihrer naiven Treuherzigkeit machen diese Mittheilungen Oppenheims einen guten und durchaus zuverlässigen Eindruck. Sie sind etwa 50 Jahre später als die Tagebuchaufzeichnungen geschrieben worden und stimmen doch mit diesen ebenso wie mit allen anderen Mitteilungen genau überein.

Die Karten, von welchen Oppenheim spricht, sowie das Stammbuch haben sich noch im Besitze der Familie erhalten. Die eine lautet:

Herrn Oppenheim würde ich morgen um 11 Uhr gern bei mir sehen.

W. d. 4. May 1827. Goethe.

Die zweite Karte lautet:

Herr Oppenheim
wird höflichst ersucht, seine Gemälde wieder abholen zu lassen.

Weimar d. 8. May 1827. Goethe.

Aus dem Stammbuch besitzt die Familie noch Blätter von F. W. Riemer, Johanna Schopenhauer und H. Meyer.

Ein günstiger Zufall hat aber auch den eigenhändigen Brief Goethes an Oppenheim, bevor er diesen persönlich kennen lernte, erhalten. Er ist meines Wissens bisher noch nicht veröffentlicht worden und befindet sich auch in der Sammlung der Goethebriefe von Fr. Strehlke nicht. Sein Wortlaut ist der folgende:

Sie erhalten hierbei, mein wertheſter Herr Oppenheim, die mitgetheilten Skizzen dankbar zurück. Ein glückliches Malertalent ist darin nicht zu verkennen, und ich gestehe gerne, daß ich mich an den mannigfaltigen Gedanken und Compositionen erfreut habe. Wollen Sie mir zum freundlichen Andenken irgend ein Blatt bestimmen, so wünschte ich den kleinen Tobias, dessen gut gedachte Gruppe als Träger von Licht und Farbe nochmals durchgesonnen, sich sehr gut ausnehmen würde; wobei ich dem

Engel die Geſtalt eines luſtig geſunden Wanderers wünſchte, den ſo beſorgte Eltern allenfalls einem Jüngeren vertrauten. Statt der Flügel wünſchte ich ihn allenfalls nur mit einem leichten Schein um den Kopf genialiſch gezeichnet, ſtärker bewegt fortſchreitend, mit dem ausgeſtreckten linken Arm winkend, und ſo der Stellung wie dem Geiſte nach, mit der Gruppe näher verbunden. Das ungeduldige Hündchen komponirt zwar jetzt mit dem Engel ganz gut; können Sie aber demſelben Bewegung und Scheu geben, welches freilich ſchwer ſein möchte, ſo wäre die Ahnung, welche die Thiere vor geiſterhaften Erſcheinungen haben ſollen, dem Gegenſtand gemäß ſchicklich ausgedrückt.

Sollten es Ihr Zuſtände erlauben, ſo begeben Sie ſich in das Pariſer Kunſtelement; dort finden Sie für den jetzigen Augenblick am ſicherſten, was Sie zu Ihrer Ausbildung bedürfen.

Mit aufrichtiger Theilnahme

Weimar, 9. December 1826. ergebenſt

J. W. von Goethe.

Goethe hatte alſo ſchon ein lebhaftes Intereſſe für den jungen Maler, bevor er ihn perſönlich kennen lernte. Es iſt nicht daran zu zweifeln, daß dieſes Intereſſe durch die perſönliche Bekanntſchaft mit Oppenheim und ſeinen Bildern weſentlich vermehrt wurde.

Aber auch auf Oppenheim machte die Erſcheinung Goethes einen tiefen Eindruck. Wir beſitzen dafür ein unzweifelhaftes Zeugnis. Kaum ein Jahr nach ſeiner Pilgerfahrt nach Weimar, finden wir ihn bei der Arbeit an einem großen Werke, das dem Genius des Dichterfürſten geweiht war. Es ſind ſeine Umriſſe zu Goethes: „Hermann und Dorothea“, die 1828 in Frankfurt a. M. in zehn Blättern erſchienen ſind. Wenn man ſeine Zeichnungen mit allen ſpäteren, welche dasſelbe Thema behandeln, heute vergleicht, ſo muß man ihnen unbedingt den Preis zuerkennen. Sie ſind mit einem geſunden und glücklichen Realismus aufgefaßt, ſie haben alle den von Goethe immer gewünſchten und von den Malern oft geforderten landſchaftlichen Hintergrund als eine ſehr wirkſame Ergänzung des Geſamtbildes, ſie atmen friſches Leben und Naturwahrheit. Die einzelnen Blätter haben folgenden Inhalt:

Blatt I. Titelblatt.
„ II. Im Thorbogen.
„ III. Erſte Begegnung.
„ IV. Vor dem Hauſe.
„ V. Szene mit der Mutter unter dem Birnbaum.
„ VI. Apotheker und Pfarrer ſehen über den Zaun, wie Dorothea die Kleinen verſorgt.
„ VII. Apotheker und Pfarrer im Wagen.
„ VIII. Brunnen-Szene.
„ IX. Abſchied Dorotheas.
„ X. Verlobung.

Jedes einzelne Blatt trägt als Unterſchrift die betreffenden Verſe des Goethiſchen Gedichts. Ich muß es mir leider verſagen, auf dieſe Zeichnungen vom äſthetiſchen Standpunkt aus näher einzugehen. Aber auch ſtrenge Kritiker und Kunſtkenner haben, nachdem ſie dieſe längſt verſchollenen Blätter bei mir geſehen, den lebhaften Wunſch ausgedrückt, daß ſie neu reproduziert und dadurch weiteren Kreiſen zugänglich gemacht werden möchten.

Leider beſitzen wir keine eigenen Äußerungen Goethes über dieſe Umriſſe. Der betreffende Brief an Oppenheim ſcheint verloren gegangen zu ſein, und als Erſatz dafür kann nur der folgende bisher ebenfalls unbekannte Brief des Kanzlers von Müller an Oppenheim gelten:

„Wie ſehr ich mich ſchon zu Amſterdam Ihrer trefflichen Zeichnungen zu Hermann und Dorothea erfreute, als ich ſie zufällig bei Buffa fand, kann ich nicht genug ſagen. Nun war ich um ſo dankbarer überraſcht, als ich zu Hauſe die mir zu Amſterdam zufällig entgangene Dedikation erblickte. An Goethe, Gräfin Julie und Meyer habe ich ſogleich Exemplare verteilt; Gerſtenberg iſt noch verreiſt. Aber noch ein überſchießendes Exemplar iſt da — wem ſoll ich es geben? Oder iſt es aus Verſehen zuviel eingepackt?

Allenthalben bin ich herzlichſten Dank und freudige Anerkennung auszuſprechen beauftragt; Goethe verſpricht, Ihnen eheſtens zu ſchreiben. Er lobt die Compoſition ganz vorzüglich und ich kann beteuern, daß ihm das Ganze große Freude ge-

macht. Sie haben Hermann und Dorothea aufs Würdigſte nachgedichtet — mich dabei zwiefach zu Ihrem Schuldner gemacht."

Weimar 28. October 1828.

Fr. von Müller.

Merkwürdig iſt es, daß in Goethes „Unterhaltungen mit dem Kanzler Müller" (Stuttgart 1870) nicht von dieſen Zeichnungen die Rede iſt. Oppenheim wird dort nur einmal gelegentlich erwähnt S. 126. Dort heißt es am 17. Mai 1829: „Oppenheims häßliche Suſanne ward ſehr durchgehechelt". Das iſt alles. Nach dieſem Brief ſcheint Oppenheim ſeine Zeichnungen dem Kanzler Müller gewidmet zu haben. In dem mir von der Familie des Malers freundlichſt geliehenen Exemplar fand ſich dieſe Dedikation nicht.[2])

Aber ich zweifle nicht daran, daß das Goethe-Archiv in der Ausgabe der Briefe und Tagebücher uns noch Manches über die Beziehungen des Dichterfürſten zu dem jungen Maler bringen wird, und ich könnte mit dieſer Hoffnung ſchließen, wenn ich nicht noch zwei Äußerungen über dieſe Beziehungen aus ſpäteren Jahren mitzutheilen hätte. Im Jahre 1829 war der bekannte Schriftſteller Heinrich König, der ebenfalls aus Hanau ſtammte, bei Goethe. In ſeinem Buche: „Ein Stillleben. Erinnerungen und Bekenntniſſe." (Leipzig 1861) I. S. 62 ff. hat dieſer darüber einen ausführlicheren Bericht gegeben. In dieſer Darſtellung wird auch Oppenheims Erwähnung gethan und zwar in folgender Weiſe:

„Nach aufgehobener beſchauender Sitzung, während kalter Punſch und Gebackenes herumgereicht wurde, unterhielt ſich Goethe eine Weile mit mir über Hanau und Frankfurt. — — — Er fragte nach den jetzt in beiden Städten befindlichen Kunſtgegenſtänden und Künſtlern und wollte namentlich von einem Maler hören, den er, wie er vielleicht nur den Schein annahm, eben nicht nennen konnte. Jetzt fühlt er den Puls Deiner Kunſtkennerſchaft! dachte ich bei mir ſelbſt. Er konnte dieſen Puls unmöglich fieberhaft finden.

[2]) In dem Exemplare der Goethebibliothek des Hochſtiftes, das im Originalumſchlag tadellos erhalten iſt, findet ſich ebenfalls keine Widmung. (Anm. der Redaktion.)

Indeß war auch mein augenblickliches Intereſſe mehr darauf gerichtet, den Blick, die Mienen, die Sprache des Dichters zu beobachten, um mir ein lebendiges Bild einzuprägen, als vor ſeinen Fragen nach Gemälden mit Ehren zu beſtehen. So fiel mir denn wirklich nicht ein, daß er vielleicht von Oppenheim hören wollte — dem aus Hanau gebürtigen, in Frankfurt angeſiedelten jungen Maler, der kurz vorher dem Dichter Skizzen aus „Hermann und Dorothea“ gewidmet und überſendet hatte.“

Es bedarf wohl nicht erſt einer beſonderen Erklärung dafür, daß der greiſe Dichter ſich im Augenblick wirklich nicht des Namens Oppenheim entſinnen konnte und daß es ihm weniger darauf ankam, den Puls der Kunſtkennerſchaft eines fahrenden Litteraten zu fühlen als von dem Zeichner der Umriſſe von „Hermann und Dorothea“ Näheres zu hören. Mit einer kurzen Ergänzung zu der oben mitgetheilten Äußerung Goethes über den Profeſſortitel Moritz Oppenheims ſei dieſe Darſtellung beſchloſſen. Einer der beſten Freunde dieſes Malers war der bekannte Vorkämpfer für die Emanzipation der Juden, Dr. Gabriel Rieſſer, der auch wie Oppenheim ein warmer Verehrer Goethes geweſen. Bald nachdem er mit Oppenheim bekannt wurde, ließ er ſich die Einzelheiten ſeiner Beſuche bei Goethe ſchildern und er berichtete darüber folgendes:[3]) „Oppenheim erzählte mir, am Schluſſe ſeines Aufenthaltes in Weimar habe Goethe ihn gefragt, ob er einen Titel oder Orden haben wolle; er habe geantwortet, daß er ſich offen geſtanden aus beiden nichts mache. Hierauf aber habe Goethe geantwortet: „Sie thun Unrecht, mein Lieber! Titel und Orden halten manchen Puff ab im Gedränge.“

2.

Ein unbekanntes Originalbildnis Goethes.

Von Dr. O. Heuer.

Vor kurzem gelangte das Hochſtift in den Beſitz des auf den beigefügten Tafeln möglichſt getreu im Lichtdruck wiedergegebenen Bildniſſes. Wie man auf den erſten Blick erkennt, bildete dieſes

[3]) W. von Biedermann: Goethes Geſpräche, Bd. IX S. 114.

früher einen Bestandteil der Lavaterischen Porträtsammlung. Es ist wie fast alle Stücke dieser Sammlung, von zwei mit grünem Papier überzogenen zum Aufklappen eingerichteten Pappdeckeln geschützt. Die Außenseite des Vorderdeckels trägt auf zierlich umrandetem Zettelchen von Lavaters Hand die Bezeichnung „Goethe, Profil, S. IV", während dessen Innenseite auf größerem umrahmten Zettel den von Lavater geschriebenen Begleitspruch zeigt:

Immer, immer nur Er, in jedem Bilde der Mann stets,
Dem nicht Einen schuff die Natur zum Gefährten — die Weisheit
Ward dem Hohen zu Theil — und Menschenkenntnis dem Kühnen.

Das Porträt selbst ist, ursprünglich unter Glas, der Innenseite des hinteren Deckels eingefügt. Es ist eine sorgfältig als Vorlage für den Kupferstich ausgeführte Tuschzeichnung, die vorsichtig ausgeschnitten und auf gelblich getöntem Hintergrunde aufgeklebt ist. Die Höhe beträgt 12,5 cm, die Breite 9,5 cm.

Das Profil des Kopfes ist in allen Linien sicher und naturgetreu erfaßt, das Auge klar und voll Ausdruck. Man darf die Zeichnung, trotz der etwas harten Ausführung des Haares und Rockes, was Porträtähnlichkeit betrifft, den besten Goethebildern zuzählen. Dem Beschauer fällt sogleich die Ähnlichkeit mit dem Ölbilde auf, das G. O. May im Mai 1779 in Weimar schuf.

Unsere Zeichnung ist bisher völlig unbekannt geblieben, auch Rollet und Zarncke kennen sie nicht. Es ist dies wohl dem Umstande zuzuschreiben, daß das Bildchen sich in Frankreich befand, wohin es allem Anscheine nach bald nach Lavaters Tode gelangt sein muß.

In welche Zeit nun ist es zu setzen, und welchem Künstler dürfen wir es zuschreiben?

Schon die Ähnlichkeit mit dem Mayschen Bilde weist auf die Zeit um 1779 hin. Ende November dieses Jahres befand sich Goethe mit dem Herzoge Karl August auf der zweiten Schweizerreise bei Lavater in Zürich. Wie Zarncke[1]) sehr richtig bemerkt, wäre es verwunderlich, daß der porträtsüchtige Lavater Goethe mehrere Tage in seiner Porträtfabrik gehabt haben sollte, ohne ihn abermals zeichnen zu lassen. Zarncke hat daher auch mit Recht ein

[1]) Augsb. Allg. Ztg. 1885, Wissenschaftl. Beil. Nr. 268.

früher anders datiertes, nach Lavaters eigener Angabe von Lips für ihn gezeichnetes en face-Bildnis Goethes[2]) in dieſe Zeit geſetzt.

Den ſicherſten Anhalt zur Datierung unſeres Bildes giebt aber die Friſur und die Kleidung. Die Haartracht iſt auf allen Bildern von 1779, dem Mayiſchen, dem von Jens Juel Anfang November in Genf gezeichneten (Zarncke Nr. 16), der en face-Zeichnung von Lips (Zarncke Nr. 17) wie auf dem unſern die gleiche. Ebenſo trägt Goethe auf unſerm Bilde dieſelbe Halsbinde und denſelben einfachen Reiſerock wie auf den beiden anderen, ſicher auf der Schweizerreiſe im November 1779 entſtandenen Zeichnungen.

Es gehört daher zweifellos ebenfalls dieſen Tagen an.

Dafür, daß es von Lipſens Hand herrührt, ſpricht Folgendes. Die Lavateriſche Porträtſammlung der k. k. Fideikommißbibliothek in Wien bewahrt zwei Tuſchzeichnungen, Karl Auguſt in Profil und en face darſtellend.[3]) Lavater hat beide in den zweiten Band ſeiner franzöſiſchen Phyſiognomik als Tafeln 46 und 47 aufgenommen. Die Profilzeichnung trägt dort den Vermerk „Joh. H. Lips ad naturam del. et sculp. 1780". Ihr Urheber iſt alſo ſicher Lips, und ſie iſt bei dem Aufenthalt in Zürich November—Dezember 1779 entſtanden. Sie iſt in derſelben Weiſe ausgeſchnitten und aufgeklebt wie unſer Bild, auch die etwas harte Ausführung wie die ſcharf beobachtete und mit größter Treue wiedergegebene Profillinie iſt bei beiden die gleiche.

Von beiden gilt die Bemerkung, die Lavater dieſem Bilde Karl Auguſts hinzufügt: Ces sortes de dessins à force d'être vrais et précis, approchent de la dureté, mais ils n'en sont que plus propres aux observations du Physionomiste.

Dieſe Schärfe in der naturgetreuen Wiedergabe war es wohl, die den Stich in Weimar, wo man wohl vor allem ein gefälliges Bild des jungen Fürſten haben wollte, nicht recht gefallen ließ. Die en face-Zeichnung, deren Stich[4]) dann geſandt wurde, mißfiel

---

[2]) Zarncke, Kurzgef. Verzeichnis Nr. 17, in der Lavateriſchen Porträtſammlung der k. k. Fideikommiß-Bibliothek zu Wien Nr. 3172.

[3]) Vgl. zu dem Profilbilde: Katalog der Goetheausſtellung des Hochſtiftes 1895, Nr. 524.

[4]) Er trägt die Bezeichnung Joh. H. Lips sculp. 80.

noch mehr. Es ſcheint, als ob Lips ſich bemüht habe bei dieſem Stich die getadelte Härte zu mildern: dadurch hat das Geſicht aber einen fremden Ausdruck bekommen. Goethe ſchreibt am 8. Auguſt 1780 (vgl. auch den Brief vom 1. Mai 1780) darüber an Lavater: „Mit dem zweiten Porträt des Herzogs iſt es wieder ein Unglück, . . . das Unglück bei dieſem iſt aber, daß es mit Geiſt in ein ganz fremdes Weſen übergetragen iſt.“

Von ſeinen eigenen Bildern erwähnt Goethe nichts, ein Beweis, daß davon keine Stiche angefertigt wurden. Auch in die franzöſiſche Phyſiognomik ſind ſie nicht aufgenommen, ſei es, daß der Mißerfolg der gleichzeitigen Porträte des Herzogs davon abhielt, oder daß Lavater der Koſten halber von der Anfertigung neuer Stiche von Goethes Kopf, den ja die deutſche Ausgabe ſchon mehrfach gebracht hatte, abſah.[5])

Wir hatten alſo von jenem Beſuch Goethes und Karl Auguſts bei Lavater 1779 bisher drei, ſicher von Lips gefertigte, Porträte der Beſucher: Karl Auguſt in Profil und von vorn, Goethe von vorn. Ihnen reiht ſich nun das unſere als viertes an, es iſt die in der Gruppe bisher fehlende Profilzeichnung von Goethe. Der Zeichner hat demnach beide Gäſte zweimal, von vorn und von der Seite aufgenommen.

Das en face-Bild Goethes wurde zuerſt von Rollet (Goethebildniſſe Nr. 34) in Umriß wiedergegeben, die Profilzeichnung bringt unſer Lichtdruck zum erſten Male.

Wie bei den Porträten von Karl Auguſt wird man auch hier der Profilzeichnung weitaus den Vorzug geben müſſen, wenn Lipſens Kunſt auch in ihr ſich noch viel gebundener zeigt als in der künſtleriſch vollendeten Kreidezeichnung von 1791, die ſich ebenfalls im Beſitze des Hochſtiftes befindet.

---

[5]) Goethe ſelbſt riet ihm, die Koſten der franzöſiſchen Ausgabe möglichſt zu ermäßigen (vgl. Brief vom 7. Februar 1780).

IV. Bericht des Akademiſchen Geſamt-Ausſchuſſes über ſeine Thätigkeit 1895/96.

Auch in dem verfloſſenen Jahre haben der Akademiſche Geſamt-Ausſchuß und die ihm unterſtellten Fachabteilungen den Vorſchriften der Satzungen gemäß ihre Thätigkeit entfaltet, wie dies aus den „Berichten des Freien Deutſches Hochſtiftes“ den Mitgliedern im einzelnen bekannt iſt. Im Anſchluß an Satz 4 der Satzungen iſt im beſonderen noch folgendes hervorzuheben:

A. Der auf Grund des von der Hauptverſammlung genehmigten allgemeinen Lehrplanes (vgl. Jahrgang I, S. 69 ff.) ausgearbeitete beſondere Lehrplan für den Winter 1895/96 umfaßte folgende Lehrgegenſtände und Lehrkräfte:

1. Herr Dr. R. Froning aus Frankfurt a. M.: Die Reichsſtadt Frankfurt a. M. im ſpäteren Mittelalter.
2. Herr Profeſſor E. Schwartz aus Gießen: Der griechiſche Roman.
3. Herr Dr. E. Kühnemann aus Marburg: J. G. Herder.
4. Herr Profeſſor Baldensperger aus Gießen: Aus der modernen franzöſiſchen Litteratur. (In franzöſiſcher Sprache.)
5. Herr Dr. Carl Neumann aus Heidelberg: Probleme der modernen Malerei.
6. Herr Profeſſor Dr. E. Zittelmann aus Bonn: Die Kunſt des Juriſten.
7. Herr Profeſſor Max Weber aus Freiburg i. Br.: Agrarpolitik.
8. Herr Profeſſor Th. Ziegler aus Straßburg: Pädagogik.

Den Herren Dozenten, die mit größter Bereitwilligkeit dem Rufe des Hochſtiftes gefolgt ſind, ſprechen wir auch an dieſer Stelle für ihre trefflichen Leiſtungen den ergebenen Dank des Hochſtiftes

aus. Wie ſehr ſie damit den Erwartungen ihrer Hörer entſprochen haben, wird ihnen der Andrang zu ihren Vorträgen und die Stetigkeit des Beſuches gezeigt haben. Dieſer für das Wirken des Hochſtiftes ſo erfreuliche ſtarke Beſuch hat jedoch noch eine andere Wirkung gehabt, die für das Hochſtift eine Schwierigkeit geworden iſt. Die Adminiſtration des Dr. Hoch'ſchen Konſervatoriums hob den bisher beſtehenden Vertrag über die Benutzung ihres Saales auf und ging auf einen Vertrag erſt wieder ein, nachdem ſich die Verwaltung des Hochſtiftes mit den von dem Konſervatorium auferlegten Bedingungen einverſtanden erklärt hatte. Hiernach darf der Saal nur ſo weit benutzt werden als er Sitzplätze bietet. Um dieſe für die Hörer möglichſt zu vermehren, benutzt die Verwaltung die ungünſtigen Plätze des Podiums, das vorſchriftsmäßig nur den Vertretern der Verwaltung und ihren Angehörigen eingeräumt werden darf. Um dieſe Bedingungen zu erfüllen, ſind die Kontrollmarken eingeführt worden: es werden unten an der Treppe nur ſoviel Marken ausgegeben, als Plätze im Saal, auf dem Podium und auf der Galerie vorhanden ſind; ſobald dieſe Plätze beſetzt ſind, muß der Hörerraum geſchloſſen werden. Es hat ſich gezeigt, daß dies in den ſeltenſten Fällen notwendig iſt, und ſelbſt wenn es bei einem Lehrgang im Anfang eintreten mußte, war meiſt in den folgenden Vorträgen dieſe Notwendigkeit nicht mehr vorhanden: es blieben diejenigen, die nur probieren wollten, ob der Gegenſtand und ſeine Behandlung ihnen zuſagen würde, fort und überließen den Platz denjenigen, die ein dauerndes Intereſſe dafür hatten. Um den Hörern möglichſt wenig Beſchränkung in dieſer freien Bewegung aufzulegen, bleibt der Grundſatz des freien Beſuches der Lehrgänge durch die Mitglieder des Hochſtiftes gewahrt, natürlich mit der ſelbſtverſtändlichen und aus den Verhältniſſen ſich ergebenden Bedingung, daß Platz vorhanden iſt: ſelbſt wenn es einen anderen größeren, für Vorträge geeigneten Saal gäbe, was nicht der Fall iſt, ſo würde dieſe Bedingung auch bei einem größeren Saale nicht fortfallen. Nun zeigt aber die langjährige Erfahrung, daß der jetzt zur Verfügung ſtehende Saal vollſtändig ausreicht, einen oder den anderen Lehrgang abgerechnet. Um aber auch in dieſen Fällen denen, die einem Lehrgang mit Sicherheit folgen wollen, die Mög-

lichkeit hierzu zu eröffnen, hat der Verwaltungs-Ausschuß von der ihm durch die Satzungen zustehenden Befugnis („Satz 5: Inwieweit die Teilnahme an den Vorlesungen und Lehrgängen von Zahlung eines Beitrags abhängig gemacht und auch Nichtmitgliedern freigestellt werden soll, unterliegt der Bestimmung des Verwaltungsausschusses") Gebrauch gemacht und nummerierte Plätze eingerichtet. Diese werden jedoch nur bis zur Zahl von 200 abgegeben, und für jeden Vortrag werden nur so viele Plätze nummeriert, als in diesem Falle genommen sind: werden nur fünf oder zehn oder fünfzig oder hundert genommen, so bleiben alle in jedem einzelnen Falle übrigen Plätze den Hörern zur Verfügung. Um aber auch von den nummerierten und nur persönlich benutzbaren Plätzen keinen verloren gehen zu lassen, falls er von seinem Käufer nicht besetzt würde, muß sich dieser die Bedingung gefallen lassen, daß die bis 7 Uhr nicht besetzten Plätze kurz nach 7 Uhr der Verwaltung wieder zur Verfügung stehen, die sie dann anderen Hörern zuzuweisen berechtigt ist. Diese für den jetzt laufenden Winter durch den Verwaltungs-Ausschuß beschlossenen Bestimmungen sind ein reiflich überlegter, nach allen Seiten wohldurchdachter Versuch, dessen Erprobung nicht durch eine oder zwei Vorlesungen gemacht, sondern erst im Verlaufe eines Winters herbeigeführt werden kann. Liegen die Erfahrungen eines ganzen Winters vor, so wird eine Prüfung der Bestimmungen unter möglichster Berücksichtigung der von Seiten der Hörer geäußerten Wünsche eintreten und demgemäß die Beibehaltung oder eine sachgemäße Änderung beschlossen werden. Bei diesen Beratungen und Beschlüssen ist der Akademische Gesamtausschuß sicher, seine Stimme zu Gehör zu bringen: er selbst ist aber satzungsgemäß nicht befugt auf diesem seinem Wirkungskreis nicht zustehenden Gebiete Beschlüsse zu fassen, weshalb er an ihn gerichtete Anträge an den Verwaltungs-Ausschuß weiterzugeben hat, der seine Beschlüsse einzig und allein im Interesse der Mitglieder des Hochstiftes faßt.

B. Die Unterstützung und Förderung wissenschaftlicher, litterarischer und künstlerischer Bestrebungen hat nach der im letzten Bericht gemachten Mitteilung einen schönen Erfolg gezeitigt: Die Briefe Goethes an die Frau v. Stein sind

wirklich für das Goethe- und Schillerarchiv angekauft worden: das Hochstift darf mit Befriedigung auf seine Mitwirkung hinblicken, zumal die städtischen Behörden seinen Bemühungen sich in solcher Weise angeschlossen haben, daß die Vaterstadt Goethes unter den Spendern freiwilliger Beiträge den ihr gebührenden Platz in vornehmer Weise einnehmen konnte.

Die von dem Ausschuß für Volksvorlesungen veranstalteten Vorträge fanden in der bisherigen Weise teils durch einen Beitrag, teils durch persönliche Mitwirkung von Hochstiftsmitgliedern weitere Förderung. Im letzten Winter konnten die Bestrebungen des Ausschusses so weit ausgedehnt werden, daß auch in den Vorstädten Frankfurts, in Bornheim und Bockenheim, besondere Vortragsabende eingerichtet wurden. Freilich werden zur Aufrechterhaltung der dadurch erreichten Wirkungen neue Beiträge notwendig sein: ganz besonders aber wird es von Wichtigkeit werden, in welchem Grade Hochstiftsmitglieder geneigt sind ihre Kräfte dem Ausschuß zur Verfügung zu stellen. Zu diesem Zwecke sind an die Mitglieder der wissenschaftlichen Fachabteilungen Anregungen zur Teilnahme ergangen: auch hier möge nochmals darauf hingewiesen werden, zumal da hier die Mitglieder selbst persönlich eintreten müssen. Im Winter 1895/96 fanden folgende Lehrgänge und Einzel-Vorträge statt:

I. Stadthalle.

1. Herr Dr. Heuer (v. Fr. d. Hochstift): „Bilder aus der Vergangenheit der deutschen Städte", mit Vorzeigung erläuternder Kunstblätter 2c. (3 Vorlesungen).
2. Herr Prof. König (v. Physikal. Verein): „Schall und Licht", mit Experimenten. (3 Vorlesungen).
3. Herr Dr. Kohnstamm aus Königstein: „Das Wasser als Heilfaktor". (3 Vorträge).
4. Herr Dr. J. Tempel: „Die deutsche Heldensage", mit besonderer Berücksichtigung des Nibelungenliedes. (3 Vorträge).
5. Herr Assessor Pohlmann: „Der Arbeitsvertrag nach dem bürgerlichen Gesetzbuche".
6. Herr Dr. Thebesius: „Die Stellung der Frau nach dem bürgerlichen Gesetzbuche".

7. Herr Dr. Thiele: „Das Miethrecht nach dem bürgerlichen Geſetzbuche“.
8. Herr M. v. Flotow: „Die Romantik in der Muſik“, gleichzeitig als erläuternder Vortrag zu der Volksvorſtellung: „Hänſel und Grethel“ von Humperdinck.
9. Herr Dr. Mannheimer: „Schillers Räuber“; ſowie „Shakeſpeares Julius Cäſar“ (erläuternde Vorträge zu den betr. Volksvorſtellungen).

II. Bockenheim.

1. Herr Prof. M. Merz: „Afrika“. (3 Vorträge).
2. Herr Dr. med. Berg: „Aus der Geſchichte der Infektionskrankheiten“.
3. Herr Direktor F. Dörr: „Warum leſen wir?“
4. Herr Oberlehrer Dr. Junker: „Soldatenleben im dreißigjährigen Kriege“.

III. Bornheim.

1. Herr Dr. phil. Hahn: „Deutſche Baukunſt im Mittelalter“. (2 Vorträge).
2. Herr Dr. med. Benario: „Urſache und Weſen der Infektionskrankheiten mit beſonderer Berückſichtigung der Diphterie“.
3. Herr Dr. med. Hanauer: „Wohnungshygiene“.
4. Herr Zivilingenieur D. W. Reutlinger: „Moderne Vorkehrungen gegen Feuersgefahr“.
5. Herr Dr. L. Wurzmann: „Das Mietrecht nach dem bürgerlichen Geſetzbuche“.

C. Erwerbung wiſſenſchaftlicher Werke, Kunſterzeugniſſe und Belehrungsmittel. Die Vermehrung unſerer Spezialbibliothek der klaſſiſchen Litteraturperiode, der Goethebibliothek, hat im vergangenen Jahre ihren regelmäßigen Fortgang genommen. Durch antiquariſche und ſonſtige Ankäufe, durch Geſchenke und Austauſch iſt ein Zuwachs von etwa 1000 Bänden erzielt worden, ſo daß der Beſtand jetzt die Zahl von 11,000 Bänden überſteigt. Unter den Neuerwerbungen iſt beſonders eine Anzahl ſeltener und koſtbarer Goetheana hervorzuheben, zu deren Ankauf ſich dieſes Jahr die nicht häufig wiederkehrende günſtige Gelegenheit

bot. Dadurch ſind die Lücken, die betreffs erſter Ausgaben und ſonſtiger Seltenheiten noch vorhanden waren, ſo ziemlich ausgefüllt, ſodaß unſere Bibliothek auch in dieſer Hinſicht allen Anforderungen entſpricht.

In der Hauptſache wird jedoch nach wie vor die Vermehrung nicht vom Standpunkt des Bücherſammlers und Liebhabers, ſondern im Hinblick auf die Schaffung einer umfaſſenden, Studien- und Gebrauchszwecken dienenden, praktiſch eingerichteten Spezialbibliothek unſerer Klaſſiker und ihrer Zeitgenoſſen betrieben, einer Bibliothek, die Bedürfnis iſt, und die es ſonſt nirgends giebt. Trotz der bisherigen höchſt ungünſtigen Raumverhältniſſe nimmt die Benutzung ſtetig zu: auch von Seiten auswärtiger Gelehrten wird die Bibliothek immer mehr in Anſpruch genommen.

Im Laufe des Winters und des Frühjahrs wird die innere Einrichtung der, den Anforderungen der modernen Bibliotheks-technik in jeder Beziehung entſprechenden, neuerbauten Bibliotheksmagazine und Arbeitszimmer beendet ſein und die Überſiedlung erfolgen. Für die Benutzung iſt dann die bequemſte Gelegenheit geboten.

Die Nähe des Leſeſaals ermöglicht die Lektüre von Werken dort, für eingehendere Studien ſtehen den Benutzern helle Arbeitsplätze in einem Arbeitszimmer neben dem Magazin zur Verfügung.

An die Überſiedlung wird ſich die umfaſſende Arbeit einer Neueinteilung, Zerlegung der Gruppen und Umſignierung knüpfen müſſen, da der urſprüngliche, für eine kleine Bücherſammlung bemeſſene Rahmen längſt zu eng geworden iſt.

Auch die Handſchriften, Porträte, Kupferſtiche ꝛc., für die bis jetzt ſowohl Räume als geeignete Schränke fehlten, werden dann in beſondern, durch Oberlicht erhellten Nebenräumen ſachgemäße Unterbringung und Anordnung finden.

Da das neue Gebäude durchaus feuerſicher ausgeführt iſt und Raum für ca. 50000 Bände bietet, ſo entſpricht es vollſtändig allen Wünſchen, die das Hochſtift für ſeine Bibliothek jetzt hegen kann.

D. Anſchaffung und Auflegung von Zeitſchriften.

Dem neuen Leſeſaale, der jetzt durch Einführung der Zentralheizung auch im Winter einen höchſt behaglichen Aufenthalt bietet, iſt auch

im verflossenen Geschäftsjahre besondere Sorgfalt gewidmet worden. Außer den Zeitschriften, die jetzt in der Gesamtzahl von 145 aufliegen — davon aus dem Gebiete der Bibliographie 11, der Geschichte und ihrer Hilfswissenschaften 23, der Philosophie und Pädagogik 3, der Litteraturgeschichte 8, der Sprachwissenschaft 11, der Kunstwissenschaft und Archäologie 13, der Mathematik und Naturwissenschaft 13, der Geographie 4, der Heilkunde 2, der Jurisprudenz 9, der Volkswirtschaft 14, der Technik 5, — steht jetzt auch eine kleine Handbibliothek zur Verfügung der Leser. Sie enthält besonders das neueste Konversationslexikon und die allgemeine deutsche Biographie, sowie litterarische und Staatshandbücher, Atlanten und kleinere Hilfsbücher von allgemeinerem Interesse. Ihre Vermehrung wird, soweit es der Platz erlaubt, fortgesetzt werden.

E. Gesamtsitzungen mit Vorträgen. Es fanden die zwei von den Satzungen (Satz 7) vorgeschriebenen Feiern statt: Schillers Geburtstag wurde durch einen Vortrag von Herrn Dr. Max Friedländer aus Berlin begangen, der über „Schillers Gedichte in der Musik" sprach (vgl. Berichte Bd. XII, S. 19*—36*), Goethes Geburtstag durch einen Vortrag von Herrn Professor Max Koch aus Breslau über „Goethe als religiöser Epiker": dieser Vortrag kommt in Band XIII, S. 1*—31* zum Abdruck. Bei der Goethefeier wirkte nach alter guter Gewohnheit der Sängerchor des Lehrervereins in hervorragender Weise mit, indem er die Feier durch stimmungsvollen Gesang in der ihm eigenen meisterhaften Weise ein- und ausleitete.

Eine dem Hochstift besonders nahe gehende, man möchte sagen persönliche Feier fand an Schillers Geburtstag, der zugleich der Geburtstag des Hochstiftes ist, durch Übergabe der Mamorausführung der Müllerbüste statt: es ist damit der langgehegte Wunsch der Verwaltung und der Hochstiftsmitglieder erfüllt, die ihrem Danke gegen den Stifter des Hochstiftsvermögens einen würdigen Ausdruck zu verleihen sich immer mehr gedrängt sahen, je kräftiger die Wirkung der Stiftung Dr. Adolf Müllers in der Thätigkeit des durch ihn neugegründeten Hochstiftes hervortrat. Schon 1888 hatte das Hochstift das Modell der Büste durch Herrn Bildhauer Karl Rumpf

ausführen lassen und einen Gipsabguß aufgestellt. Jetzt endlich konnte die Büste in edlem und dauerhafterem Materiale zur Ausführung gelangen. Von des Künstlers Meisterhand geschaffen, bildet sie jetzt zugleich einen hervorragenden Schmuck unseres neuen Lesezimmers. Eine Schilderung der Übergabe findet sich in dem Berichte Bd. XII, S. 195 f: ihr ist eine gute photographische Nachbildung der schönen Büste beigegeben.

F. Die „Berichte" haben die ihnen gestellte Aufgabe, „über die geistige Wirksamkeit der Anstalt und die Thätigkeit der Mitglieder, sowie über Anschaffungen, Geschenke und Ähnliches" die Mitglieder in Kenntnis zu setzen, in gewohnter Weise erfüllt, wie der fertig vorliegende Band 1896 nachweist. Das die Benutzung des Bandes wesentlich erleichternde ausführliche Register wird Herrn Dr. Heuer verdankt. Auch für diesen Band wie für alle früheren ist eine Einbanddecke hergestellt worden, die durch die Kanzlei für jeden Jahrgang zu Mk. 0,50 bezogen werden kann.

G. Die Pflege wechselseitiger Beziehungen zu anderen verwandte Zwecke verfolgenden Vereinen erfährt ununterbrochen guten Fortgang. Ein erfreulicher Anlaß die mit Weimar gepflegten freundschaftlichen Beziehungen zu bethätigen war die Einweihung des neuen Goethe- und Schiller-Archives in Weimar. Durch die hochherzige Besitzerin dieses Archives, Frau Großherzogin Sophie von Sachsen, ist der stattliche Bau zu stande gekommen, der in beherrschender Stellung über Weimar steht und zu dem alles hinanstrebt, was sich als Ergebnis der klassischen Zeit und ihrer Nachfolger in die Schriftzüge gerettet hat: so heißt das Archiv nach den beiden größten Dichtern Deutschlands — sie sind aber nur die Führer hier wie auch sonst: eine Fülle von Schätzen birgt bereits das vornehme Haus, und die Hoffnung, daß die Sammlung eine immer reicher sich gestaltende Zentralstätte deutschen Geisteslebens wird, ist eine wohlbegründete. Nicht zum geringsten Teil kommt das Verdienst dem Direktor des Archives, Herrn Geheimen Hofrat Dr. B. Suphan zu, der seit Jahren ebenso unablässig thätig für die Verwirklichung des schönen Baues wie des Zuwachses der Sammlungen ist. Es war für den Vertreter des Hochstiftes eine

beſondere Freude, daß die Vertreter der ſtädtiſchen Behörden, Herr Oberbürgermeiſter Adickes und der Vorſitzende der Stadtverordneten Herr Juſtizrat Dr. Humſer, der an ſie ergangenen Einladung, an der Einweihung des Archives teilzunehmen, Folge geleiſtet hatten: ſo war Frankfurt zugleich als ſtädtiſche Gemeinde vertreten und nahm unter den Geladenen einen hervorragenden Platz ein, dem ſich anſchließen zu können für das Hochſtift beſonders erfreulich war: offenbarte ſich dadurch doch auch für die Auswärtigen, was das Hochſtift längſt weiß und ſtets dankbar anerkennt, daß es bei der Bürgerſchaft und ihren Behörden einen ſichern Halt hat und in ihrem Schutze wohlgeborgen iſt.

In dieſem Bewußtſein darf der AGA freudig in die Zukunft ſehen und hoffen, daß ſeine Thätigkeit auch weiterhin eine für die Allgemeinheit förderliche ſein werde.

Der Akademiſche Geſamt-Ausſchuß.

V. Bericht der Goethehaus-Kommission an die Hauptversammlung über ihre Thätigkeit während des Verwaltungsjahres 1895/96.

Die Kommission hielt in diesem Jahre eine größere Anzahl von Sitzungen ab, denen sich vielfache Besprechungen und Besichtigungen im Historischen Museum und im Goethehause anschlossen.

Die Aufgabe des Jahres war im wesentlichen eine dreifache.

Es galt die Einrichtung der bereits zur Verfügung stehenden Zimmer weiterzuführen, sodann die Ausstattung der übrigen, durch den Neubau eines Museums- und Bibliotheksgebäudes freiwerdenden Räume vorzubereiten und endlich den passenden und stilgemäßen Anschluß dieses Baues an das Goethehaus durchzuführen.

Für die Ausstattung der Zimmer im Goethehause kam in erster Linie die Wiederherstellung der alten Wachstuchtapeten in Betracht, mit denen der Herr Rat sie in den Jahren 1756 und 57 ausgeschmückt hatte. Über die vorbereitenden Schritte in dieser Angelegenheit wurde bereits im Vorjahre berichtet. Die Ausführung des Karl-Augustzimmers im ersten Stock ist jetzt nahezu beendigt. Die von Herrn Maler Grätz ganz in der alten Technik gemalte Tapete zeigt „Blumen-Poquetgen auf weißem Grundt" genau der Originalrechnung Benjamin Nothnagels vom 24. Januar 1757 entsprechend. Als Vorlage dienten Reste alter Nothnagelscher Wachstuchtapeten, die das hiesige Historische Museum bewahrt. Allem Anschein nach sind dies die einzigen aus jener Zeit und Fabrik erhaltenen.

Von den angekauften Ausstattungsstücken ist besonders ein höchst charakteristischer Rokokoservierschrank und ein Eckschränkchen für das Speisezimmer hervorzuheben.

Für die Herstellung und Ausstattung der freiwerdenden Räume im Parterre und im ersten Stock wurde ein sorgfältiger Plan ausgearbeitet, dessen Durchführung den nächsten Jahren vorbehalten bleibt.

Die Errichtung des Neubaues hinter dem Seitenflügel des Goethehauses bot der Kommission Gelegenheit, die Feuersicherheit des Goethehauses wesentlich zu erhöhen.

Sobald der Neubau bezogen sein wird, hört im Goethehause ja jedes Brennen von Licht, außer im Kassen- und Führerzimmer und im Flur des massiv gebauten Erdgeschosses auf. Bei der Anlage der elektrischen Beleuchtung des Bibliotheksbaues ist nun Vorsorge getroffen, daß die noch notwendige Beleuchtung im Goethehause jederzeit ebenfalls elektrisch eingerichtet werden kann.

Die Hauptgefahr aber für die Feuersicherheit des Hauses bildete die Heizung und die fortdauernde Benutzung der schwachwandigen, durch den Fachwerkbau führenden Rauchfänge, die bisher nur durch fortgesetzte Reparaturen benutzbar erhalten werden konnten.

Vollständig auf eine Heizung zu verzichten, war aber in Rücksicht auf Kassenraum und Führerzimmer, wie auf die schädlichen Einflüsse einer völligen Durchkältung des Hauses für Gebäude und Inhalt nicht möglich.

Eine glückliche Lösung bot sich nun durch das Entgegenkommen der Baukommission und der Bauleitung des Neubaues. Die Wünsche der Goethehauskommission waren hauptsächlich maßgebend für die Anlegung einer Zentralheizung in dem Keller des neuen Gebäudes. Von dieser wurden die Rohre durch den Keller des Goethehauses geführt und so dieses, ohne daß es dem Auge bemerkbar wäre, mit genügender Erwärmung versehen. Die Heizkörper selbst sind in den Vorkaminen des Treppenhauses vollständig verdeckt angebracht.

In Zukunft wird also kein Rauchfang des Goethehauses mehr benutzt werden, jede Art der Feuerung hört daselbst auf.

Die Kommission glaubte durch die Rücksicht auf die einmaligen, allerdings nicht unbedeutenden Kosten der Anlage sich nicht abschrecken lassen zu dürfen, da es die Sicherung des ihrer Obhut anvertrauten unersetzlichen Dichterhauses vor einer unablässig drohenden Gefahr galt.

Eine weitere Frage war die Art der Verbindung des Goethehauſes mit dem neuen Muſeum und der Bibliothek. Eine Durchbrechung der Hofmauer war nicht zu vermeiden.

Modernen Charakter durfte dieſer Durchbruch aber auf keinen Fall tragen. Es iſt nun gelungen, dieſen nicht nur zu vermeiden, ſondern den Durchgang noch in beſondere Beziehung zur Familie Goethe zu bringen.

Den am Hauſe fehlenden Garten erſetzte dem Herrn Rat der Weinberg und Garten vor dem Friedberger Thor (früher Haideweg, jetzt Gaußſtr. 20).

Als einzige Erinnerung an die Zeiten des Goethiſchen Beſitzes hatte ſich dort das Gartenthor erhalten, deſſen Deckſtein noch die eingemeißelte Bezeichnung „17 F. G. 25“ vom Großvater des Dichters, dem Schneidermeiſter Friederich Goethe zeigt (vgl. Reiffenſtein, Bilder zu Dichtung und Wahrheit 2. Aufl.). Durch die Güte der Verwaltung des Bethanienvereins, des jetzigen Beſitzers des Grundſtücks, wurde es ermöglicht, dieſe ſteinerne Umfaſſung unſerem Durchgang einzufügen.

Ein ſchönes eiſernes Rokokogitterthor, das Herr Camillo Bolongaro ſtiftete, vervollſtändigt den einheitlichen Charakter des Ganzen.

Für den bisher ſtets etwas feuchten und dumpfigen Hof iſt dadurch zugleich der Vorteil einer kräftigeren Luftzufuhr gewonnen.

An dieſe Arbeiten reihte ſich der Verputz der großen nachbarlichen Brandmauer, ſowie eine gründliche Reparatur des Hofes und der Wetterſeite, deren Durchführung jedoch in die nächſte Berichtsperiode fällt.

Eine weitere Ausdehnung erfährt die Thätigkeit der Kommiſſion durch die Schaffung des neuen Goethemuſeums, das das Erdgeſchoß des Neubaues einnimmt.

Das angeſtrebte Ziel, die Zimmer des Dichterhauſes von allem Muſeumsartigen zu befreien, das ſich im vorigen Jahrhundert nicht darin befand, und doch den Beſuchern auch in Bild und Handſchrift und Erinnerungsgegenſtänden den Dichterjüngling und die ihn umgebende Welt wieder lebendig werden zu laſſen, wird durch das Muſeum verwirklicht.

Es ist vorzugsweise dem jungen, dem Frankfurter Goethe geweiht. Demgemäß ist es auch ganz im Rokokostil gehalten, dem die ganze Ausstattung und Gruppierung sich einfügen wird, so dem Beschauer auch einen künstlerisch harmonischen Anblick bietend.

Von den Ankäufen für unsere Sammlungen ist besonders der Erwerb eines bisher unbekannten Originalbildnisses von Goethe hervorzuheben. Die von Lips 1779 angefertigte, aus Lavaters Porträtsammlung stammende Tuschzeichnung ist unter den litterarischen Mitteilungen dieses Heftes näher beschrieben (s. S. 73 ff.)

In dem Bestreben an dieser würdig bereiteten Stätte die Erinnerungen an Frankfurts größten Sohn, die ihn mit seiner Vaterstadt verknüpfen, zu vereinigen, sind wir auf die werkthätige Unterstützung unserer Mitbürger angewiesen. Von ihrer Anhänglichkeit an die Heimat, von ihrem oft bewiesenen Sinn für Wissenschaft und Kunst hoffen wir das kräftige Gedeihen des schönen Unternehmens, das Frankfurt zur Zierde zu gereichen und für die ganze gebildete Welt einen Anziehungspunkt zu bilden bestimmt ist. Daß auch außerhalb Frankfurts dem Frankfurter Goethemuseum ein warmes Interesse entgegengebracht wird, beweist die hochherzige Schenkung, die ihm von Seiten des Herrn Dr. M. Schubart, des bekannten Münchener Kunstfreundes, in Aussicht gestellt ist.

Herr Dr. Schubart, der Wiederauffinder der lange Zeit verschollenen für den Königslieutenant im Goethehause gemalten Bilder (vgl. das soeben erscheinende Werk: François de Théas comte de Thorane v. M. Schubart), hat sich bereit erklärt die von ihm vor längerer Zeit für eine hohe Summe von den Erben Thorancs erworbenen Gemälde, die, nach den Angaben des jungen Goethe entworfen, die Geschichte Josephs in Egypten darstellen, unserm Museum zu stiften.

Mit den bereits früher (vergl. Bericht des Vorjahres) geschenkten beiden wertvollen Bildern (dem Porträt des Königslieutenants und der schönen Schützischen Landschaft) werden diese unter der persönlichsten Anteilnahme des jugendlichen Goethe in seinem Vaterhause entstandenen Kunstwerke für alle Zeiten eine der schönsten Zierden des Museums bilden.

Diese Stiftung ist mit um so lebhafterem Danke zu begrüßen, als alle Versuche von den Erben Thorancs einige der noch in

ihrem Beſitz befindlichen Königslieutenantbilder (vgl. Katalog der Goetheausſtellung 1895) zu erwerben, nach $1^1/_2$ jährigem Verhandeln an den alles Maß überſteigenden Preisforderungen endgiltig geſcheitert ſind.

Unſer Dank gebührt ferner den Damen:

Frl. Bagge für die vorzüglich ausgeführte Kopie des Aquarells von Senator Uſener: das Goethehaus von der Hofſeite;

Frl. B. und C. Blum für eine Haarlocke Herders;

Frau Eyſſen-Du-Bois für die Guitarre und eine Taſche Mariannens von Willemer.

Herr Alexander Meyer Cohn, Berlin, ſchenkte einige wertvolle Autographen.

Dem verſtorbenen Vorſitzenden unſeres VA, Herrn Geheimen Juſtizrat Dr. Fr. Leykauff, verdanken wir zwei Frankfurter Privaturkunden mit Unterſchrift der Frau Rat.

Die Kommiſſion für Kunſt und Altertum hat unſere Beſtrebungen wiederum in dankenswerteſter Weiſe durch Überlaſſung eines ſchmiedeeiſernen Rokoko-Balkongeländers unterſtützt, das den Balkon des Muſeumsbaues ziert.

Aus dem Freiherr von Bethmannſchen Hauſe in der Buchgaſſe wurden uns zwei eiſerne Öfen des vorigen Jahrhunderts überwieſen.

Für die Bibliothek des Herrn Rat ſtiftete Herr Hofrat Dr. E. Peſchel, Direktor des Körnermuſeums zu Dresden, ein ſchönes Exemplar von Peter Bayles Wörterbuch, 1741—44. 4 Bde.

Allen Spendern ſei hier der herzlichſte Dank des Hochſtiftes ausgeſprochen, das ja nur durch derartige opferwillige Unterſtützung imſtande iſt die Aufgabe zu erfüllen, dem Frankfurter Goethe, dem Dichter des Götz und des Werther, eine würdige Erinnerungsſtätte zu ſchaffen, die Zeugnis ablegen ſoll von dem innigen Zuſammenhange, in dem die Namen Goethe und Frankfurt ſtehen.

Wenn wir im nächſten Jahre der Hauptverſammlung über die Eröffnung des Muſeums berichten dürfen, hoffen wir, wiederum für neue Zuwendungen unſern Dank ausſprechen zu können.

VI. Einsendungen.

Vom 1. Mai bis 30. September 1896 wurden nachstehende Schriften unserer Bibliothek eingesendet. Allen Herren Einsendern sei an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen.

Die mit † bezeichneten Schriften werden im Austausche gegen die Hochstiftsberichte geliefert, die mit * bezeichneten sind Geschenke; ist der Geber nicht besonders angeführt, so ist es der Verfasser, beziehungsweise Verein, Hochschule u. s. w.

Geschichte.

†Zeitschrift des Vereins für Hennebergische Geschichte und Landeskunde in Schmalkalden. Heft 13. Die Stadtkirche in Schmalkalden. 1896.

†Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathenvereins. 16. Jahrgang. 1896. Mit 11 Abbildungen im Text und 4 Heliogravüren als Beilage. Hermannstadt 1896.

†Mitteilungen des Geschichts- und Alterthumsvereins zu Leisnig. Heft 10. 1896.

†Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Jahrgang 34. 1896.

†Neuburger Kollektaneenblätter. 28. Jahrgang. 1894.

*Die Stadtbibliothek in Frankfurt a. M. Im Auftrage der städtischen Behörden aus Anlaß der Vollendung des Erweiterungsbaues herausgegeben von Dr. Fr. Cl. Ebrard, Stadtbibliothekar. Mit 29 Tafeln und 22 Textabbildungen. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer. 1896.

*Schaible, K. H., Siebenunddreißig Jahre aus dem Leben eines Exilierten. Ein flüchtiges Lebensbild. (Privat und für Freunde gedruckt). Stuttgart und London. 1895.

*Beckh-Widmanstetter, L. v. Rechtskämpfe seit Beginn des Jahrhunderts ꝛc. Budapest.

*Hanschmann, A. B. Vom fürstlichen Hofe und aus der Gesellschaft. Erinnerungsblätter an Waldenburg. 1896.

Litteratur.

*Sechs ungedruckte Aufsätze über das klassische Altertum von Wilhelm v. Humboldt. Herausgegeben von Alb. Leitzmann. Leipzig, G. J. Göschen. 1896. Deutsche Litteraturdenkmale. N. F. Nr. 8/12.

*Schwartz, E. Fünf Vorträge über den Griechischen Roman. Berlin, Gg. Reimer. 1896.

*Haehnel, K. Die Behandlung von Goethes „Faust" in den oberen Klassen höherer Schulen. 2. Aufl. Gera, Th. Hofmann. 1896.

*Koch, M. Ludwig Tiecks Stellung zu Shakespeare. S.-A. a. d. Jb. d. Dtsch. Shakespeare-Gesellschaft. Bd. XXXII.

*Das Waltharilied. Übersetzt und erläutert von H. Althof. Leipzig, G. J. Göschen.

*Briefe von M. v. Schwind an E. v. Bauernfeld. Mitgeteilt von H. Holland. S.-A. a. d. Jb. d. Grillparzer-Gesellschaft. 1896.

*Briefe von M. v. Schwind an L. Schaller. Bearbeitet von H. Holland. S.-A. a. Biogr. Blätter. 1896.

*Keidel, G. C. Romances and other Studies. Nr. 2. A Manual of Aesopic Fable Literature. Fasc. 1. Baltimore 1896.

*Heller, A. Katalog der Elischerschen Goethe-Sammlung. Budapest 1896.

*Hanschmann, A. B. Der Traum der Marquise. 3. Aufl. 1896.

*Collin, J. Goethes Faust in seiner ältesten Gestalt. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1896.

*Neudecker, Gg. Die innere Komposition in Goethes epischer Dichtung Hermann und Dorothea. Würzburg. 1896.

*Landmann, K. Goethe im Lichte der Gegenwart, I. u. II. S.-A. a. d. Paedagog. Archiv. 1896.

*Suphan, B. Ansprache bei der Einweihung des Goethe- und Schiller-Archivs, den 28. Juni 1896. Als Manuskript in 100 Exemplaren gedruckt. Weimar 1896.

*Walhallas Genossen, geschildert durch König Ludwig I. v. Bayern, den Gründer Walhallas. München. 1842. Geschenk des Herrn Dr. E. Benkard, hier.

*Biedermann, W. v. Theaterzettel für Goethes Natürliche Tochter. W. B. d. Leipz. Ztg. 1896 Nr. 97.

*Landmann, K. L. Ring und Schlüssel. Eine Phantasmagorie und ein Wirklichkeitsbild. Die Redenden Künste, 1895/96 Hft. 44.

*Bottermann, W. Die Beziehungen des Dramatikers Achim von Arnim zur altdeutschen Litteratur. Götting. Diss. 1895.

*Kern, R. Beiträge zu einer Charakteriſtik des Dichters Tiedge. Götting. Diſſ. 1895.

*Erdmannsdörffer, P. Kleine Beiträge zur Goethe-Biographie. 1. Goethe in Heidelberg und die Familie Delph. 2. Goethe und Gagern 1794. S.-A. a. Neue Heidelb. Jahrbb. 1896.

Kunſt.

*Valentin, V. Frankfurter Maler im Goethehauſe zu Frankfurt. S.-A. a. d. Goethe-Jahrb. 1896.

Sprachwiſſenſchaft.

*Thorkelsson, J. Beyging Sterkra Sagnorda 1. Islenski Sjötta u. Sjöunda Hefti. Reykjavik 1893.

* — Supplement til Islandske Ordboger. Predje Samling. Heft 12/13. Reykjavik 1896.

Volkswirtſchaft.

*Jahrbuch der Gehe-Stiftung in Dresden. Bd. 1. Dresden, v. Zahn & Jaenſch. 1896.

*Die Verhältniſſe der in der Metallinduſtrie Braunſchweigs beſchäftigten Arbeiter i. J. 1895.

Pädagogik.

*Hanſchmann, V. Pädagogiſche Strömungen an der Wende des Jahrhunderts im Gebiete der Volksſchule. Eine Würdigung Peſtalozzis, Fröbels, Zillers. Feſtſchrift. 1896. Leipzig, Wunderlich.

Heilkunde.

*Gaffky, Gg. Die experimentale Hygiene im Dienſte der öffentlichen Geſundheitspflege. Akad. Feſtrede. Gießen. 1895.

Programme etc. von Hochſchulen, Inſtituten und Vereinen.

*Univerſitäten. Göttingen. Chronik für 1895/96. Ad praemiorum publicam renuntiationem Analecta Plantina scripsit Frid. Leo.

* — Jena. Perſonalverzeichnis S.-S. 1896.

* — — Vorleſungsverzeichnis W.-S. 1896/97.

* — Heidelberg. Vorleſungsverzeichnis W.-S. 1896/97.

* — Leipzig. Perſonalverzeichnis S.-S. 1896.

* — — Vorleſungsverzeichnis W.-S. 1896/97.

*Universitäten. Freiburg. Personalverzeichnis S.-S. 1896.
* — — Vorlesungsverzeichnis W.-S. 1896/97.
* — Gießen. Personalverzeichnis W.-S. 1895/96 u. S.-S. 1896.
* — — Vorlesungsverzeichnis S.-S. 1896 u. W.-S. 1896/97.
* — Tübingen. Vorlesungsverzeichnis W.-S. 1896/97.
* — Innsbruck. Vorlesungsverzeichnis W.-S. 1896/97.
* — Prag. Vorlesungsverzeichnis W.-S. 1896/97.

*Technische Hochschule Braunschweig. Programm für das Studienjahr 1896/97.

†Memoirs of the National Academy of Sciences. Vol. 7. Washington 1895.

*Bericht über die Verwaltung der Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M., erstattet von Fr. Cl. Ebrard. Jg. 11. 1895.

*Jahresbericht des Frankfurter Vereins für Geographie und Statistik. Jg. 57/59, 1892/95. Hg. v. Fr. Cl. Ebrard. 1896.

*Frankfurter Turngemeinde. Bericht 1895/96.

*Taunus-Club Frankfurt a. M. Jahresbericht f. 1895.

*Handelskammer zu Frankfurt a. M. Jahresbericht 1895.

*Dr. Hoch'sches Conservatorium zu Frankfurt a. M. 18. Jahresbericht. 1896.

†Verein für Naturkunde zu Kassel. Abhandlungen und Bericht über 1895/96.

*Mitteldeutscher Kunstgewerbeverein. Jahresbericht für 1895.

*Sängerchor des Lehrervereins zu Frankfurt a. M. Jahresbericht über 1895/96, bearbeitet v. Jul. Bautz.

†Naturforschende Gesellschaft in Emden. 80. Jahresbericht für 1894/95.

*Wissenschaftlicher Centralverein. Humboldt-Akademie. Skizze ihrer Thätigkeit u. Entwicklung 1878-1896 v. M. Hirsch.

*Concordia. Verein deutscher Schriftsteller u. Künstler in Böhmen. Jahresbericht 1896.

VII. Veränderungen im Mitgliederbestande

in der Zeit vom 1. Mai bis 30. September 1896.

A. Neu eingetreten:

(Beitrag, wenn nicht besonders bemerkt, Mk. 8.—, bei Auswärtigen Mk. 6.— Mehrbeträge werden dankend besonders verzeichnet.)

1. Hermann Dechent, Dr. ph. Pfarrer, hier.
2. George Moritz Wahl, Dr. ph. Professor der deutschen Sprache und Litteratur am Williams College, Williamstown, Massachusetts, Verein. Staaten von Amerika.

B. Gestorben:

1. Henry Boullenot, Privatier, hier.
2. Joh. Peter Derivaux, Buchhändler, hier.
3. Rudolf Müller, Realschullehrer, hier.
4. Robert Riedel, Musiklehrer, hier.

24 Mitglieder haben ihren Austritt erklärt.

II. Berichte aus den Akademiſchen Fachabteilungen.

1.

Abteilung für Geſchichte (G).

Dieſer Abteilung wurden in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis zum 31. Dezember 1896 auf ihren Antrag als Mitglieder zugewieſen

mit Wahlrecht:

Herr Pfarrer Dr. phil. Dechent, hier;

ohne Wahlrecht:

Herr Dr. phil. E. Prigge, hier.

Die im Oktober vorgenommene Neuwahl des Vorſtandes ergab Herrn Dr. R. Schwemer als erſten und Herrn Dr. O. Liermann als zweiten Vorſitzenden.

In dieſer Abteilung ſprach am

26. November 1896 Herr Prof. Dr. Oelsner über „den Namen des heiligen Bonifatius".

* * *

Der eingeſandte Bericht lautet:

Der Name des heiligen Bonifatius von Herrn Profeſſor Dr. Oelsner.

Eine jüngſt erſchienene Abhandlung des Profeſſors der katholiſch-theologiſchen Fakultät zu Breslau, Dr. A. J. Nürn-

berger,[1]) veranlaßte den Vortragenden, im Anſchluß an die vorjährige Lektüre der Bonifatius-Briefe, die Streitfrage über den Namen des Apoſtels der Deutſchen einer näheren Beſprechung zu unterziehen. Denn wie von Bonifatius ſelbſt im vollſten Sinne das Wort gilt, daß, von der Parteien Gunſt und Haß verwirrt, ſein Charakterbild in der Geſchichte ſchwanke, ſo bildet auch ſchon ſein Name den Gegenſtand einer alten Kontroverſe, und indem Nürnberger es unternahm, uns in eingehender Darſtellung alle Wortführer und ihre verſchiedenartigen Anſichten vorzuführen, ſtand zu erwarten, daß er durch ſein eignes Votum den Streit zum Abſchluß bringen würde. Dies iſt ihm jedoch wohl kaum gelungen. So dankenswert auch ſein Eifer in der Zuſammenſtellung des Materials und ſo zutreffend oft die Widerlegung unhaltbarer Aufſtellungen anderer iſt, ſo kommt ſeine faſt hundert Seiten lange, keineswegs ſehr klar geordnete Auseinanderſetzung doch ſchließlich nur auf eine Hypotheſe hinaus, gegen welche ſich zweifellos Beſtimmteres und beſſer Beglaubigtes geltend machen läßt.

Der berühmte Bekehrer und kirchliche Organiſator hatte bekanntlich zwei Namen: Vynfreth und Bonifatius. Erſteren, darüber beſteht keine Meinungsverſchiedenheit, erhielt er in ſeiner angelſächſiſchen Heimat: es war ſein Taufname. Unter dieſer Bezeichnung war er in den kirchlichen Kreiſen Englands, denen er von ſeiner Kindheit an bis in ſein vierzigſtes Lebensjahr angehörte, allgemein bekannt. So hieß er noch 717, als man ihn zum Abte des angelſächſiſchen Kloſters Ruthscelle machen wollte; illo dicitur in tempore Wynfrith, ſagt ſein Biograph Willibald. In zwei Briefen, die er während ſeines erſten Aufenthaltes auf dem Feſtlande nach Britannien richtete, nennt er ſich ſelbſt nur Vynfreth (Epist. 9 und 10, bei Jaffé & Dümmler). Ein Empfehlungsſchreiben des Biſchofs Daniel von Wincheſter bezeichnet ihn als religiosum presbyterum Deique famulum Wynfrithum (ep. 11); in einem aus gleicher Zeit erhaltenen Briefe wendet ſich ſeine Schülerin Egburg an ihn als ihren abbas sanctus verusque

[1]) Die Namen Vynfreth-Bonifatius, ein hiſtoriſch-kritiſches Referat, Breslau 1896.

amicus Wynfridus (ep. 13). In ſpäteren, teils eigenen, teils fremden Briefen, die aber ſämtlich der angelſächſiſchen Korreſpondenz angehören, heißt er dann Wynfridus cognomento Bonifatius, auch Bonifatius sive Wynfrithus, Bonifatius qui et Wynfrethus, ſo noch als Presbyter in epist. 14. 16 (D. 15), aber auch als Biſchof in ep. 31 (34) und 86 (94), als Erzbiſchof und germaniſcher Legat in ep. 39 (46), 101 (47), 103 (105). Bezeichnender Weiſe kehrt der vaterländiſche Name auch in ſpäteren Jahren beſonders da wieder wo ein wärmerer, heimatlicher Ton angeſchlagen wird, z. B. wo Bonifatius die Adreſſaten bittet, der alten Freundſchaft, die ſie in der Jugend mit ihm geſchloſſen, im Alter nicht zu vergeſſen (ep. 31. 86), oder wo er zu ſämtlichen Geiſtlichen de stirpe et prosapia Anglorum als ejusdem generis vernaculus redet (ep. 39). Im Verkehr mit den Päpſten dagegen, ſowie in ſeiner ganzen fränkiſchen Wirkſamkeit kommt allein der Name Bonifatius vor, und dieſer überwiegt ſchon früh, gleichſam als der amtliche Name im Gegenſatze zum vertraulichen, auch im Briefwechſel mit ſeinen angelſächſiſchen Landsleuten, in welchem es ſich ja ebenfalls meiſt um kirchliche, nicht um perſönliche Angelegenheiten handelt.

Daß dieſer Name nun erſt in ſpäteren Jahren zu dem urſprünglichen hinzugekommen iſt, auch darüber herrſcht kein Zweifel; die Frage iſt nur, wann das geſchehen. Denn hierin gehen die beiden Hauptquellen für die Lebensgeſchichte unſeres Helden auseinander: der Mainzer Presbyter Willibald, ſein Biograph, und die Bonifaziſchen Briefe.

Willibald, der als jüngerer Zeitgenoſſe des Bonifatius betrachtet werden kann, der von deſſen Mitarbeitern, den von ihm eingeſetzten Biſchöfen von Mainz und Würzburg, Lul und Megingoz, den Auftrag zu ſeiner litterariſchen Arbeit empfangen und ſie ihnen vor der endgiltigen Redaktion zur Prüfung vorgelegt, ſeine Nachrichten von Perſonen aus dem täglichen Umgange des Bonifatius, ja, wie er einmal hervorhebt, auch von Biſchof Lul ſelbſt erhalten hat, demnach eine Quelle erſten Ranges, giebt den Zeitpunkt ſehr genau an. Er ſagt ausdrücklich (Jaffé, Monum. Moguntina p. 451), der Apoſtel habe während ſeines zweiten Aufenthaltes in Rom, am 30. November 722, vom Papſte ſowohl die biſchöfliche Ordination

als auch den Namen Bonifatius empfangen: jam sacer sedis apostolicae pontifex episcopatus sibi et nominis, quod est Bonifatius, inposuit dignitatem.

Dieſer Angabe aber ſtehen die zum Teil ſchon angeführten Briefe von und an Bonifatius aus der Zeit ſeines Presbyterats entgegen. Vor allem die Zuſchrift desſelben Papſtes vom Jahre 719, durch welche er dem Bonifatius als Prieſter, bei deſſen erſtem Aufenthalt in Rom, die Heidenbekehrung aufträgt, und deren Inſkription lautet: Gregorius servus servorum Dei Bonifatio relegioso presbitero (epist. 12). Danach iſt es unmöglich, daß der Papſt ihm erſt 722, als er ihn zum Biſchof machte, den Namen erteilt habe. Ebenſo ſind zwei angelſächſiſche Briefe, ep. 14 und 16 (15), der eine an Wynfrithus cognomento Bonifatius presbiteratus privilegio preditus, der andere an Bonifatius sive Wynfrithus dignissimus Dei presbiter gerichtet. Das päpſtliche Schreiben trägt das genau beſtimmte Datum des 15. Mai 719.

Dieſer ſchon früh bemerkte Widerſpruch, daß Willibald die Namengebung erſt auf den 30. November 722 verlegt und in den Briefen der Name uns ſchon 719 begegnet, wurde von den meiſten Kritikern zu Ungunſten Willibalds gelöſt; und gewiß mit Recht. Der Biograph ſchöpfte ſeine Notiz offenbar nicht aus einer ihm vorliegenden ſchriftlichen Urkunde, ſondern, wie die meiſten ſeiner Angaben, aus mündlichen Mitteilungen der Zeitgenoſſen. Wie leicht konnte ſich da, nach vielleicht anderthalb Menſchenaltern, 1—2 Jahrzehnte nach des Bonifatius Tode, bei den greisgewordenen Gewährsmännern ein Gedächtnisfehler einſchleichen, ſodaß ſie die erſte und die zweite Anweſenheit in Rom, die Jahre 719 und 722 mit einander verwechſelten.

Anders Nürnberger. Er möchte die Richtigkeit der Willibaldiſchen Angabe retten, und da er die Briefe nicht beſeitigen kann, ſtellt er die Vermutung auf, der Apoſtel habe ſchon in England den Beinamen Bonifatius geführt; der Papſt habe gleich anfangs dieſe Benennung ſich angeeignet; die Rezeption des Beinamens durch den Papſt aber ſei ſicherlich der erſte Schritt zur ſpäteren Namensverleihung geweſen (S. 87). „Durch die Verknüpfung mit der Biſchofsweihe bekam der bisherige Zuname eine höhere Sanktion,

einen offiziellen Charakter, den er vorher nicht hatte, und in dieſem Sinne konnte Willibald, der die Exiſtenz des Beinamens nicht erwähnt hatte, wohl ſagen: episcopatus sibi et nominis inposuit dignitatem“ (S. 91).

Zur Stütze ſeiner Hypotheſe ſucht Nürnberger aus Bedas Werken den Nachweis zu führen, daß in den engliſchen Klöſtern die Kognomination ganz gebräuchlich geweſen ſei. Er zitiert den Mönch Aeddi cognomento Stephanus, den Abt Biscop cognomento Benedictus, den Mönch Huetberht, cui amor studiumque pietatis jam olim Eusebii cognomen indidit, endlich den Biſchof Berctgils cognomine Bonifatius: alles in allem doch nur vier Belege, der großen Mehrheit von Geiſtlichen gegenüber, bei denen ſich neben ihren echt angelſächſiſchen Namen keinerlei griechiſch-lateiniſche Beinamen finden. Von jenen vier Beiſpielen aber iſt gerade der Fall Huetberht-Euſebius, den Nürnberger als beſonders bezeichnend wiederholt zur Vergleichung heranzieht, dem Falle Vynfreth-Bonifatius am wenigſten vergleichbar. Huetberht wird ſchon in jugendlichem Alter wegen ſeiner Frömmigkeit — nur hier wird einmal ein Grund angegeben — von ſeinen Kloſterbrüdern, ſei es, daß ſie zu ihm oder von ihm reden, Euſebius genannt. Der Beiname war ein Ausdruck der Zuneigung und Vertraulichkeit. Man wird an die Zunamen der „Akademiker“ Karls des Großen, den Flakkus und Homerus, den Aaron und Bezaleel, den Menalcas und Damoutas erinnert: eine in der That auch angelſächſiſche, von Alkuin eingeführte Sitte jener gelehrten Tafelrunde.[2]) Nach Huetberhts Erhebung zum Abte erliſcht der vertrauliche Beiname; auch Beda, der früher ſo gerne von dem Frater Euſebius geſprochen, nennt ihn jetzt nur noch abbas meus Huetberhtus — ganz im Gegenſatze zu unſerem Apoſtel, der bis zur erſten Romreiſe, dem entſcheidenden Wendepunkte ſeines Lebens, nirgends anders als Vynfreth, von Seiten des Papſtes aber gleich von der erſten Begegnung an mit völliger Übergehung des Hauptnamens nur Bonifatius genannt wird und fortan nur noch in der intimen Korreſpondenz mit Freunden Vynfreth heißt.

---

[2]) Vgl. Mühlbacher, Deutſche Geſchichte unter den Karolingern, S. 243.

Der Versuch Nürnbergers, die Stelle bei Willibald dahin auszulegen, daß der Papst den schon aus England herstammenden Beinamen Bonifatius bei der Bischofsweihe gleichsam zum Hauptnamen erhoben habe — ein an sich sehr künstlicher Ausweg —, verträgt sich zudem mit dem schlichten Wortlaute der Quelle nicht. Denn diese sagt mit klaren Worten, 1) daß der Apostel zur Zeit der Abtswahl in Ruthscelle, also bis kurz vor seinem Weggange aus England, Vynfreth hieß, 2) daß er den Namen Bonifatius in Rom erhielt. So schrieb Willibald unter der Gewähr angelsächsischer Freunde des Heiligen. Diese konnten wohl über das Datum der Namenserteilung nach so vielen Jahren im Irrtum sein, aber nicht darüber, ob der Name ihm schon in England oder erst in Rom beigelegt worden. Ein Lul würde, wenn Vynfreth schon in England den Beinamen hatte, die zwei entgegenstehenden Stellen im Willibaldischen Texte ohne weiteres geändert haben.

Dazu kommt, daß nur $2^1/_2$ Jahrzehnte früher sich ein ganz ähnlicher Vorgang zugetragen hatte. Im Jahre 695 war der ebenfalls angelsächsische Apostel der Friesen Willibrord bei seiner Konsekration in Rom vom Papste Sergius mit dem Namen Clemens belegt worden. Also gleichfalls eine zweite Namengebung in Rom; und vielleicht, weil diese bei Willibrord mit der Bischofsweihe verbunden gewesen, wie in dem damals sehr verbreiteten Beda zu lesen war, setzte man ein Gleiches bei Bonifatius voraus und verlegte die Namenserteilung dadurch irriger Weise auf die zweite Romfahrt Vynfreths, auf welcher dessen Ordination erfolgt war. —

* * *

Einen anderen vielerörterten Streitpunkt bildet die Schreibung des neuen Namens, und im Zusammenhange damit auch seine Deutung.

Der Name begegnet uns inschriftlich schon zu Ende des ersten christlichen Jahrhunderts, und zwar in heidnischen Kreisen, bei Athleten. Als Christenname tritt er nachweislich zuerst im Jahre 290 auf, und seitdem ununterbrochen bis ins 8. Jahrhundert, besonders in Afrika und Italien. Vor Vynfreth hatten ihn schon 17 zu Heiligen erhobene Männer getragen, er ist bis zum Jahre 625

der Name von fünf Päpsten und zahlreichen Biſchöfen geweſen, um 650 führte auch ein engliſcher Biſchof, der vorgenannte Berctgils von Dunwich, den Beinamen Bonifatius.

In allen dieſen Fällen überwiegt bei den Zeitgenoſſen die Schreibung mit t. Von den 55 Inſchriften, die den Namen aufweiſen, haben 50 das t, fünf das c. Die Griechen ſchreiben regelmäßig Βονιφάτιος, niemals Βονιφάκιος. In den lateiniſchen Handſchriften ſchwankt die Schreibung, gerade auch in Vynfreths eigener Zeit, ſelbſt in den Originalurkunden Pippins und Karls des Großen; doch iſt das t entſchieden überwiegend. Dieſe zahlreichen Thatſachen, der verdienſtlichen Zuſammenſtellung Nürnbergers entnommen, die ſelbſt wieder im weſentlichen auf Mowat beruht,[3]) beweiſen zur Genüge, daß die neuerdings wieder üblich gewordene Schreibung mit t die richtige iſt.

Der Name forderte zur Deutung heraus. Mit c ſchien er aus bonum und facere zuſammengeſetzt und wurde daher als „Wohlthäter" aufgefaßt. Mit t ließ er ſich auf fari zurückführen und 1. als „mit guter Rede begabt" (vielleicht dem griechiſchen Εὐφήμιος nachgebildet) oder als „Gutes verkündend" (dem griechiſchen εὐάγγελος, εὐαγγέλιος ähnlich) auslegen, aber auch 2. von fatum herleiten und mit εὐτυχής (glücklich) zuſammenſtellen.

Für uns kommt es nur darauf an, ob der Papſt bei Verleihung des Namens an Vynfreth, oder dieſer ſelbſt, wenn er ſich vielleicht den neuen Namen erbat, eine der genannten Deutungen des Wortes im Sinne hatte. Nach Prüfung der Quellen, die nicht im geringſten auf ſolchen Zuſammenhang hinweiſen, muß dies beſtritten werden. Hätte der Papſt oder ſelbſt Willibald an eine Bedeutung des Namens gedacht, die auf die Perſönlichkeit Vynfreths paſſen ſollte, ſo würden ſie es doch irgendeinmal ausgeſprochen haben. Würde es nicht auch wie eine ewige Selbſtverherrlichung geklungen haben, wenn der Apoſtel ſich immer als Wohlthäter, als Wohlredner, als Heilbringer oder ſelbſt als Günſtling des Schickſals bezeichnet hätte?

Das Wort iſt ferner mehrfach als „Latiniſierung", richtiger Überſetzung, des Namens Vynfreth angeſehen worden, ſo von Cor-

[3]) Rob. Mowat, De l'élément africain dans l'onomastique latine, in der Revue archéologique vom Jahre 1869.

nelius Will im hiſtoriſchen Jahrbuche der Görres-Geſellſchaft von 1880, von Wilh. Arnold in ſeiner „Deutſchen Geſchichte" und nach ſeinem Vorgange von Ranke in der „Weltgeſchichte". Hierfür aber bietet der Wortſinn (vyn = wunna, Wonne, Glück; freth = Friede, Schutz) doch eigentlich keinen greifbaren Anhalt.

Vollkommen zutreffend ſcheint vielmehr, was Nürnberger (S. 87) über die Wahl des Namens äußert, „daß man dabei auf die Bedeutung des Namens gar nicht reflektiert, daß man ihn rein geſchichtlich, d. h. als einen bereits beſtehenden, als einen Heiligennamen genommen habe". In dieſem Sinne erſcheint es auch verſtändlich, wenn Willibald an der vorhin angeführten Stelle von der Übertragung der dignitas episcopatus et nominis ſpricht. In dem gefeierten Namen lag eine gewiſſe Würde, und darum war die Übertragung eine Auszeichnung.

Erſt ſpäter — vaticinium post eventum —, als das Leben des Apoſtels vollendet vorlag, ſind allerlei Namensauslegungen willkürlich unternommen worden. Eine der früheſten Anſpielungen dieſer Art findet ſich vielleicht in dem ums Jahr 750 geſchriebenen Briefe des Königs Aethilbert von Kent, wo er von des Bonifatius solita beneficentia redet (Jaffé epist. 103, Dümmler 105). Ganz unzweideutig ſind in dieſer Beziehung zwei jedenfalls noch vor dem Ende des achten Jahrhunderts niedergeſchriebene Biographien, von denen die eine den Heiligen et re ipsa et nomine Bonifacius nennt, die andere ihm die Benennung ob facundiam linguae et gratiam labiorum beilegen läßt. Und ſo ſetzen ſich die wertloſen Deutungsverſuche während des ganzen Mittelalters fort, wo man um ſo eifriger etymologiſierte, je weniger man davon verſtand. Daß auch die Neuzeit an ſolchem frommen Spiele Gefallen findet, mag ſchließlich ein Zitat aus dem im Jubiläumsjahre 1855 gedichteten „Bonifazius-Lied" des klerikalen Rheinländers Johann Baptiſt Rouſſeau beweiſen:

Gregor der Zweite ſah in wenig
Der Monde unſern Winfried fromm
Sich neigen ihm und unterthänig.
Er ſegnete ihn: „Gottwillkomm!
Ich hebe Dich in Petri Kahn!
Sei Biſchof, weil Du wohlgethan!"

„Wohlthäter! Ja, so sollst Du heißen.
Drum nimm mit diesem Bruderkuß,
Um Dich vor Gott und Welt zu preisen,
Den Namen Bonifazius.
Stell' Bischöf', Äbte, Lehrer an;
Was Du vollbringst, sei wohlgethan!"

(Aus Gesang VII: „Der Wohlthäter", S. 25.)

2.

Abteilung für Bildkunst und Kunstgeschichte (K).

Dieser Abteilung wurden in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis zum 30. Dezember 1896 auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr Fr. Fries, cand. phil., hier;

ohne Wahlrecht:

Herr Oberregierungsrat Dr. Sombart, hier.

Die im Oktober vorgenommene Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Prof. Dr. V. Valentin, als zweiten Vorsitzenden Herrn O. Donner=v. Richter und als Schriftführer Herrn M. Sondheim.

In dieser Abteilung sprach am

6. Dezember Herr Dr. J. Ziehen über

„Die Berliner „Mänade" und ihre Ergänzung durch Herrn Carl Rumpf".

* * *

Der eingesandte Bericht lautet:

Die Berliner „Mänade" und ihre Ergänzung durch Herrn Carl Rumpf von Herrn Dr. J. Ziehen.

Bekanntlich ist von Kaiser Wilhelm II. zur Förderung des Studiums der klassischen Kunst unter den Künstlern Deutschlands

am 27. Januar 1894 ein Jahrespreis geſtiftet worden, der die Ergänzung antiker Kunſtwerke zum Gegenſtand eines Wettbewerbes macht; für den letzten Wettbewerb war „die Ergänzung eines Abguſſes der antiken Marmorſtatue einer tanzenden Mänade in den königlichen Muſeen zu Berlin“ als Aufgabe geſtellt, und zweifellos iſt ebenſo wie der Grundgedanke der ganzen Stiftung ſo auch die Wahl der hier in Frage ſtehenden Aufgabe ſehr zu rühmen: ſchwerlich iſt ſeit Cavaceppis Tagen eine anziehendere Aufgabe der Antikenreſtauration geſtellt worden. An ſich ſchon muß die genaue Verſenkung in die Formen des Torſos, wie ſie die Aufgabe des Reſtaurators mit ſich bringt, gerade bei dieſem Kunſtwerk ein ganz außerordentlicher Genuß ſein: die Statue ſucht ihresgleichen unter unſerem Denkmälerbeſtande, was Feinheit der Konzeption und Ausführung der Motive betrifft. Ferner aber iſt die geſamte Ergänzungsfrage bei dem Mangel feſter äußerer Anhaltspunkte an eine Reihe künſtleriſcher Erwägungen gebunden, die den reſtaurierenden Künſtler ſozuſagen zum Neuſchöpfer des ſchönen Bildwerkes machen. Unter den ziemlich zahlreich eingelaufenen Löſungsverſuchen iſt von dem Kaiſer keiner als des Preiſes würdig befunden worden, und die Aufgabe iſt laut Bekanntmachung des Kultusminiſteriums vom 12. Februar 1896 daher für den am 31. Dezember 1896 ablaufenden Wettbewerb unter Erhöhung des Preiſes nochmals geſtellt worden.

Einen der bei der erſten Preisausſchreibung eingereichten Reſtaurationsverſuche bin ich in der angenehmen Lage hier zum Gegenſtand einer eingehenderen Beſprechung machen zu können. Im Atelier unſeres verehrten Mitgliedes, des Herrn Bildhauers Rumpf, deſſen künſtleriſche Originalſchöpfungen den Mitgliedern des Hochſtiftes ja wohl bekannt ſind, hatte ich Gelegenheit, die Figur mit den Ergänzungen des Künſtlers zu ſehen, und da Herr Rumpf mir ſeinen durch verſchiedene Gründe ſehr wohl motivierten Entſchluß mitteilte, an der erneuerten Konkurrenz ſich nicht zu beteiligen, ſo ſprach ich ihm die Bitte aus, die Veröffentlichung ſeiner Ergänzung der Tänzerin in den Hochſtiftsberichten zu geſtatten. Es geſchah das in der Überzeugung, daß die Betrachtung dieſes ſehr fein durchdachten und künſtleriſch wertvollen Reſtaurationsverſuches, auch wenn ſich über ſeine Berechtigung in einzelnen Punkten ſtreiten

läßt, in hohem Grade anregend und auch für die Beurteilung der künſtleriſchen Eigenart des griechiſchen Meiſterwerkes nur förderlich ſein kann. Ich halte mich verpflichtet, Herrn Rumpf für ſein freundliches Entgegenkommen meinen wärmſten Dank auch hier auszuſprechen, und brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß die nachfolgende Beſprechung jeder inneren und äußeren Beziehung zu dem früheren und zu dem weiteren Verlauf des Berliner Preisausſchreibens völlig entbehrt.

Indem wir verſuchen, die archäologiſche Behandlung des Berliner Torſos mit der Beſprechung der Rumpfiſchen Ergänzungen zu verbinden,[1]) müſſen wir die Frage nach der Bedeutung der Figur zum Ausgangspunkte der Erörterung machen. Der Torſo zeigt — unter Berückſichtigung der Nationalität des Modells betrachtet — die Formen eines Mädchens von 15, höchſtens 16 Jahren. Es iſt etwas Köſtliches um die Friſche und die Anmut des jugendlichen Körpers, der freilich auch in dem unbekannten Schöpfer des Originals der Berliner Statue einen meiſterhaften Darſteller gefunden hat; warmes Leben ſcheint die zarten und doch feſten Glieder zu erfüllen, die Bewegung, ſehr im fruchtbaren Moment vom Künſtler feſtgehalten, ſcheint ſich in Folge einer äſthetiſch durchaus berechtigten optiſchen Täuſchung vor den Augen des Betrachters vollzogen zu haben und nur eben zu augenblicklichem Stillſtand gebannt zu ſein, um im nächſten Augenblick ihren Fortgang zu nehmen. Die Auffaſſung des jedenfalls ſtark tranſitoriſchen Momentes iſt im allgemeinen geſichert: wir ſehen eine Tanzbewegung vor uns, ohne daß wir freilich über die Art und den Charakter dieſes Tanzes zunächſt etwas Beſtimmteres ſagen können.

Es herrſcht, ſoweit ich urteilen kann, in der archäologiſchen Terminologie gerade in Bezug auf die Darſtellung tanzender weiblicher Figuren noch ſehr geringe Klarheit: die lange Reihe der Typen von dem der orgiaſtiſch raſenden Mänade bis hinab zu dem der ſchlichten Feſttänzerin iſt noch nicht ausreichend feſtgeſtellt. Die

[1]) Die dem Aufſatze beigegebene Tafel zeigt die Berliner Figur in zwei Anſichten, oben auf Grund der Publikation von Geheimrat Kekulé im Jahrbuch der preuß. Kunſtſamml. 1896 in ihrem jetzigen Erhaltungszuſtande, unten mit den Ergänzungen von der Hand des Herrn Rumpf.

*

Aufgabe ist auch angesichts der Massenhaftigkeit des vorhandenen Denkmälerbestandes und angesichts zahlreicher kunstgeschichtlicher Schwierigkeiten nur sehr schwer zu lösen. Im allgemeinen wird man sagen dürfen, daß die Bezeichnung als Mänade für die in Frage stehende Figurenreihe etwas zu freigiebig angewendet wird: namentlich aus dem Kreise römischer Provinzialskulpturen wird man zahlreiche „Mänaden" ausscheiden und als einfache Tänzerinnen verzeichnen dürfen.

Für die Berliner Figur ist in der Preisausschreibung die Bezeichnung als Mänade festgehalten worden. Da bei dem ungünstigen Erhaltungszustande irgendwelche sichere Attribute, die auf eine Bakchantin deuten, nicht vorhanden sind, so hat man meines Erachtens zunächst offen zu lassen, ob nicht eine Tänzerin schlechthin, ohne Beziehung zum Dionysoskult, in der Statue zu erkennen ist; mir scheint der Charakter der Bewegung sogar entschieden zu Gunsten der letzteren Annahme zu sprechen. Wolters hat zwar in seiner Bearbeitung des Katalogs der Berliner Gipsabgüsse (zu No. 1509) die Berliner Statue mit der Mänadenstatue des Louvre Clarac III. Taf. 323 No. 1262 „stofflich wie stilistisch" vergleichen zu können geglaubt; aber ich vermag mich dieser Vergleichung nur was den Stil im großen und ganzen betrifft anzuschließen: es ist bei aller Lebhaftigkeit der Bewegung etwas Gehaltenes, Gebundenes in dem Motive der Statue, das dem jungfräulichen, fast kindlichen Alter der Dargestellten wohl angemessen und von dem wild gelösten Charakter der Louvremänade, wie mir scheint, doch recht verschieden ist. Schwerlich kann angesichts des Torsos jemand den Eindruck eines orgiastischen Tanzes gewinnen, und wenn man nur die der Deutung nach gesicherten Mänadendarstellungen der antiken Kunst heranzieht, so will meines Erachtens die Berliner Figur nirgends so recht in die Reihe sich einfügen lassen.

Diesen Betrachtungen, die sich alle vor dem Torso durchaus anstellen lassen, muß nun die Ergänzung in erster Linie Rechnung tragen, und das scheint mir durch Herrn Rumpf in vortrefflicher Weise geschehen zu sein. Zunächst in Bezug auf die Gesamthaltung der Figur: die Ponderierung des Torsos, für die aus dem heutigen Zustande des Bildwerkes Sicheres nicht zu entnehmen ist (s. Kekulé

a. a. O. S. 4), ist von Herrn Rumpf gegenüber der jetzigen Berliner Aufstellung mehr der festen Standlage angenähert worden; der orgiastisch-ekstatische Charakter der Tänzerin wird dadurch im Sinne einer ruhiger gleitenden Tanzbewegung gemildert. Sodann in Bezug auf die Gewandung: das Gewand der Tänzerin verrät in seiner ganzen Behandlung einen Meister ersten Ranges. Wie fein kommt die Wirkung der Bewegung in dem Anschmiegen der einen Gewandteile an den Körper, in dem Entschweben der anderen von dem Leibe der Tänzerin zum Ausdruck. Eine sehr weise berechnete Maßhaltung in der Betonung der Falten — hätte das Wort so keine üble Bedeutung, so würde man diese weise Berechnung raffiniert nennen — giebt dem Torso einen ganz besonderen Reiz: der Künstler versteht es durch das Gewand hindurch und neben ihm den nackten Körper vortrefflich zur Geltung zu bringen. Dem Ergänzer ist keine leichte Aufgabe gestellt, wenn er hinter der Feinheit in der Modellierung, die die antiken Teile der Statue zeigen, mit seinen Zufügungen nicht zurückbleiben will. Die verhältnismäßig sparsame Faltengebung setzt eine größere künstlerische Leistung voraus als es etwa ein reiches Übermaß von Gewandfalten thun würde; auch hier hat, wie mir scheint, unser Ergänzer seine Aufgabe in sehr feiner Weise gelöst. Mußte auch freilich, wie bei der ganzen Ergänzung in Gips, so auch für die Gewandteile die Thätigkeit des Künstlers auf eine Andeutung beschränkt bleiben, so ist doch diese Andeutung vortrefflich gelungen: das Spiel der Luft mit den Falten der Gewandung ist im kleinen wie im großen — man vergleiche dafür etwa den Gewandbausch von der linken Brust und den im Rücken der Figur — schön zum Ausdruck gebracht. Als Gesamtcharakter der Gewandmotive aber ergiebt sich nach Herrn Rumpfs Ergänzung mit Recht ebenfalls der einer lebendigen, aber keineswegs stürmisch erregten Bewegung.

Wie sind die Arme der Tänzerin zu ergänzen? Von entscheidender Wichtigkeit ist bei der Beantwortung dieser Frage der Puntello zwischen der linken Brust und der Halsgrube, der schwerlich durch etwas anderes, als durch einen Gegenstand in der Hand des Mädchens bedingt sein kann. Über die Art dieses Gegenstandes ist natürlich dem Puntello an sich nichts zu entnehmen. Einige

negative Schlüſſe erlaubt er übrigens ſofort: der Figur etwa eine Guirlande in die Hände zu geben, was übrigens ſchon durch die Haltung des rechten Armſtumpfes am Torſo ſo gut wie ausgeſchloſſen iſt, das iſt angeſichts dieſes Puntello völlig undenkbar; ebenſo wäre die Ausſtattung der Hände mit Flöten ſchwerlich vereinbar mit ihm. Es bleiben dann, ſoviel ich ſehe, zwei Möglichkeiten übrig: entweder hatte die Tänzerin Schallbecken in den Händen, oder ſchlug ſie mit der Rechten auf ein von der Linken gehaltenes Tympanon. Rapp hat in ſeiner Überſicht über die Kunſtdarſtellung der Mänaden bei Roſcher, Mythолog. Lexikon II Sp. 2280 ſich für die letztere Annahme entſchieden, und zwar haben wir uns nach ihm die Figur zu denken als „in leichtem Tanzſchritt begriffen, in der Linken das Tympanon balanzierend, die Rechte ausgeſtreckt, um es alsbald wieder zu ſchlagen".

Die Rumpfiſche Ergänzung zeigt uns ebenfalls das Tamburin in der linken Hand der Tänzerin; das Motiv der rechten Hand aber erſcheint anders, als in der eben herangezogenen Auffaſſung. Herr Rumpf läßt den rechten Arm gebogen ſein und die rechte Hand leicht auf dem Inſtrumente ruhen, als ob die Finger eben im Spiel begriffen ſeien; die Kompoſition erhält dadurch weit mehr Geſchloſſenheit als die Figur mit ausgeſtrecktem rechtem Arm haben würde, und da die Originalfigur zweifellos nicht hoch, ſondern möglichſt niedrig aufgeſtellt war, ſo war das Haupt der Tänzerin auch durch den rechten Unterarm nicht in ſtörender Weiſe verdeckt. Bei aller Anerkennung der Vorzüge dieſer Ergänzungsweiſe muß allerdings eingeſtanden werden, daß ſie eine ausſchließliche Richtigkeit nicht beanſpruchen kann; die Ergänzung mit Schallbecken (vgl. die Bakchantin des Marmorreliefs Modena, veröffentlicht von Benndorf, Zeitſchr. f. bild. Kunſt XIV 1879, S. 131) iſt nicht völlig ausgeſchloſſen, wenn auch dabei die rechte Hand mit dem Schallbecken freilich auffällig nahe vor der Bruſt erſcheinen müßte.

Es bleibt die Ergänzung des Kopfes zu beſprechen. In Kekulés Beſprechung iſt darauf hingewieſen, daß die beiden bisher als zugehörig zu der Statue dem Berliner Muſeum angebotenen Köpfe mit der Tänzerin in Wirklichkeit nichts zu ſchaffen haben; wir ſind ſomit auf ſelbſtändige archäologiſche und künſtleriſche Erwägungen

angewieſen. Herr Rumpf hat der Tänzerin ein mit Weinlaub bekränztes Haupt aufgeſetzt, deſſen Locken unter dem Haarknoten in gefälligen Formen auf die Schulter fallen. Die Ergänzung iſt mit großem Geſchick ausgeführt und, wie ſchon der Anblick der Abbildung lehrt, für die Geſamtwirkung der Figur von recht glücklicher Bedeutung; immerhin kann ich das Bedenken nicht unterdrücken, daß der Kopf, den Herr Rumpf geſchaffen hat, für die Verhältniſſe des Torſos etwas zu groß und auch wohl in Folge der gewählten Haartracht etwas zu ſchwer in den Formen iſt. Entſprechender wäre vielleicht ein Köpfchen im Stile der beiden als zugehörig angebotenen, und, wenn die Figur wirklich keine Mänade, ſondern ein tanzendes Mädchen ohne Beziehung zum Dionyſoskult iſt, ſo mag ein einfaches Band, deſſen eines Schleifenende vom Hinterkopf auf die Schulter herabfiel,[1]) ſtatt des dionyſiſchen Kranzes das Richtige ſein.

Daß die Berliner Statue antike Marmorkopie eines Bronzeoriginals iſt, kann kaum bezweifelt werden: für die Originalkompoſition kam alſo der Baumſtamm in Wegfall, der bei der Marmorkopie nur durch techniſche Gründe gefordert war. Der antike Kopiſt hat an dem Baumſtamm zwei Schallbecken angebracht, aus deren Vorhandenſein ſich aber für das Attribut in den Händen des Mädchens bei dem rein äußerlichen, handwerksmäßigen Charakter der Zufügung kaum etwas entnehmen läßt. Daß für die Wirkung beſonders des geſamten Bewegungsmotivs der Figur das Fernbleiben der Stütze ſehr weſentlich iſt, bedarf nicht der weiteren Begründung: man möchte der Rumpfiſchen Ergänzung die Möglichkeit der Ausführung in Bronze wünſchen, um die ſchöne Figur in ihrer vollen Wirkung erblicken zu können.

Gar gerne würde man den Namen des griechiſchen Künſtlers nennen, auf deſſen Originalkompoſition die Berliner Figur zurückzuführen iſt; dafür, daß wir es mit einem im Altertume bekannten und beliebten Kunſtwerk zu thun haben, ſpricht ja, abgeſehen von dem künſtleriſchen Charakter des Werkes an ſich, auch das Vorhandenſein der bei Kekulé S. LI abgebildeten geringeren Replik,

---

[1]) Dieſe Vermutung iſt durch eine leichte Spur auf der Schulter des Torſos veranlaßt.

die sich im Cabinet des médailles zu Paris befindet. Die Entstehungszeit des Originalwerkes ist im allgemeinen wohl festzustellen: der Stil der Berliner Kopie weist auf einen griechischen Künstler des ausgehenden dritten oder des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts hin; aber den Namen dieses Künstlers festzustellen ist bei dem heutigen Stande der Wissenschaft völlig unmöglich. Der pergamenischen Kunstentwickelung steht er zweifellos ziemlich fern. Soll man ihn anknüpfen an irgend einen älteren Künstler, so wird man den Leochares nennen müssen, dessen Bedeutung für die Weiterentwickelung der griechischen Kunst nach 300 v. Chr. überhaupt nicht leicht hoch genug angeschlagen werden kann.

3.

Abteilung für Sprachwissenschaft. (SpW).

a) Sektion für Alte Sprachen (AS).

Dieser Sektion wurde in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis zum 31. Dezember 1896 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen

ohne Wahlrecht:
Herr Biedenkapp, Dr. phil., hier.

Die im Oktober vorgenommene Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Prof. Dr. A. Riese, als zweiten Vorsitzenden Herrn Prof. Dr. Gg. Wolff und als Schriftführer Herrn Gymnasiallehrer A. Bellgard.

In dieser Sektion sprach am

11. November Herr Prof. Dr. A. Riese über
„O. Montelius, La civilisation primitive en Italie“.

* * *

Der eingesandte Bericht lautet:

O. Montelius, La civilisation primitive en Italie depuis l'introduction des métaux. Vol. I. (Italie septentrionale.) Stockholm 1896. Von Prof. Dr. Rieſe.

Redner wies zunächſt auf die große Wichtigkeit dieſes umfangreichen Werkes hin, das mit ſeinen 134 vortrefflichen Tafeln und 554 Textſeiten eine oft empfundene Lücke in der Altertumsforſchung ausfüllt. Er beſchrieb ſodann deſſen Inhalt. Es beginnt mit den Funden in den Pfahlbauten und Terremaren Oberitaliens, die, im ganzen noch der Steinzeit zugehörig, doch auch Kupfer- und Bronzefunde enthalten, auch Gußformen, und zwar ſo, daß die Kupfergegenſtände die urſprünglichſten, die bronzenen die daraus abgeleiteten Formen zeigen. Die erſten Fibeln, einfache Sicherheitsnadeln, die ohne Analoga nördlich der Alpen daſtehen, finden ſich hier. Da ſich gleichartige Fibeln in einzelnen Gräbern Griechenlands aus der mykeniſchen Kulturperiode, zuſammen mit Statuetten des ägyptiſchen Königs Amenophis III. gefunden haben, ſo will Montelius auch dieſe italiſchen Fibeln der Zeit dieſes Königs, d. h. dem 15. Jahrhundert vor Chr. zuweiſen, eine vielleicht allzu kühne Schlußfolgerung. Die Formen und Verzierungen der Gefäße ſind anfangs ſehr primitiv, werden dann etwas geſuchter; völlig fehlt das Element der ſogenannten Schnurverzierung. Deutlich läßt ſich wahrnehmen, wie allmählich neue Formen, z. B. für Schwerter, Meſſer, Ringe, Fibeln, u. a. aufkommen, die ſchließlich in die ſpätere Bronzezeit hinüberführen, eine Zeit, in der die frühere Beſtattung der Leichen durch die Leichenverbrennung erſetzt iſt. In dieſer Zeit wird die Verzierung der Thongefäße entſchieden ſchöner, Torſion der Ringe wird häufiger, ebenſo der Gebrauch von angehängtem Schmuck, ſchöne Spiralarmringe erſcheinen und die barocken ſogenannten Schlangenfibeln nehmen ihren noch beſcheidenen Anfang. Dagegen hat manches frühere (Verwendung von silex; halbmondförmige Henkel u. a.) aufgehört. Andrerſeits iſt, wo nun mit dem erſten Eiſengerät die frühe Eiſenzeit (im Norden auch Hallſtattperiode genannt) beginnt, doch noch kein einziges Bronzegefäß da. Erſt jetzt erſcheinen dieſe,

die ciste a cordoni, die situlae, die Kannen u. a. Es läßt ſich nun an der Hand des Monteliusiſchen Werkes ſehr ſchön verfolgen, beſonders bei den Gräbern zu Eſte und Bologna, wie in dieſer Periode ein Reichtum, eine ſtets ſich ſteigernde Pracht und Mannigfaltigkeit der Funde zu Tage tritt, die unſere Bewunderung erregen müſſen. Es würde zu weit führen alle Gegenſtände dieſes oft auch barocken Luxus, die Zierwagen, die geſtanzten Bronzegürtel, die verſchiedenartigſten Fibeln u. a. hier einzeln anzuführen, bei denen auch zuerſt ein oftmals ſehr reicher figürlicher Schmuck von menſchlichen, tieriſchen und phantaſtiſchen Geſtalten erſcheint; nur dies ſei erwähnt, daß auf Tafel 57 außer der erſten Schnabelkanne (wie ſolche auch über die Alpen vielfach exportiert wurden) auch die erſte griechiſche Vaſe in Eſte vorkommt, und zwar eine ſolche, die ihrem Stile nach dem 6. Jahrhundert v. Chr. angehört. Dadurch wird die Zeit dieſes Aufſchwungs annähernd beſtimmt: es iſt die Zeit der Herrſchaft der Etrusker, eines Volkes, deſſen Kunſtfertigkeit allbekannt iſt. Dahin gehören auch die Gräber Bolognas, namentlich die ſpäteren Beſtandteile des Benacciſchen Grabfeldes und die Arnoaldiſchen Funde, obgleich Montelius dieſe noch für präetruskiſch erklären möchte, was wohl nur auf „Benacci I.“ noch zutreffen könnte. Geringe lokale Unterſchiede, wie das Erſcheinen der Zierbeile in Bologna, können bei der in die Augen ſpringenden allgemeinen Ähnlichkeit mit den Funden von Eſte das Gegenteil nicht wahrſcheinlich machen. Auch die Funde aus der Certoſa bei Bologna (Tafel 101—106) bieten zwar Neues durch das erſte Auftreten der Metallſpiegel und der ſogenannten Certoſafibeln, durch die Erneuerung der Sitte des Begrabens anſtatt des Leichenbrandes, ſind aber im allgemeinen den etwas älteren Funden ſo ſehr ähnlich, daß der anerkannt etruskiſche Urſprung der Certoſafunde auch für den gleichen Urſprung der früheren ſpricht. Der Verkehr mit Griechenland war damals ſchon entwickelter und einflußreicher, das zeigen die Vaſen auf Tafel 106. — Spätere, wohl ſchon griechiſch-römiſche Einflüße zeigt Marzabotto (Tafel 107—110); die galliſche Periode endlich iſt durch die etruskiſchen Vorbilder ſehr beeinflußt, wie denn Montelius die allmähliche Entſtehung der galliſchen La Tène-Fibel aus der Certoſafibel, welche

der Vortragende ſchon lange angenommen hatte, ſchön und überzeugend aufzeigt. Selbſtändig ſind ihr aber neue Schwertformen (das erſte Ortband Tafel 64), Ringe und — Münzen.

Zum Schluß ſtellte der Redner nochmals in den Hauptzügen zuſammen, welchen Gang die Entwickelung italiſcher Ziviliſation vom Ende der Steinzeit bis an den Beginn der römiſch-griechiſchen Ära nahm, und zeigte, wie ſehr uns das beſprochene Werk dieſe Erkenntnis erleichtert, ja teilweiſe überhaupt zuerſt ermöglicht.

---

b) Sektion für Neuere Sprachen (NS).

Dieſer Sektion wurde in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis zum 31. Dezember 1896 auf ſeinen Antrag als Mitglied zugewieſen

mit Wahlrecht:

Herr P. Wohlfeil, Dr. phil., hier.

Die im Oktober vorgenommene Neuwahl des Vorſtandes ergab als erſten Vorſitzenden Herrn Dr. Junker, als zweiten Vorſitzenden Herrn Oberlehrer Müller und als Schriftführer Herrn Dr. Caro.

In dieſer Sektion ſprach am

28. Oktober und am 25. November Herr Dr. Junker über

„Die Entſtehung der großen Männer. Eine Unterſuchung auf dem Gebiete der franzöſiſchen Litteraturgeſchichte".

* * *

Der eingeſandte Bericht lautet:

Über die Entſtehung der großen Männer. Eine Unterſuchung auf dem Gebiete der franzöſiſchen Litteraturgeſchichte von Dr. Junker.

Als die Einladungen zu dem heutigen Vortrage ergangen waren, richtete eines unſerer Mitglieder im Scherz an mich die Frage, ob denn nun das Rezept erfunden ſei, wie die großen Männer gemacht würden. Wäre es erfunden, dann wäre auch mit einem

Schlage die ſoziale Frage, die heut alle Köpfe und Herzen bewegt, gelöſt. Denn ebenſo gut wie wir große, hervorragende Männer erzeugen könnten, müßten wir auch in der Lage ſein, die Menſchen gleichartig zu geſtalten, ſie mit gleichen Fähigkeiten, Wünſchen und Bedürfniſſen auszuſtatten. Aber die Natur wiederholt ſich nie in dem, was ſie hervorbringt; und noch nie iſt es vorgekommen, daß die Einzelweſen einer Gattung äußerlich und innerlich völlig gleich waren. Es wird alſo nach wie vor Männer geben, die in irgend einem Punkt über die andern hervorragen, die zwar im weſentlichen uns gleich ſind, aber in dem Maß ihrer Gaben, in ihrer Einſicht, ihrem Willen, ihrer Phantaſie, ihrer körperlichen Gewandtheit ꝛc., von der Natur beſonders bevorzugt worden ſind.

Dieſelben Stimmungen, Gefühle, Anſchauungen, welche wir bei Goethe finden, beſeelen im weſentlichen auch uns; aber niemand hat ihnen einen Ausdruck verleihen können wie er.

Der Wunſch, die deutſchen Stämme zu einer politiſchen Einheit zuſammenzufaſſen, lebte um die Mitte dieſes Jahrhunderts in vielen Herzen; aber erſt Bismarck ſetzte das Wollen in die That um.

Selbſt auf dem Gebiete der niederen Künſte, wie bei den Akrobaten im Zirkus und den Tänzerinnen in der Oper, kann im Vergleich zu der großen Menge nur von einem graduellen, nicht von einem Weſensunterſchied geſprochen werden.

Wenn aber die Größen ſich nur dem Grade, nicht dem Weſen nach von der Maſſe des Volkes unterſcheiden, dann muß es auch möglich ſein, die beſonderen Verhältniſſe, unter welchen ihre Entwickelung erfolgt, zu ergründen und zu erforſchen.

Unſerer Zeit iſt es vorbehalten geblieben, an die Löſung dieſer Frage zuerſt heranzutreten. Das Altertum nahm ſeine großen Krieger, Staatsmänner, Dichter, Künſtler und Weiſen einfach als gegeben an; ſie und die Götter beſtimmten und leiteten die Geſchicke der Völker, ſie gründeten die Staaten, ſie machten Verfaſſung und Geſetze, jedes größere Ereignis wurde mit ihrem Namen verknüpft — mit einem Worte, ſie machten Geſchichte. Das Mittelalter erhob ſich inſofern über die Auffaſſung des Altertums, als ſeine großen Männer nicht aus eigener Machtvollkommenheit, ſondern als Werkzeuge in der Hand Gottes handelten. Wie ſie aber entſtanden,

welche Umstände sie über die Menge emporhoben, darüber legte sich das Mittelalter keine Rechenschaft ab. Auch die Neuzeit hat sich nicht gleich an die Lösung dieses Problems gemacht. Erst nachdem die Naturwissenschaften weitere Bahnen gezogen und auch die Geschichtsauffassung mehr und mehr beeinflußt hatten,[1]) als Darwin seine Lehre aufgestellt hatte (1859), konnte die Frage überhaupt auftauchen und eine Lösung versucht werden.

Aus dem Lande Darwins stammt denn auch der erste Gelehrte, welcher über die Entstehung der großen Männer mehr Licht zu verbreiten suchte, Galton, der in seinem Buche Hereditary Genius, 1869, die Frage beantworten wollte, ob das Genie erblich sei. Als Untersuchungsmaterial dienten ihm 286 englische Richter aus der Zeit von 1660—1865. Bei der geringen Zahl von Männern, die er in den Kreis seiner Untersuchungen zog, konnte von einem abschließenden Resultate, von einer Lösung der Frage, keine Rede sein, wenngleich er selbst die Entscheidung gefunden zu haben glaubt, daß das Genie erblich sei. Einige Jahre später, 1874, kam er in einem anderen Werke: English men of science. Their nature and nurture auf die Frage zurück, aber auch dieses Mal bei der Geringfügigkeit des Untersuchungsmaterials (180 Gelehrte unserer Zeit) ohne abschließendes Ergebnis.

Der Franzose de Candolle griff in seinem Werke: Histoire des sciences et des savants depuis deux siècles. Précédée et

[1]) Im Zeitalter der Renaissance taucht zuerst der Gedanke auf, daß die großen Männer nicht allein die Geschicke eines Volkes bestimmen, sondern daß auch die Natur des Landes Einfluß auf das Leben einer Nation habe. (Bodin 1530—96). Durch Montesquien (1689—1755) erhält dieser Gedanke eine tiefere Begründung, indem er die Entwickelung eines Volkes von der Bodenbeschaffenheit seines Landes, dem Klima, der Religion, dem Volkscharakter u. s. w. abhängen läßt. Die allmähliche Weiterentwickelung dieses Gedankens bringt Buckle (1823—62) in ein System und sucht die intellektuelle Entwickelung der Menschheit als den treibenden Faktor der Geschichte hinzustellen. Die materialistische Schule unserer Zeit (Marx, Engels) möchte dagegen einzig in den wirtschaftlichen Verhältnissen eines Volkes den Angelpunkt seiner Geschichte sehen. So ist die Auffassung des Altertums, daß die großen Männer alles vermöchten, in unserer Zeit geradezu umgekehrt worden, daß die Verhältnisse alles, die Persönlichkeiten dagegen nichts bedeuteten. Die Wahrheit aber liegt auch hier in der Mitte.

suivie d'autres études sur des sujets scientifiques, en particulier sur l'hérédité et la sélection dans l'espèce humaine (Genf-Baſel 1873. 2. Aufl. 1885) ſchon weiter aus, indem er die Lebensumſtände von ungefähr 500 Gelehrten, welche zwiſchen 1750 und 1870 Mitglieder der Akademieen zu Paris, London oder Berlin waren, verglich.

Noch reicheres Material brachte der Arzt P. Jacoby in ſeinem Buche: Études sur la sélection dans ses rapports avec l'hérédité chez l'homme (Paris 1881), nämlich 3311 Franzoſen, welche in der Biographie universelle beſprochen ſind, zwiſchen 1700—1800 geboren wurden und vor 1845 ſtarben.

Vom rein ärztlichen Standpunkt aus trat der Italiener C. Lombroſo in ſeinem Buche: L'uomo di genio in rapporto alla psichiatria. Turin. 1889[2]) an die Löſung der Frage. Er faßte das Genie als eine dem Wahnſinn verwandte Krankheit auf und ſtützte ſich für dieſe Anſicht auf ein Unterſuchungsmaterial von nur 56 Perſonen.

Die Geringfügigkeit des unterſuchten Materials wie die Unſicherheit der Unterſuchungsmethode veranlaßten den leider zu früh (1896) verſtorbenen Profeſſor an der Univerſität zu Sofia, A. Odin,[3]) der uns heute Abend als Führer dient, von neuem an die Frage heranzutreten und ſie der Löſung näher zu bringen. Als Grundſätze, nach denen eine derartige Arbeit vorgenommen werden müßte, ſtellte er folgende auf:

1. Als Grundlage der Unterſuchung können nur Größen ein und derſelben Art dienen.

2. Es müſſen möglichſt alle Größen derſelben Art zur Unterſuchung herangezogen werden.

3. Ihre Zahl muß relativ hoch ſein.

Dieſe ſich auf die Sache beziehenden Grundſätze dürften auch für alle künftigen Forſcher auf dieſem Gebiete maßgebend ſein.

---

[2]) Deutſch von Fränkel: Der geniale Menſch. Hamburg 1890. — Nach der 6. Auflage des italieniſchen Werkes mit Nachträgen deutſch von Kurella: Entartung und Genie. Neue Studien. Leipzig 1894.

[3]) A. Odin: Genèse des grands hommes. Gens de lettres français modernes. Paris-Lausanne 1895, 2 Bde.

Weniger wichtig ſind die beiden folgenden Grundſätze mehr perſönlicher Natur:

4. Der unterſuchende Gelehrte muß auf dem zu unterſuchenden Gebiete Fachmann ſein.

5. Der gebildete Leſer muß in der Lage ſein, die Aufſtellungen des Forſchers zu kontrollieren.

Die genaueſten und zuverläſſigſten Ergebniſſe erzielte man ja freilich durch eine Unterſuchung, welche ſich auf die großen Männer aller Zeiten und aller Völker erſtreckte. Aber leider iſt eine ſolche Aufgabe unlösbar, ſelbſt wenn die nötige Zeit und Kraft darauf verwendet werden könnte; denn die Männer, auf welche es ankommt, und ihre Lebensumſtände ſind uns nur zum allerkleinſten Teile bekannt. Wir müſſen uns darum beſchränken. Ja, nicht einmal die großen Männer derſelben Zeit und desſelben Landes können mit einander verglichen werden, weil ihre Größe ſo verſchiedenartig und darum ſo ſchwer meßbar iſt. Wie will man die Größe eines Fürſten, eines Staatsmannes, eines Heerführers mit der eines Künſtlers oder eines wiſſenſchaftlichen Forſchers vergleichen? Bei dem einen iſt der Wille die Grundlage der Größe, bei dem andern die Empfindung, bei dem dritten der Verſtand.

Es iſt freilich verlockend, die großen Fürſten, Staatsmänner und Heerführer zum Gegenſtande der Unterſuchung zu machen; denn ſie ragen in der Geſchichte beſonders hervor und ſind der Gegenſtand zahlreicher Unterſuchungen geworden. Allein es iſt außerordentlich ſchwer feſtzuſtellen, was dieſe Männer ihrer Stellung, und was ſie ihren Thaten verdanken, ob ſie dieſe Thaten allein, oder mit Hilfe anderer vollbracht haben, ob nicht ihre Vorgänger, Zeitgenoſſen oder Nachfolger ſich bei günſtiger Gelegenheit gleich groß gezeigt hätten.

Die Künſtler geben ein ungleich beſſeres Unterſuchungsmaterial ab; denn ſie hinterlaſſen Werke, auf welche man zurückgreifen und nach denen man ſich ſelbſt ein Urteil über ihre Größe bilden kann. Die Bildhauer und die Architekten freilich müſſen von vornherein ausſcheiden; ihre Zahl iſt verhältnismäßig gering, und bei vielen Kunſtwerken iſt der Name des Künſtlers unbekannt,

oder es liegt über seinen Lebensschicksalen Dunkel. Besser steht es mit den Malern und den Musikern, deren Zahl groß ist, und deren Werke allgemein zugänglich sind. Aber ihre Beurteilung geschieht im allgemeinen nicht durch die große Menge, sondern von Seiten eines engeren Kreises von Sachverständigen, deren Urteile über denselben Mann oft außerordentlich von einander abweichen. Am besten können die Schriftsteller als Grundlage der Untersuchung dienen. Ihre Werke sind bekannt, zugänglich und dem großen Publikum verständlich; ihre Bedeutung ist an der Zahl der Ausgaben, der Nachahmungen, Übersetzungen, Aufführungen 2c. meßbar; über ihre Lebensumstände ist man im allgemeinen genauer unterrichtet, und für gewisse Perioden, namentlich für unsere Zeit, sind alle Schriftsteller bekannt. Endlich ist ihre Zahl absolut und relativ größer als die der anderen berühmten Männer, wie sich aus folgender Liste ergiebt, welche Prof. Odin nach drei verschiedenen Enzyklopädien[4]) und nach einem anderen Werke[5]) zusammen gestellt hat:

	Grégoire.		Vapereau.		Meyer.			Galton.
Männer	Frankreich.	Andere Länder.	Deutschland.	Andere Länder außer Frankreich	Frankreich.	Deutschland.	Andere Länder.	
der That	29,8 %	25,1 %	13,9 %	28,4 %	22,3 %	12,4 %	25,2 %	34,9 %
der Künste (schaffende)	14,8	25	16,6	17	18,8	21,4	15,3	7,6
der Wissenschaften	7,9	8,9	17	10,9	7,8	16,9	10,5	9,9
der Litteratur	42,8	38,4	50,1	41	49,1	46,1	46,7	44
der Künste (ausführende)	4,6	2,6	2,3	2,6	2	3,1	2,4	4

[4]) Louis Grégoire: Dictionnaire encyclopédique d'histoire, de biographie, de mythologie et de géographie. Nouv. éd. Paris 1884. Hieraus sind alle Personen, die nach 1400 geboren, verzeichnet.) — G. Vapereau: Dictionnaire universel des contemporains. 5. Aufl. Paris 1880. (Hier konnten die Franzosen nicht berücksichtigt werden, weil des buchhändlerischen

Aus dieſer Zuſammenſtellung ergiebt ſich neben anderen Dingen[6]) namentlich, daß die Schriftſteller bei den verſchiedenen Kulturvölkern der Neuzeit an Zahl alle andern Größen weit überragen, ja daß ſie nahezu die Hälfte aller großen Männer ausmachen. Sie müſſen ſich daher ganz beſonders gut zur Grundlage der Unterſuchung eignen, und was für ſie bezüglich ihrer Entſtehung gilt, wird mit den nötigen Änderungen auch für die andern gelten. Prof. Odin wählt daher die Schriftſteller zum Ausgangspunkt ſeines Studiums.

Leider können nicht alle Schriftſteller zur Unterſuchung herangezogen werden. Das Altertum und das Mittelalter müſſen aus verſchiedenen oben bereits angedeuteten Gründen ausſcheiden; und aus der Neuzeit können nur die großen Litteraturen in Betracht kommen: der Italiener, Spanier, Deutſchen, Engländer und Franzoſen. Die Entwickelung der modernen Litteratur bei dieſen Völkern iſt aber keine gleichmäßige geweſen. Italien weiſt die meiſten großen Schriftſteller in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts auf, Spanien im 16., Deutſchland im 18., die engliſche Litteratur blüht ſeit 1550, die franzöſiſche ſeit 1400 ziemlich gleichmäßig. Die Verhältniſſe unter welchen ſich die großen Schriftſteller entwickeln, ſind alſo in England und Frankreich in den letzten Jahrhunderten im weſentlichen dieſelben geweſen, während ſie in den andern Ländern nur zeitweilig herrſchten. England oder Frankreich bieten daher für die Unterſuchung unſerer Frage das beſte Material.

Prof. Odin hat ſeiner Unterſuchung Frankreich zu Grunde gelegt, nicht bloß weil er als Franzoſe ſeine eigene Litteratur am

---

Erfolges wegen manche Tagesgrößen: Senatoren, Abgeordnete ꝛc. eingereiht werden mußten.) — Meyers Konverſationslexikon. Leipzig. 4. Aufl., 1888 bis 1890, 16 Bde. (Hieraus ſind alle ſeit 1800 geborenen Perſonen berückſichtigt.)

[5]) Galton: Men of the time. Edinburg 1865. (Die hierin für England aufgeſtellte Liſte iſt oben zur Vergleichung herangezogen.)

[6]) Für uns Deutſche iſt beſonders lehrreich, daß die Männer der That in Deutſchland ſpärlich (13 %, in den andern Ländern 20—30 %), die Männer der Wiſſenſchaft dagegen reichlich (17 % gegen 8—9 %) vorhanden ſind. Woran das liegt, und ob nach Wiedererlangung der politiſchen Einheit hierin ein Wandel eingetreten iſt oder langſam eintritt, das zu erörtern iſt hier nicht der Platz.

beſten kennt, ſondern auch namentlich, weil die franzöſiſche Litteratur ſchon anderthalb Jahrhunderte vor der engliſchen gleichmäßig blühte, weil ſie im Ausland außerordentlich bekannt iſt und großen Einfluß ausgeübt hat, und endlich weil das Blühen der franzöſiſchen Litteratur inſofern gleichmäßiger geweſen iſt, als ſie Sterne erſter Größe, wie Dante, Cervantes, Shakeſpeare, Goethe, welche die übrigen Dichter himmelweit überragen, nicht aufzuweiſen hat.

Mit außerordentlichem Fleiße und großer Sorgfalt hat Odin alle franzöſiſchen Schriftſteller, welche zwiſchen 1300 und 1830 geboren wurden, verzeichnet, und von den ungefähr 13000 Namen 6382 zu einer Liſte vereinigt, welche die Grundlage ſeiner Unterſuchung bildet (Bd. II. 8—327). Dieſe Liſte giebt außer dem Namen des Schriftſtellers Auskunft über Zeit und Ort ſeiner Geburt und ſeines Todes, über Verwandtſchaft mit andern Schriftſtellern, Stand des Vaters, Vermögensverhältniſſe, Erziehung, Konfeſſion und das Hauptgebiet ſeines litterariſchen Schaffens.

An der Hand dieſes ungeheueren Materials ließ ſich unterſuchen, welche Rolle Vererbung und Umgebung bei der Erzeugung der Schriftſteller ſpielten. In 33 Tabellen hat Odin die Ergebniſſe ſeiner Unterſuchungen niedergelegt und zur größeren Anſchaulichkeit ſie noch einmal in 24 Tafeln zeichneriſch dargeſtellt. Was man ſchon lange in großen Zügen gewußt hat, daß der große Vater ſelten einen gleich großen oder größeren Sohn hat, das erhält hier ſeinen zahlenmäßigen Nachweis: die Vererbung ſpielt bei der Erzeugung der großen Männer kaum eine Rolle. Dagegen ſind die Verhältniſſe, unter welchen die Jugend verfließt, bei der Hervorbringung oder doch Entwickelung der Schriftſteller von hoher Bedeutung.

Die Vererbung beleuchtet des Näheren Tabelle 12.[7]) Von den angezogenen 6382 Schriftſtellern ſind im Ganzen nur 8 %

[7]) Die Tabellen 1—11 befaſſen ſich mit der Zahl (1—3), der Langlebigkeit (4—6), der Thätigkeit (7), der Art der Beſchäftigung (8—9) und dem Geſchlecht der Schriftſteller. Manch ſeine Beobachtung iſt in ihnen enthalten, die aber außerhalb des Rahmens unſerer Erörterung liegt, wie: Die Zahl der Schriftſteller iſt ſtändig gewachſen und iſt heute viermal ſo groß als vor 200 Jahren; die Zahl der talentvollen und genialen Schriftſteller iſt dagegen pro-

mit einander verwandt, und zwar sind nur 4% Nachkommen, Söhne, Enkel, Urenkel von Schriftstellern; die andern 4% verteilen sich auf andere Verwandtschaftsgrade (Geschwister, Neffen, Vettern). Etwas günstiger stellt sich das Verhältnis bei den Schriftstellern von Talent, welche nahezu 11% Verwandte aufweisen, während sich bei den Genies der Prozentsatz gar auf 20 erhöht, wovon die Hälfte (10%) Söhne von Schriftstellern sind. Aber trotzdem kann von einer Vererbung des Talentes vom Vater auf den Sohn keine Rede sein; selbst bei 50% Verwandtschaft unter den Schriftstellern wäre die Wahrscheinlichkeit der Vererbung des Talents nicht größer als das Gegenteil.

Die Tabellen 13—33 behandeln die Rolle, welche der Umgebung bei der Entstehung von Schriftstellern zukommt. Schon die große Zahl der Tabellen läßt auf die Bedeutung des in ihnen behandelten Faktors schließen. In der That, es handelt sich um den Nachweis, inwieweit geographische, ethnographische, religiöse, lokale und soziale Einflüsse bei der Hervorbringung der großen Männer beteiligt sind.

In den Tabellen 13—19 wird die Frage erörtert, ob der eine oder andere Teil des französischen Sprachgebietes auf die Entstehung von Schriftstellern besonders günstig einwirkte. Es ergiebt sich aus den Aufstellungen, daß Paris mit seiner Umgegend und die romanische Schweiz relativ die meisten Schriftsteller aufweisen, während die Gebirgsländer (Alpen, Cevennen, Pyrenäen, Bretagne, Auvergne), die Küstenstriche und Industriegebiete weniger reich bedacht sind, wie aus folgender Tabelle ersichtlich ist:

---

zentual gefallen. — Mehr als die Hälfte aller Schriftsteller (55%) erreicht ein Alter von 65—85 Jahren, während nur 12,5% der Gesamtbevölkerung so alt werden. Der Prozentsatz der Schriftsteller, welche sich in mehr als zwei Dichtungsarten versucht haben, wächst von 1700 ab; auf dem Gebiete der schönen Litteratur herrscht daher Verallgemeinerung, nicht Spezialisierung. Bis 1775 überwiegen unter den Schriftstellern die Dichter, von da bis 1800 halten sich die Dichter und Prosaiker die Wagschale; von 1800 ab überwiegen die Prosaiker. — Die Beteiligung der Frauen an der Litteratur ist besonders stark von 1600—1800 (6%); von da ab bis 1825 macht sich ein Rückgang bemerkbar (4,8%).

*

Auf eine Million Einwohner zählt an Schriftstellern während des untersuchten Zeitraumes die

Isle de France	699	Languedoc Sud	166
romanische Schweiz	344	Lorraine	161
Provence	254	Normandie	150
Orleanais	233	Touraine	130
Bourgogne	207	Picardie	122
Lyonnais	194	Guyenne Est	120
Champagne	186		

Die übrigen Provinzen weisen auf 1000000 Einwohner weniger als 100 Schriftsteller auf, so namentlich Belgien, Savoyen, Korsika, das nördliche Languedoc, die Gascogne, Bretagne, Auvergne 2c.

Nun könnte man versucht sein, diese Erscheinungen auf rein geographische Eigenheiten der betreffenden Gebiete zurückzuführen, um so mehr als ihre Fruchtbarkeit an Schriftstellern während der untersuchten Zeit (1300—1825) im wesentlichen die gleiche geblieben ist. Ein Blick auf die französischen Kolonien aber oder auch die von Frankreich erworbenen nichtfranzösischen Landesteile genügt, um darzuthun, daß die geographischen Besonderheiten keinerlei Einfluß auf die Hervorbringung der großen Männer haben. In den französischen Kolonien erstehen Schriftsteller zuerst in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts, in Elsaß-Lothringen seit 1725, in Korsika seit 1750, in dem nicht französischen Belgien und Luxemburg seit 1800. Von dem Augenblicke ab, da französischer Einfluß namentlich infolge der Verwaltung des Landes sich geltend macht, fängt man an, auch französisch zu schreiben; auf die geographische Eigenart des betreffenden Landes, ob in der gemäßigten oder heißen Zone, kommt es dabei nicht an. Es müssen also Gründe anderer Art sein, welche die besondere Fruchtbarkeit einzelner Gebiete an Schriftstellern bedingen.

Hat die Religion vielleicht darauf Einfluß.

Das katholische Paris und das kalvinistische Genf teilen sich friedlich in die führende Rolle, so daß auch der Konfession bei der Erzeugung hervorragender Männer anscheinend keine Bedeutung beizumessen ist. Tabelle 20 und 21 geben darüber nähere Aus-

kunft. Dabei giebt ſich die überraſchende Erſcheinung kund, daß der Proteſtantismus an talentvollen Schriftſtellern dreimal ſo viel hervorgebracht hat, als ihm nach dem prozentualen Anteil an der Geſamtnation zukäme. Beſonders fruchtbar war er zur Zeit ſeiner Begründung (1540—1600); nicht weniger als ein Viertel ſämtlicher talentvollen Schriftſteller waren proteſtantiſcher Konfeſſion, während nur etwa 3% der Bevölkerung dem neuen Glauben anhingen. Von 1600 ab aber hat ſich ein allmählicher Rückgang bemerkbar gemacht, von 1600—1700 auf 12%, von 1700—1825 auf 8%. Doch nimmt mit dieſen 8% an talentvollen Schriftſtellern der proteſtantiſche Teil der Nation immer noch einen hervorragenden Platz ein, und es dürfte ſo ſcheinen, als ob die Konfeſſion der Grund hierfür wäre. Am klarſten und deutlichſten müßte ſich dieſe vermeintliche günſtige Einwirkung der Konfeſſion bei deren Trägern, bei der Geiſtlichkeit, ausgeſprochen finden. Tabelle 21 belehrt uns jedoch darüber, daß in der Zeit von 1550—1750 von den talentvollen Schriftſtellern katholiſcher Konfeſſion 39% zur Geiſtlichkeit gehörten, während die entſprechende Zahl auf proteſtantiſcher Seite 42% war; ein Unterſchied, der belanglos iſt, namentlich wenn man die Zahlen in den einzelnen Perioden von je 50 Jahren miteinander vergleicht, die bald zu Gunſten des Katholizismus, bald des Proteſtantismus ſprechen;[8]) die Konfeſſion dürfte alſo bei unſerer Frage gar keine, oder nur eine äußerſt geringe Rolle ſpielen.

Die Tabellen 22—28 beſchäftigen ſich mit dem Einfluß, welchen der Ort auf die Entſtehung von Schriftſtellern haben könnte. Es ſtellt ſich heraus, daß die Hauptorte der Departements reichlich doppelt ſoviel Schriftſteller hervorgebracht haben, als das übrige Land, und daß namentlich die Stadt Paris ihnen beſonders gute Entſtehungsbedingungen bietet. Von 1300—1550 freilich ragt Paris vor den übrigen Hauptorten nicht hervor; von da an aber entwickelt es ſich rieſenhaft: von 1550—1600 bietet es faſt doppelt, von 1600—1725 faſt dreimal, von 1725—1775 zweimal,

[8]) Erwähnt ſei, daß von 1750 ab die proteſtantiſche Theologie prozentual bedeutend mehr talentvolle Schriftſteller aufweiſt, als die katholiſche.

von 1775—1825 dreimal so gute Bedingungen, als die übrigen Hauptorte, welche ihrerseits wieder das Land um das 10—20fache überragen. Noch gewaltiger erscheint die Überlegenheit der Hauptorte, wenn man bedenkt, daß sie in dem untersuchten Zeitraum nur 15 % der Gesamtbevölkerung umfaßten (Paris 2½ %, die übrigen Hauptorte 12½ %, das Land 85 %).

Diese bevorzugte Stellung der Hauptorte liegt offenbar nicht an ihrer Größe; denn das „übrige Land" umfaßt manche Orte von gleicher oder selbst größerer Einwohnerzahl, welche aber nicht Sitz der Verwaltung und darum keine Hauptorte sind. Es müssen vielmehr andere Eigentümlichkeiten sein, welche sie so vor dem Lande auszeichnen. Sie sind der Brennpunkt des politischen und des administrativen Lebens der Departements. Die wichtigsten staatlichen und kirchlichen Behörden haben in ihnen ihren Sitz und vereinigen somit an einem Orte eine größere Anzahl höher gebildeter Menschen, welche ihrerseits wieder Künstler, Gelehrte und Reichtum anziehen. In ihnen befinden sich Bildungsanstalten, höhere Schulen, Bibliotheken, Museen, welche dem Lande meistens abgehen und ihrerseits wieder einen mächtigen Anziehungspunkt bilden. Das geistige Leben, das Element des Schriftstellers, schlägt in ihnen mit rascheren Pulsen, und eben darum sind sie dem Lande an Schriftstellern überlegen.

Die Schlösser des Adels sind ein weiterer Beweis dafür, daß die höhere geistige Regsamkeit die Entstehung von Schriftstellern begünstigt. Sie haben 10 % der auf dem Lande geborenen Schriftsteller geliefert, während sie nach ihrer Bevölkerungszahl sicherlich nicht einmal 1 % hätten hervorbringen müssen.

Auch der Umstand, daß von 827 talentvollen Schriftstellern nur 16 ohne jeden oder ohne genügenden Unterricht aufgewachsen sind, spricht für die Bedeutung, welche dem geistigen Leben bei der Entstehung von Schriftstellern zukommt.

Eigentümlich ist es auch, daß die meisten talentvollen Schriftsteller aus wohlhabenden Familien stammen, während nur 9 % den ärmeren Klassen angehören. Offenbar ist es hier nicht der Besitz, der Ausschlag gebend wirkt, sondern die Möglichkeit, eine bessere Ausbildung zu erlangen und damit an dem geistigen Leben der Nation teilzunehmen.

Dieſe Beobachtung führt uns zu der Unterſuchung, ob Beſitz und geſellſchaftliche Stellung bezüglich unſerer Frage von Einfluß geweſen ſind. Wenn uns auch nicht für ſämtliche Schriftſteller die nötigen Angaben bekannt ſind, wiſſen wir doch immerhin von einem ſehr beträchtlichen Teile der talentvollen Schriftſteller (623 an der Zahl), aus welchen geſellſchaftlichen Schichten ſie hervorgegangen ſind, ſo daß wir die hieraus ſich ergebenden Schlüſſe wohl verallgemeinern dürfen. Der Adel, zu welchem auch die Offiziere zu rechnen ſind, lieferte von 1300—1500 die Hälfte aller talentvollen Schriftſteller, von 1500—1600 etwa 40 %, von 1600—1700 etwa 25 %, von 1700—1775 etwa 26 %, von 1775—1825 etwa 16 %. Die Beamten des Richterſtandes und der öffentlichen Verwaltung lieferten von 1300—1500 etwa 30 % aller talentvollen Schriftſteller, von 1500—1600 etwa 28 %, von 1600—1700 etwa 39 %, von 1700—1775 etwa 29 %, von 1775—1825 etwa 24 %. Die ſogenannten freien Berufe (Künſtler, Anwälte, Geiſtliche, Ärzte, Lehrer, Ingenieure) lieferten von 1300—1500 etwa 10 % aller talentvollen Schriftſteller, von 1500—1600 etwa 21 %, von 1600 bis 1700 etwa 20 %, von 1700—1775 etwa 22 %, von 1775—1825 etwa 31 %. Die Kaufleute, Bankiers, und Grund- oder Hausbeſitzer, die Klaſſe der wohlhabenden Bürger, lieferten von 1300 bis 1500 etwa 6 % aller talentvollen Schriftſteller, von 1500—1600 desgleichen 6 %, von 1600—1700 etwa 9 %, von 1700—1775 etwa 12 %, von 1775—1825 etwa 17 %. Die Klaſſe der Handwerker, Bauern und Arbeiter lieferte von 1300—1500 etwa 4 % aller talentvollen Schriftſteller, von 1500—1600 etwa 6 %, von 1600—1700 etwa 8 %, von 1700—1775 etwa 11 %, von 1775 bis 1825 etwa 13 %. Aus dieſer Zuſammenſtellung ergiebt ſich zur Genüge, daß es nicht der Beſitz iſt, auch nicht die geſellſchaftliche Stellung, welche auf unſere Frage Einfluß hat. Bis 1775 war Beſitz und Stellung des Adels völlig geſichert, und doch macht ſich von 1300—1775 ab eine ſtändige Abnahme an adeligen Schriftſtellern bemerkbar. Die Magiſtratur (Richter und Verwaltung) iſt während des ganzen unterſuchten Zeitraumes an Schriftſtellern im weſentlichen gleich fruchtbar geweſen, wenn auch für einzelne Perioden ſich Abweichungen ergeben. Die anderen Klaſſen, die

freien Berufe, Handel und Gewerbe, Handwerk und Arbeit, zeigen einen ſtetig zunehmenden Aufſchwung in der Hervorbringung von Schriftſtellern, nicht weil ihnen ein größerer Beſitz zur Seite ſteht — das dürfte beiſpielsweiſe für Handwerk und Arbeit nicht zutreffen —, ſondern weil für ſie die Gelegenheit und Möglichkeit der beſſeren Ausbildung ſtändig gewachſen iſt.

Von all den äußeren Faktoren, welche auf die Hervorbringung von Schriftſtellern günſtig einwirken, hat alſo nur die Erziehung, der Unterricht eine größere Bedeutung; Örtlichkeit, Beſitz und geſellſchaftliche Stellung nur inſofern, als ſie die Mittel zur Ausbildung an die Hand geben; und nur inſofern darf man ſagen: die geſellſchaftliche Stellung macht den Mann, wenn aus ihm überhaupt etwas zu machen iſt.

So endet die Unterſuchung, wie die großen Schriftſteller entſtehen, der Hauptſache nach negativ. Die Vererbung ſpielt gar keine Rolle, und von den äußeren Umſtänden nur die genoſſene Bildung. Sie kann zwar das ſchlummernde Talent wecken und zur Geltung bringen, ſie kann es aber nimmermehr erzeugen.

Wenn ſo auch die Schule bei der Hervorbringung bezw. Entwickelung der Schriftſteller eine wichtige Rolle ſpielt, ſo iſt damit noch nicht geſagt, daß ſie die gleiche Bedeutung für die anderen Klaſſen der hervorragenden Männer hat. Man kann es verſtehen, daß die Beſchäftigung mit Sprachen, die Übung im Ausdruck der Gedanken für die Männer von der höchſten Bedeutung iſt, welche das, was ſie fühlen, denken und forſchen, ſprachlich geſtalten wollen. Ob aber die Männer der That, die Staatsmänner, Feldherren, Entdeckungsreiſenden, Koloniſatoren ꝛc., deren Größe auf dem Willen beruht, oder die Künſtler, welche durch ihre Empfindung und ihre Phantaſie groß ſind, bei ihrer Entwickelung in gleicher Weiſe von der Schule gefördert werden, wie die Schriftſteller, ſteht noch dahin und bedarf weiterer Unterſuchung.

4.

Abteilung für Soziale Wissenschaften (SzW).

a) Sektion für Jurisprudenz (J).

Dieser Sektion wurden in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis zum 31. Dezember 1896 auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr Dr. jur. A. Rosenheim, Rechtsanwalt, hier,
„ Dr. jur. W. Kilzer, Justizrat, hier,
„ Dr. jur. R. Geiger, Referendar, hier,
„ Dr. jur. J. Blau, Rechtsanwalt, hier,

ohne Wahlrecht:

Herr Dr. jur. O. Priester, Referendar, hier.

Die im Oktober vorgenommene Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Dr. P. Neumann, als zweiten Vorsitzenden Herrn Landgerichtsrat H. Dove und als Schriftführer Herrn Dr. P. Zirndorfer.

In dieser Sektion sprachen am

9. November Herr Amtsrichter Dr. Marsson über „Fragen des Frankfurter Vormundschaftsrechtes";

23. November Herr Dr. Zirndorfer über „Preußisches Vereinsrecht";

7. Dezember Herr Dr. P. Neumann über „Das Handlungsvermögen im Frankfurter ehelichen Güterrecht".

---

b) Sektion für Volkswirtschaft (V).

Dieser Sektion wurden in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis zum 31. Dezember 1896 auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

mit Wahlrecht

Herr Dr. jur. K. von Mangoldt, hier,
„ Dr. phil. A. Voigt, hier,
„ Dr. phil. P. Schnellbach, hier,
„ E. Säng, Versicherungsbeamter, hier,
„ E. H. Epstein, Kaufmann, hier,
„ Dr. phil. W. Roth, hier,
„ Dr. jur. O. Prieſter, Referendar, hier,
„ Dr. phil. G. Biedenkapp, hier,
„ Dr. med. E. Fromm, hier,

ohne Wahlrecht:

Herr Dr. phil. H. Dechent, Pfarrer, hier,
„ S. Wolpe, Zahnarzt, Offenbach,
„ Dr. jur. R. Geiger, Referendar, hier,
„ Dr. jur. G. Sombart, Oberregierungsrat, hier,
„ Dr. jur. A. Roſenheim, Rechtsanwalt, hier.

Die im Oktober vorgenommene Neuwahl des Vorſtandes ergab als erſten Vorſitzenden Herrn Direktor A. Koßmann, als zweiten Vorſitzenden und Schriftführer Herrn Dr. A. Voigt.

Es ſprachen am

7. Oktober Herr Stadtrat Dr. Fleſch über
„Die Verſammlung des Deutſchen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit in Straßburg";

21. Oktober Herr Dr. Ph. Stein über
„Die Geſchichte der Werttheorie, II. Teil";

4. November Herr M. Loeb über
„Steiner, Der Verein für Arbeiterhäuſer in Wien";

3. Dezember: Herr Dr. W. Roth über
„Öffentliche Auskunftsſtellen und Arbeiterſekretariate".

* * *

Der eingesandte Bericht lautet:

Auskunftsstellen und Arbeitersekretariate. Von Dr. Wilhelm Roth.

Die Frage der Errichtung von besonderen Instituten, bei denen den Angehörigen der unbemittelten oder wenig bemittelten Volkskreise in Rechtsangelegenheiten, sei es unentgeltlich, sei es gegen geringes Entgelt, Rat und Auskunft erteilt wird (Volksbureaus, Auskunftsstellen, Arbeitersekretariate), ist gegenwärtig in verschiedenen Städten von aktueller Bedeutung. Zweifellos ist ein dringendes Bedürfnis nach derartigen Einrichtungen vorhanden und macht sich immer stärker geltend. Der Umfang, den die Gesetzgebung in unserer Zeit gewonnen hat, und ihr stetes Anwachsen erschweren es sogar dem Fachmann, sich stets auf dem Laufenden zu erhalten und auf den verschiedenen Rechtsgebieten zurechtzufinden; wieviel schwieriger ist dies für den Laien. Der Wohlhabende kann sich hier wenigstens dadurch helfen, daß er einen Rechtsbeistand zu Rate zieht. Dem Unbemittelten oder wenig Bemittelten ist dies wegen der damit verbundenen hohen Kosten in den meisten Fällen gar nicht möglich; um sich selbst zu orientieren, fehlt ihm die nötige Zeit und meist auch das nötige Verständnis. In seiner Ratlosigkeit weiß er nicht, wo er sich Belehrung über die gesetzlichen Bestimmungen holen und was er zur Wahrung seiner Rechte thun soll. Die Folge davon wird sein, daß sich in diesen Kreisen immer mehr der Glaube einbürgert, daß die Gesetze und die staatlichen Einrichtungen nur zum Wohle der besitzenden Klassen geschaffen sind.

Es kommt hinzu, daß bei uns ein großer Teil der Gesetzgebung, die Arbeitergesetzgebung, hauptsächlich gerade diese unteren und mittleren Volkskreise berührt und daß hier für sie ganz neuartige Rechtsverhältnisse geschaffen wurden. Bedenkt man, daß diese Arbeitergesetze an Klarheit und Übersichtlichkeit vieles zu wünschen übrig lassen, daß zu ihrer Durchführung ein höchst komplizierter Verwaltungsapparat geschaffen wurde und daß sich an diese Gesetze eine Menge von Verordnungen, Verfügungen und (manchmal einander widersprechende) Entscheidungen anschließt, so wird man

es begreiflich finden, daß die von dieſen Geſetzen betroffenen Kreiſe heute noch vielfach über die ihnen auferlegten Pflichten und eingeräumten Rechte im Unklaren ſind. Dieſe Geſetze ſind es auch vor allem, welche das Bedürfnis nach einem Wegweiſer und Führer für die beteiligten Kreiſe hervorgerufen haben. Sieht man von den Rechtsſchutzvereinen der Gewerkvereine, Arbeiterverbände ꝛc., die nur den Mitgliedern dieſer Vereinigungen zu Gute kommen, und von den Briefkaſten der Zeitſchriften und Zeitungen, die den ſich hier geltend machenden Bedürfniſſen nur in unvollkommener Weiſe zu entſprechen vermögen, ab, ſo gebührt das Verdienſt, zuerſt Auskunftsſtellen geſchaffen zu haben, die der Allgemeinheit zu Gute kommen ſollen, dem Zentrum. Im Jahre 1890 wurde in Eſſen das erſte katholiſche Volksbureau eröffnet; andere folgten bald in verſchiedenen Städten nach. Dieſe Volksbureaus lehnen ſich in der Regel an die lokalen katholiſchen Arbeiter- oder Handwerkervereine an. Auch die evangeliſchen Arbeitervereine haben an einigen Orten ſolche Volksbureaus gegründet. Von den in den Gewerkſchaften organiſierten Arbeitern wurden in verſchiedenen Städten Auskunftsſtellen errichtet; unter dieſen hat das im Jahre 1894 gegründete Arbeiterſekretariat zu Nürnberg die größte Bedeutung erlangt. Von gemeinnütziger Seite wurde im Jahre 1895 in Leipzig ein Volksbureau und in Frankfurt a. M. die Auskunftsſtelle für Arbeiterangelegenheiten gegründet. Dieſe bildet inſofern einen Übergang zu einem letzten Typus von Auskunftsſtellen, den kommunalen Auskunftsſtellen, als der Magiſtrat auf den Antrag des Inſtituts für Gemeinwohl, das die Auskunftsſtelle gründete, genehmigte, daß die aus Arbeitgebern und Arbeitnehmern unter dem Vorſitz eines Magiſtratsmitgliedes beſtehende Aufſichtskommiſſion für die ſtädtiſche Arbeitsvermittlungsſtelle auch die Aufſicht über die Auskunftsſtelle ausübe. Endlich ſind noch die im Jahre 1895 ins Leben getretenen ſtädtiſchen Auskunftsſtellen zu Hamm i. Weſtfalen und Ruhla i. Th. zu erwähnen; in Mühlhauſen i. E. wird ein ſtädtiſches Arbeiterſekretariat demnächſt errichtet werden und in Mainz ſoll das ſchon längſt geplante ſtädtiſche Arbeitsamt neben der Arbeitsvermittlung auch die Auskunftserteilung übernehmen.

Zweifellos haben alle dieſe bis jetzt beſtehenden Einrichtungen, bei denen teils ganz unentgeltlich, teils gegen geringes Entgelt Rat und Auskunſt in Rechtsſachen, vor allem in Arbeiterangelegenheiten erteilt wird, und eventuell auch die nötigen ſchriftlichen Arbeiten gefertigt werden, ſegensreich gewirkt. Dies enthebt uns aber doch nicht der Erörterung der Fragen: wie iſt der Aufgabenbereich einer Auskunftsſtelle abzugrenzen? wie iſt eine Auskunftsſtelle am beſten zu organiſieren? und iſt insbeſondere die Verbindung einer Auskunftsſtelle mit einem Arbeiterſekretariat[1]) notwendig und zweckmäßig?

Die Aufgabe einer Auskunftsſtelle (Volksbureau) beſteht in der Auskunftserteilung in Rechtsſachen. Es fragt ſich nun, an wen iſt Auskunft zu erteilen, auf welche Rechtsgebiete ſoll ſich die Auskunftserteilung erſtrecken und wie weit ſoll die Auskunftsſtelle ihre Klienten bei der Verfolgung ihrer Anſprüche unterſtützen. Die Statuten der verſchiedenen zur Zeit beſtehenden Auskunftsſtellen enthalten in der Regel die Beſtimmung, daß an jedermann, ſei es unentgeltlich, ſei es gegen Zahlung einer geringen Gebühr, Auskunft erteilt wird. Unſeres Erachtens iſt der Ausdruck „jedermann" nur cum grano salis aufzufaſſen. Leute, die die Mittel haben, um ſich an einen Rechtsanwalt wenden zu können, werden unter Umſtänden an einen ſolchen ohne weiteres zu verweiſen ſein; denn die Auskunftsſtellen ſollen keineswegs den Anwälten eine illoyale Konkurrenz bereiten. Die Auskunftsſtellen ſind vielmehr in der Hauptſache dazu beſtimmt, den Unbemittelten oder wenig Bemittelten ratend und helfend wie ein Rechtsanwalt zur Seite zu ſtehen. Eine feſte Grenze aber zu ziehen, welchen Perſonen Auskunft zu erteilen iſt und welchen nicht, iſt kaum möglich; die Auskunftsſtelle hat hier nach Lage des einzelnen Falles darüber zu entſcheiden, ob ſie Auskunft erteilen ſoll oder nicht. Die Auskunftsſtelle würde z. B. ihre Aufgaben weit überſchreiten, wenn ſie einem

[1]) Wir halten die Bezeichnung „Arbeiterſekretariat" für eine Auskunftsſtelle nicht für ganz zutreffend; denn einmal ſoll die Thätigkeit einer Auskunftsſtelle nicht nur den Arbeitern, ſondern auch anderen Perſonen zu Gute kommen, und dann iſt die Auskunftserteilung nicht auf ſpezielle Arbeiterangelegenheiten beſchränkt. Wir werden weiter unten näher darzulegen haben, was unſerer Anſicht nach eigentlich unter „Arbeiterſekretariat" zu verſtehen iſt.

wohlhabenden Manne Rat in Erbschaftsangelegenheiten, Kaufgeschäften und dergleichen erteilen oder eine Berufungsschrift gegen eine Steuerveranlagung anfertigen wollte; dagegen wird die Auskunftsstelle bisweilen im Interesse von Arbeitern handeln, wenn sie größeren Arbeitgebern in Fragen, die das Arbeitsverhältnis betreffen, Auskunft erteilt.

Was den objektiven Umfang der Thätigkeit von Auskunftsstellen betrifft, so ist dieser bei den verschiedenen Instituten verschieden weit umgrenzt. Bei manchen Auskunftsstellen wird unbedingt über alle Rechtsangelegenheiten Auskunft erteilt, andere wieder beschränken sich in der Regel auf bestimmte Rechtsgebiete, vor allem die gesamte Arbeitergesetzgebung, und geben nur ausnahmsweise in anderen Rechtssachen Auskunft. Unseres Erachtens sollten auch hier die Auskunftsstellen sich gewisse Beschränkungen auferlegen und zu vermeiden suchen, daß sie mit den Anwälten in solchen Rechtssachen, die der Natur der Sache nach eigentlich durch einen Anwalt zu erledigen sind, in Konkurrenz treten. Obligatorisch würde sich die Auskunftserteilung zu erstrecken haben auf Fragen, die die Arbeiterversicherung, den Arbeiterschutz und gewerbliche Streitigkeiten betreffen; sodann wird man auch die Thätigkeit unbedenklich ausdehnen dürfen auf Armensachen, Staatsangehörigkeitssachen, Steuer-, Schul- und Militärwesen, Vormundschaftsangelegenheiten und kleinere Mietstreitigkeiten u. dergl.; hier wird ja in den weitaus meisten Fällen die Hilfe eines Rechtsanwalts weder erforderlich noch geboten sein. In sonstigen zivilrechtlichen Angelegenheiten sowie in Strafrechtssachen wird man sich darauf beschränken müssen, den Anfragenden eine allgemeine Anleitung zu geben: sie sind aber dann wegen der etwaigen weiteren und eingehenderen Behandlung der Angelegenheit an einen Rechtsanwalt zu verweisen. Eine feste Grenze für die Thätigkeit der Auskunftsstelle läßt sich indessen hier kaum ziehen; wie weit sie im einzelnen Fall gehen soll, muß dem Ermessen des betr. Geschäftsführers überlassen bleiben.

Mit der bloßen Auskunftserteilung ist aber den meisten Leuten noch nicht geholfen; vielfach sind noch schriftliche Arbeiten, wie Klageschriften, Eingaben u. dergl., anzufertigen. Bekanntlich

verſtehen es nur die wenigſten aus den unteren Schichten des Volkes derartige Arbeiten auch nur einigermaßen korrekt abzufaſſen; weitaus die meiſten ſind deshalb bisher auf die Hilfe von Winkeladvokaten angewieſen, die für ganz geringwertige Leiſtungen ein unverhältnismäßig hohes Honorar beanſpruchen; dieſen zweifelhaften Exiſtenzen das Feld ihrer Thätigkeit abzugraben, iſt jedenfalls eine dankenswerte Aufgabe der Auskunftsſtellen.

Auch die Vertretung der Parteien vor Gericht kann unter Umſtänden von einer Auskunftsſtelle übernommen werden; jedoch wird dies ſchon mit Rückſicht auf den damit verbundenen Zeitaufwand nur in ganz beſonderen Fällen geſchehen, namentlich nur dann, wenn die Partei, ſei es durch Krankheit oder andere unabwendbare Ereigniſſe, am Erſcheinen verhindert iſt, und nur vor den Gewerbegerichten und den Schiedsgerichten für die Unfall- und Invalidenverſicherung; die Prozeßvertretung vor den ordentlichen Gerichten wäre überhaupt womöglich ganz zu vermeiden, es ſei denn, daß der Auskunftsſtelle ein bei dem betreffenden Gerichte zugelaſſener Rechtsanwalt angehört.

Von ganz beſonderer Bedeutung in ſozialer Beziehung kann die Thätigkeit der Auskunftsſtelle werden, wenn ſie als Vermittlerin, ſei es zwiſchen Privaten, z. B. in gewerblichen Streitigkeiten zwiſchen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, ſei es zwiſchen Privaten und Behörden, z. B. zwiſchen Arbeitern und Gewerbeaufſichtsbeamten zwecks Übermittlung von Beſchwerden ſeitens der erſteren, auftritt.

Die Auskunftsſtelle ſoll aber nicht nur dann in Aktion treten, wenn ſie von den einzelnen um Rat und Auskunft erſucht wird; ſie ſoll auch thunlichſt oft durch belehrende Mitteilungen in Tagesblättern oder in einem beſonderen Organ auf diejenigen geſetzlichen Beſtimmungen aufmerkſam machen, über die nach ihrer Erfahrung noch vielfach Unklarheit herrſcht; mancher wird ſo vor Schaden bewahrt und manche Streitigkeit wird vermieden werden können.

Endlich mag darauf hingewieſen werden, daß das bei einer ſolchen Auskunftsſtelle ſich anſammelnde Material, namentlich wenn die einzelnen Fälle genau aktenmäßig regiſtriert werden, als wertvolle Unterlage für ſoziale Studien und Reformvorſchläge dienen kann.

Es fragt ſich nun, wie ſind ſolche Auskunftsſtellen am beſten zu organiſieren. Es iſt ſchon oben erwähnt worden, daß die zur Zeit beſtehenden Auskunftsſtellen teils Partei-, teils gemeinnützige, teils kommunale Einrichtungen ſind; zweifellos haben ſie alle eine ſegensreiche Thätigkeit entfaltet, und da ſich ja die Thätigkeit einer Auskunftsſtelle auf dem Boden der beſtehenden Geſetze bewegt, ſo iſt dem betreffenden Geſchäftsführer verhältnismäßig wenig Gelegenheit und Veranlaſſung geboten, ſeine ſpeziellen politiſchen oder wirtſchaftlichen Anſchauungen zur Geltung zu bringen; er braucht nur mit der nötigen Sachkenntnis auch die erforderliche Sachlichkeit zu verbinden. Indes, das Beſſere iſt der Feind des Guten. Wenn auch die vorhandenen Parteiinſtitute gewiß das Beſtreben haben, der Allgemeinheit zu dienen, ſo verfolgen ſie doch ganz naturgemäß auch dabei den Zweck, wenigſtens indirekt die Intereſſen der Partei, von der ſie gegründet ſind, zu fördern. Es kann deshalb nicht ausbleiben, daß Andersdenkende es vermeiden, mit dieſen Inſtituten in irgend welche Beziehung zu treten. Dies kann aber der Auskunftsſtelle die Erfüllung einer ihrer wichtigſten Aufgaben, nämlich als Vermittlerin zwiſchen ſtreitenden Parteien oder zwiſchen Privaten und Behörden zu dienen, weſentlich erſchweren. Um ihre Aufgaben möglichſt vollkommen löſen zu können, iſt es unbedingt notwendig, daß die Auskunftsſtelle den Ruf vollkommener Neutralität und Unparteilichkeit genießt und ſich des Vertrauens aller Kreiſe erfreut; außerdem aber muß es auch als wünſchenswert bezeichnet werden, daß die Auskunftsſtelle eine gewiſſe Autorität als öffentliche Einrichtung beſitzt, damit ſie nicht nur auf den guten Willen derer angewieſen iſt, mit denen ſie im Intereſſe ihrer Klienten in Verkehr tritt. Dieſen Anforderungen entſpricht am beſten eine kommunale Auskunftsſtelle unter gemeinſamer Verwaltung und Aufſicht der beiden Intereſſentengruppen, zu denen dies Inſtitut naturgemäß die meiſten Beziehungen hat, der Arbeitgeber und Arbeitnehmer.

Weſentlich verſchieden von den Aufgaben einer Auskunftsſtelle ſind die eines Arbeiterſekretariats, wenigſtens wenn man damit eine Einrichtung wie das bekannte Schweizeriſche Arbeiterſekretariat in Zürich bezeichnen will, von dem ja wohl dieſe Be-

zeichnung entlehnt ist. Das Schweizerische Arbeitersekretariat ist ein Organ des Schweizerischen Arbeiterbundes, der, aus Arbeitervereinen bestehend, die gemeinsame Vertretung der wirtschaftlichen Interessen der Arbeiterklasse in der Schweiz bezweckt, und dem Vereine von ganz verschiedener politischer und religiöser Richtung angehören. Der schweizerische Arbeitersekretär Greulich äußerte sich über die Aufgaben des Sekretariats folgendermaßen: „Das Sekretariat hat die Interessen der Arbeiterschaft auf dem ganzen Gebiete der Volkswirtschaft zu wahren und zu fördern; es ist ein Organ, durch das die Arbeiterverhältnisse in jeder Richtung untersucht, die Wünsche und Begehren der Arbeiter, soweit sie wirtschaftlicher Natur sind und sich auf die Gesetzgebung beziehen, gesammelt und so in die Form gebracht werden sollen, die eine Realisierung ermöglicht." Das Sekretariat hat also für den Arbeiterstand im wesentlichen dieselben Funktionen zu erfüllen, die für den Handelsstand, die Großindustrie und die Landwirtschaft bei uns die Handelskammern, Landwirtschaftskammern und sonstigen wirtschaftlichen Interessentenvereine erfüllen. Man kann es nur als im hohen Grade wünschenswert bezeichnen, daß ebenso wie die ebengenannten Berufsstände schon eine geordnete, anerkannte Interessenvertretung besitzen und der Handwerkerstand sie in den Handwerkerkammern erhalten soll, so auch für den Arbeiterstand ein Organ geschaffen werde, das die speziellen Interessen dieses Standes wahrzunehmen hat. Einen Ansatz zu solchen „Arbeiterkammern" enthält ja bereits das Gewerbegerichtsgesetz vom 29. Juli 1890, das in § 70 den Gewerbegerichten einerseits die Verpflichtung auferlegt, den Behörden Gutachten über gewerbliche Fragen abzugeben und ihnen andrerseits das Recht einräumt, in gewerblichen Fragen, die die seiner Gerichtsbarkeit unterstehenden Betriebe berühren, Anträge an Behörden und an Vertretungen von Kommunalverbänden zu stellen. Es ist uns bis jetzt nicht bekannt geworden, daß die Gewerbegerichte in dieser Richtung eine besonders große Thätigkeit entfaltet hätten; es ist auch nicht anzunehmen, daß sich hieran für die Zukunft etwas ändern wird. Ein aus Arbeitgebern und Arbeitnehmern zusammengesetztes Kollegium kann eben nicht in allen Fällen als ein geeignetes Organ zur Vertretung der Interessen des Arbeiterstandes

betrachtet werden; verſchiedene wirtſchaftliche und politiſche Anſchauungen und häufig auch ein wirklicher oder vermeintlicher Gegenſatz der beiderſeitigen Intereſſen ſtehen einer erfolgreichen Thätigkeit hindernd im Wege. Eine wirkliche Intereſſenvertretung iſt eben nur möglich durch ein Organ, dem nur Leute mit gleichen oder gleichartigen Intereſſen angehören. Solange die Schaffung ſolcher Organe durch die Geſetzgebung nicht zu erwarten iſt, wird es Sache der Arbeiter bezw. ihrer Vereinigungen ſein, aus eigener Initiative Einrichtungen ins Leben zu rufen, die die Intereſſen des Arbeiterſtandes wahrzunehmen haben. Die Aufgaben eines ſolchen wirklichen Arbeiterſekretariats ſind nun aber ſo vielſeitige und mannigfaltige — mit bloßen ſtatiſtiſchen Erhebungen iſt hier wenig gethan —, daß dem Arbeiterſekretär gar nicht die nötige Zeit bleibt, um ſich mit der Auskunftserteilung in Rechtsſachen an Einzelne weiter zu befaſſen. So äußert ſich Greulich über die Frage der Auskunftserteilung durch das Schweizeriſche Arbeiterſekretariat: „Eine Aufgabe, die das Arbeiterſekretariat nicht wohl wird ganz von ſich weiſen können, die aber doch wohl auf ein beſtimmtes Maß wird beſchränkt werden müſſen, wenn nicht viel Zeit damit verloren gehen ſoll, iſt die Auskunftserteilung. Daß das Sekretariat unmöglich ſich mit Privatſachen einzelner oder inneren Vereinsangelegenheiten befaſſen kann, liegt wohl auf der Hand; dagegen dürfte es ſchwer ſein, im übrigen von vornherein auszuſcheiden, welcher Art Auskunft das Arbeiterſekretariat zu erteilen hat und welcher nicht.“ Thatſächlich hat ſich auch die Thätigkeit des Schweizeriſchen Arbeiterſekretariats als Auskunftsſtelle immer in verhältnismäßig beſcheidenen Grenzen gehalten; im Jahre 1895 z. B. wurden nur 1151 Auskünfte erteilt; dagegen hat das Sekretariat eine ganze Anzahl für das Studium der Arbeitergeſetzgebung wichtiger Unterſuchungen veröffentlicht.

Einem Arbeiterſekretär wird aber, wenn er ſeine Aufgaben als ſolcher in vollem Maße erfüllen will, nicht nur die nötige Zeit zur Auskunftserteilung fehlen, ſondern er wird auch gar nicht mehr der geeignete Mann ſein, um eine ſolche der Allgemeinheit zu gute kommende Thätigkeit zu entfalten. Eine energiſche Wahrung der Intereſſen des ganzen Arbeiterſtandes als ſolchen wird den Arbeiter-

sekretär naturgemäß in einen Gegensatz zu anderen Ständen und zu den Behörden bringen; er wird infolgedessen kaum im Rufe vollkommener Unparteilichkeit stehen und dadurch oft nicht in der Lage sein, dem einzelnen ausreichenden Schutz bei Verfolgung seiner Rechtsansprüche zu gewähren.

Weit entfernt also, daß die Errichtung einer vollkommen neutralen Auskunftsstelle der gleichzeitigen Errichtung eines Arbeitersekretariats hindernd im Wege steht, kann es für das letztere nur förderlich sein, wenn ihm die zeitraubende Auskunftserteilung in privaten Rechtsangelegenheiten abgenommen und einem andern für diesen Zweck geeigneten Institute übertragen wird.

Dies würde selbstverständlich keineswegs ausschließen, daß das Arbeitersekretariat mit der Auskunftsstelle Fühlung nehme und daß die beiden Institute sich bei der Durchführung ihrer Aufgaben gegenseitig unterstützen. Das sollte überhaupt angestrebt werden, daß alle die verschiedenen Einrichtungen, die zum Wohle der arbeitenden Klasse geschaffen sind, sich eng aneinander anschließen und einander ergänzen. Das Ideal in dieser Hinsicht wäre ja, daß alle diese Einrichtungen, wie Gewerbegericht, Arbeitsnachweis, Auskunftsstelle, Arbeitersekretariat, Gewerbeinspektion und vielleicht später einmal das lokale Versicherungsamt (als lokales Organ der gesamten Arbeiterversicherung) zusammengefaßt würden in dem lokalen Arbeitsamte.

5.

Abteilung für Mathematik und Naturwissenschaften (N).

Dieser Abteilung wurde in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis zum 31. Dezember 1896 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr S. Wolpe, Zahnarzt, Offenbach.

Die im Oktober vorgenommene Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Dr. O. Rausenberger, als

zweiten Vorsitzenden Herrn Dr. H. Dobriner und als Schriftführer Herrn Dr. Gg. Knieß.

In dieser Abteilung sprach am

17. November Herr Prof. Dr. Israel-Holtzwart über „Anwendung der verbesserten Saros zur Feststellung historischer Finsternisse. I. Abteilung: Neu- und Vollmondsberechnung".

6.

Abteilung für Deutsche Sprache und Litteratur (DL).

Dieser Abteilung wurden in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis zum 31. Dezember 1896 auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr Dr. G. Sombart, Oberregierungsrat, hier,
„ J. Schmauß, Oberstlieutenant a. D., München,
„ R. Meyer von Schauensee, München;

ohne Wahlrecht:

Herr Dr. phil. Wohlfeil, hier.

Die im Oktober vorgenommene Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Direktor Dr. K. Rehorn, als zweiten Vorsitzenden Herrn Dr. A. Krüger und als Schriftführer Herrn Prof. Dr. F. Rehorn.

III. Litterarische Mitteilungen.

Neuere Goethe- und Schillerlitteratur XIII.

Von Professor Dr. Max Koch zu Breslau.

Alle Versuche und Vereinigungen zur Ehrung unserer beiden Dichterfürsten können gewiß nirgends auf freundlichere Teilnahme rechnen als sie das Freie Deutsche Hochstift ihnen entgegenbringt, das, aus der Schillerbegeisterung des Jahres 1859 geboren, in Goethes Geburtshause seinen Sitz hat. Und so dürfen wir auch an dieser Stelle mit Genugthuung die im Mai 1895 erfolgte Erweiterung des bereits 1835 gegründeten Schillervereins zu Marbach in einen Schwäbischen Schillerverein erwähnen: die durch Herbeiziehung weiterer Kreise von Freunden des Dichters und seiner Werke gewachsene Kraft des Vereins wird sicherlich dazu beitragen, die bisherigen Leistungen in einer für die Pflege der Schillerforschung förderlichen Weise zu erhöhen. Die Erhaltung von Schillers Geburtshaus war bisher die Hauptaufgabe des Marbacher Schillervereins, wie die historisch getreue Wiederherstellung des Hauses auf dem Hirschgraben ein Gegenstand besonders liebevoller Pflege für das Frankfurter Hochstift war und ist. Ob und welcher Art der Schwäbische Schillerverein selbst sich litterarisch bethätigen wird, ist bis jetzt noch nicht bekannt gegeben worden. Als erste litterarische Kundgebung zu seinen Gunsten liegt der in der Tübinger Ortsgruppe des Schwäbischen Schillervereins gehaltene Vortrag von Ernst Müller vor: „Geschichte der deutschen Schillerverehrung“.[1]) Es wäre eine dankbare und

[1]) Tübingen 1896 (H. Laupp'sche Buchhandlung). Der Reinertrag ist zu gunsten des Schwäbischen Schillervereins bestimmt.

höchst lehrreiche Aufgabe, die Verehrung und die Auffassung Schillers im Zusammenhange mit der politischen Entwickelung und dem Wandel der Kunst- und Lebensanschauungen der Nation darzustellen. Was bedeuteten nur seine vaterländischen Mahnworte für Theodor Körners Genossen und dann wieder sein Einfluß auf die Erstarkung des Einheitsdranges zwischen 1848 und 1870! Kraftvoll hat es Wilhelm Jordan ausgesprochen:

Was uns im Tell als Wecker und Bewiller
Erst anerzog von Gottesgnaden Schiller, —
Nur blöder Sinn kann das geringer achten
Als den Gewinn von drei, vier Siegesschlachten.

Und wie fand man andererseits die liberalen Forderungen in Marquis Posas Verlangen nach Gedankenfreiheit, in Verrinas republikanischem Trotze klassisch dargestellt! Die Jugend und die Dichter begeisterten sich an dem Schwunge der gedankenvollen Verse, während die Philosophen sich bereit zeigten, dem von den Kritikern bedrängten Poeten einen Platz in ihren ernsten Reihen zuzugestehen. Das heroische Beispiel seines Lebensganges und seiner Selbsterziehung weckte dem unbefangenen Betrachter immer von neuem Ehrfurcht, während Parteisucht und kleinliche Gesinnung von den Romantikern an bis herab auf modernste Schillerhasser bald die Rhetorik, bald die philosophische Belastung der Ideendichtung, bald den Süddeutschen in Schiller zum Angriffsgegenstand ihres hämischen Unverstandes wählten. Auf den inneren Zusammenhang, der zwischen der allgemeinen deutschen Geistesgeschichte und den Schwankungen in der Auffassung der Schillerischen Dichtung besteht, ist Ernst Müller ebensowenig wie auf die einzelnen Dichterstimmen über Schiller, auf seinen Einfluß auf die bildenden Künste, eingegangen. Er hat sich in seinem Vortrage mit einer knapp charakterisierenden Aufzählung der Schillerbiographien und der Entstehung der einzelnen Schillerdenkmale in Deutschland und Amerika begnügt unter besonderer Berücksichtigung der durch die Jubelfeier von 1859 hervorgerufenen Schriften. Von dem hingebenden Eifer, mit dem die schwäbische Schillerforschung vor allem Schillers Beziehungen zu seiner engeren Heimat aufzudecken und seine dort entstandenen Jugenddichtungen zu erläutern bestrebt ist, hat Müller wie schon

früher in seiner ergebnisreichen Studie über „Kabale und Liebe“ und seinen Erläuterungen zu Schillers Kalender (vgl. X, 229 und IX, 386) so neuerdings in dem seine einzelnen Untersuchungen zusammenfassenden Sammelbande „Schillers Jugenddichtung und Jugendleben“[2]) eine beachtenswerte Probe abgelegt. Zwei Aufsätze erscheinen als Ergänzung der früheren Schrift über „Kabale und Liebe“, indem Müller seine Auffassung des Stückes gegen Frick und Kettner (vgl. X, 472) vertheidigt. Fricks Ausstellungen erweisen sich gegenüber den thatsächlichen württembergischen Verhältnissen, die dem Drama zu Grunde liegen, zum größeren Teile als unhaltbar; in den Fällen, in denen Schiller Motive aus vorangehenden Dichtungen entlehnt hat — Müller zieht neuerdings noch Möllers „Sophie oder der gerechte Fürst“ und Marmontels „Zemire et Azor“ heran —, trifft Fricks ästhetischer Tadel eben diese Vorlage mit. Die Szene zwischen Lady Milford und Luise würde man jetzt kaum „ohne Zerstörung des ganzen Baues“ missen können, darin mag Müller wohl recht haben. Zu absichtsvoll und theatralisch bleibt aber die Szene doch, insofern würde man sie, wie Frick meint, allerdings gerne missen. Daß Schiller bei Einführung der Lady zuerst an andere fürstliche Maitressen und erst später an Franziska gedacht habe (S. 140), halte ich für unwahrscheinlich. Im übrigen hat Müller allen Einwürfen seine Gründe überzeugend gegenübergestellt. Von Schillers verloreuer Komödie, in der die akademische und Universitätsfreiheit zu Ungunsten der ersteren nebeneinander gestellt waren, hat Müller scharfsinnig im „Studenten von Nassau“ und in der Erzählung von Karl Moors Leipziger Studentenstreichen Spuren finden wollen. In die letzteren könnte in der That etwas davon aufgenommen worden sein, über den ja ebenfalls verlornen „Studenten von Nassau“ läßt sich kaum etwas vermuten. Conz sagt in der von Müller angeführten Stelle auch nichts, was zur Annahme eines solchen Zusammenhanges berechtigte. Warum Müller (S. 11) es für ausgeschlossen hält, daß der Intendant Seeger Schiller die Komödie zurückgegeben habe, sehe ich nicht ein. Seeger konnte aus

---

[2]) Neue Beiträge aus Schwaben. Stuttgart 1896 (Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger).

höfiſcher Rückſicht auf den Herzog oder aus Wohlwollen für ſeinen Eleven dieſem eine Arbeit zurückſtellen, die den Herzog wegen der Bevorzugung der Univerſität gegenüber ſeiner Akademie gegen Schiller erzürnen mußte. Die alte Behauptung, daß deutſche Poeſie in der Akademie nicht geduldet worden ſei, ſollte man doch angeſichts vieler widerſprechender Thatſachen und Weltrichs beweiskräftiger Widerlegung nicht mehr vorbringen; und andererſeits wird ſich Reinhards Tübinger Stiftszeugnis (S. 11) wohl auf die Pflege der lateiniſchen, nicht der deutſchen Poeſie beziehen. Mit Ferdinands Ausbrüchen der Eiferſucht ſtellt Müller das Gedicht der Anthologie „Fluch eines Eiferſüchtigen“, das er unbedingt als Schillers Eigentum in Anſpruch nimmt, zuſammen. Die Ideengemeinſchaft der „ſchlimmen Monarchen“ mit „Kabale und Liebe“ fällt wohl jedem Leſer der Ode auf. Eine Vergleichung des Eröffnungsgedichtes der Anthologie „Die Journaliſten und Minos“ und des Schlußgedichtes „Die Winternacht“ zeigt nicht nur Schillers ſpäter oft bewährtes Redaktionstalent, ſondern enthüllt auch Spitzen gegen Stäudlin und die Zenſur. Auch die „Grabſchrift“ bezieht ſich nach Müllers Auslegung auf Stäudlin, nicht, wie Weltrich annahm, auf Schiller ſelbſt. Von Müllers Unterſuchungen über perſönliche Beziehungen Schillers liefern die zwei umfangreichſten über Luiſe Viſcher und Wilhelmine Andreä zugleich einen Beitrag zu ſeiner Jugendpoeſie, den Laura- und den Minnagedichten. Vielleicht etwas mehr als löblich wandelt Müller dabei in Aufſpürung der Taufregiſter auf Froitzheims Spuren. Seine Zurückweiſung der Haakiſchen Hypotheſe, Wilhelmine Andreä ſei das Urbild der Laura geweſen, wird durch W. Langs Unterſuchungen beſtätigt und iſt unbedingt richtig. Das Verhältnis des Dichters zur Witwe Viſcher will er als reine Freundſchaft angeſehen wiſſen. Ich muß geſtehen, daß mir eine Erörterung über die Grenzlinie ſolcher Beziehungen in den ſeltenſten Fällen wiſſenſchaftlich geboten erſcheint. Müller bringt eine Reihe von Beweiſen bei, die ihm für die Reinheit des Verhältniſſes zu zeugen ſcheinen. Mit Beweiſen in ſolchen Dingen iſt es eine mißliche Sache, jedenfalls ließen ſich ebenſogut Gegenbeweiſe finden. Ich will und muß nur der einen Behauptung Müllers widerſprechen, Schiller habe „lediglich infolge des (ſpäteren)

Fehltritts der Frau Hauptmann“ (S. 64) ſeine Lauragedichte für die Gedichtſammlung von 1800 teils ganz weggelaſſen, teils umgeändert. Dazu beſtimmten ihn äſthetiſche und nicht moraliſche Gründe. Daß Schiller in der ganz zweifellos von der Neigung für Frau von Kalb diktierten „Freigeiſterei der Leidenſchaft“ den Lauranamen wieder anwandte, beweiſt nicht, wie Müller (S. 79) meint, daß Laura keine einheitliche Geſtalt geweſen ſei. Die Lauragedichte hatten Beifall gefunden, und Schiller hatte, indem er durch Wiedereinführung der bereits beliebten Geſtalt, d. h. ihres Namens, einmal den Neigungen des Publikums entgegenkam, zugleich den Vorteil, die Aufmerkſamkeit von den wirklichen Verhältniſſen abzulenken. Aber auch dem Dichter ſelbſt war die Laura ſeiner Lieder, für deren Charakteriſierung doch Kuno Fiſcher (vgl. VII, 415) das Beſte geleiſtet hat, keine wirkliche Geſtalt, wer immer auch die Sinne des feurigen Jünglings angeregt haben mochte. In Schillers Verhältnis zu ſeinem Paten Oberſt Rieger und zu Schubart hebt Müller den negativen Zug hervor, daß Schiller ſpäter niemals Schubart erwähnt habe, wie daß Rieger ſich vor dem Erſcheinen der Räuber nie um ſeinen Paten gekümmert habe. Für Riegers Charakter weiß Müller einige günſtige Zeugniſſe beizubringen, die zugleich dazu dienen, Schillers lobende Darſtellung in ſeinem Trauergedichte auf Rieger zu rechtfertigen. Von Schillers Stubengenoſſen Lieutenant Kapf teilt Müller einige Briefe aus ſeiner Garniſonszeit am Kap mit, die zeigen, daß europäiſche Offiziere in Afrika auch im vorigen Jahrhundert nicht ſtreng nach dem ſechſten Gebote lebten. Dagegen zeigen zwei Briefe Albrecht Friedrich Lempps, der ſchon in der Militärakademie philoſophiſche Fragen mit Schiller verhandelt haben ſoll, erfreulich, mit welch warmer Teilnahme und gutem Verſtändniſſe er noch 1802 dem Winke ſeines Jugendfreundes folgte. Ein Brief von Schillers Mutter an Chriſtophine vom 1. März 1788, deſſen Auffindung dem Biographen der Frau Majorin Schiller (vgl. X, 427) beſondere Freude bereitet haben wird, beſchließt Müllers Beiträge zu Schillers Jugendleben.

Als ein Seitenſtück zu Müllers Lebensbild von Schillers Mutter kann Hermann Moſapps Arbeit über „Charlotte von

Schiller“[3]) angeſehen werden. Das „für das deutſche Volk und Haus“ beſtimmte Buch bildet freilich nur einen Auszug aus längſt bekannten Briefquellen, aber dieſer Auszug iſt mit Geſchick und warmer Begeiſterung zu einer Schilderung Lottens abgerundet. Daß Charlotte von Lengefeld eine der liebenswürdigſten und liebenswerteſten weiblichen Geſtalten in der ganzen deutſchen Litteraturgeſchichte iſt, wird jeder, der ſich mit Schillers eigenem Lebensgange beſchäftigt hat, anerkennen. Die ſchönen Worte, mit denen Körners Gattin die Freundin an Schillers Leiche aufzurichten ſuchte, ſind Lottens ſchönſtes und wahres Denkmal: „daß die Welt ſo viel an Schiller hatte, dazu haſt du viel beigetragen. Die völlige Freiheit, das Streben ſeines Geiſtes wurde nicht von dir gehemmt und gedrückt. Keine Weiblichkeit von deiner Seite zog den Flug ſeiner Phantaſie zur Wirklichkeit nieder.“ Eine unwahre Übertreibung iſt es aber zu behaupten (S. 3 und 126), keine andere Gattin eines unſerer Litteraturheroen habe in gleicher Weiſe das innere Leben ihres Gatten geteilt. Gerade Meta Klopſtock und Karoline Herder, denen Moſapp dieſe geiſtige Wahlverwandſchaft abſpricht, ſtehen in keiner Weiſe hinter Charlotte Schiller zurück. Lottes geiſtiges Leben aber läßt ſich auf Grundlage ihres Briefwechſels mit Knebel, ihr Bemühen, die Kinder in Schillers Geiſte zu erziehen, auf Grundlage von K. Schmidts Buch über Ernſt v. Schiller (vgl. X, 428 f.) viel anſchaulicher und anziehender darſtellen, als von Moſapp geſchehen iſt. Schmidts reiches Quellenmaterial ſcheint ihm ebenſo wie manche andere Arbeit über Lotte unbekannt geblieben zu ſein. Schon ein Blick in Vollmers Anhang zum Schiller-Cottaiſchen Briefwechſel hätte ihn abhalten müſſen, Luiſe Brachmanns Beiträge zu den Horen wieder dem alten Irrtum gemäß als Lottes Dichtungen heranzuziehen (S. 188). Das S. 170 über die Berliner Berufung Geſagte widerſpricht den jetzt feſtgeſtellten Thatſachen, das S. 167 über das ſchöne Verhältnis des Hofes zu Schiller Geſagte den Thatſachen und Schillers ausdrücklicher Klage über die ſchnöde Vernachläſſigung, die ihm der Weimariſche Hof zeigte

[3]) Ein Lebens- und Charakterbild. Heilbronn 1896 (Verlag von M. Kielmann).

(Schiller 2. Februar 1802 an Frau von Stein). Unbedeutendere Hauslehrer der Schillerischen Kinder werden genannt, von Johannes Schulze, der in Charlottens späterem Leben doch eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hat, ist gar nicht die Rede. Im ganzen muß man sagen, die Kräfte des Verfassers entsprechen nicht recht seinem guten Willen. Gerade um ein Lebensbild wie das Charlotte Schillers für weitere Kreise zu schildern, muß man sich nicht auf die Kenntnis der bequem zur Hand liegenden Briefwechsel einschränken, sondern die ganze Menge des Stoffes selbstständig durchgearbeitet haben.

Daß selbst ein bereits durchsichtetes Material dem sorgfältigen Nachprüfer noch beachtenswerte Ergebnisse liefern kann, hat Otto Krimmel gezeigt, indem er nach Klaiber, Wagner, Moll und Weltrich noch einmal die Akten der Karlsschule und das für ihre Geschichte bedeutsame Briefmaterial zu durchforschen begonnen hat.[4]) Als Vorprobe einer größeren Arbeit sucht er durch Mitteilungen aus dem Lehrplane die Bedeutung der Karlsschule für die Hebung des realistischen Unterrichts in Schwaben zu beleuchten. Durch Auszüge aus Briefen des Physikers Pfaff und Cuviers wird der Einfluß von Kielmayers naturwissenschaftlichen Vorträgen belegt, die Namen der aus der Karlsschule hervorgegangenen Musiker, Maler, Bildhauer, Kupferstecher, Architekten sollen ihre Bedeutung für die Bildkunst zeigen. Für Schiller selbst sind einige Schulzeugnisse, in deren einem seine Begabung als mittelmäßig bezeichnet wird, wieder angeführt. Sehr übersichtlich sind die bescheidenen Anfänge des stolzen Institutes geschildert, und der Plan des Stuttgarter Gebäudes soll unserem Auge die Räume anschaulich machen, in denen Schiller sich bewegte. Wenn der Verfasser für diesmal auch nur die guten Seiten der Militärakademie hervorzuheben bestrebt ist, so zeigt seine gründlich sachliche Darstellung ihn doch keineswegs als einseitigen Lobredner. Die erste Probe seiner Studien über Karl Eugens vielgenannte Schöpfung weckt jedenfalls günstiges Zutrauen für die in Aussicht gestellten weiteren Arbeiten Krimmels über das gleiche Thema.

[4]) Beiträge zur Beurteilung der hohen Karls-Schule in Stuttgart Cannstatt 1896 (Beilage zum Programm der Realanstalt in Cannstatt).

Das Wichtigste und Erfreulichste was die Schillerlitteratur überhaupt zu verzeichnen hat, ist der Abschluß von Fritz Jonas' kritischer Gesamtausgabe von „Schillers Briefen".[5]) Das Erscheinen der ersten fünf Bände haben die Berichte (vgl. XI, 265) stets teilnehmend begleitet. Der sechste Band umfaßt die Jahre 1799 bis 1802, der siebente und letzte führt vom 7. Januar 1803 bis zum 25. April 1805. Mit den Nachträgen des Schlußbandes umfaßt so die Zahl der von Jonas vereinten Schillerbriefe 2076. Nach dem Abschluß von Jonas' Sammlung hat Schüddekopf im Braunschweigischen Magazin (1896 Nr. 23) einen Brief Schillers an Vieweg vom 1. Oktober 1793 mitgeteilt; einen Brief an Griesbach aus dem Juni 1802 hat Otto Günther im X. Bande der „Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte" abgedruckt und an der gleichen Stelle auf einen weiteren, von Jonas übersehenen Brief Schillers an Ramann vom 1. Juli 1804 und auf zwei in der Weimarischen Ausgabe vergessene Goethebriefe hingewiesen. Ein Ergänzungsheft zu Jonas' Ausgabe wird so, wie es bei Redlichs Ausgabe des Lessingischen Briefwechsels geschehen ist, hoffentlich nach ein paar Jahren notwendig werden. Die Ausbeute an ungedruckten oder vervollständigten Briefen, die wir Jonas' Ausgabe verdanken, ist an sich nicht gering. Der sechste Band enthält 6, der siebente 18 bisher ungedruckte Briefe. Allein nicht diese zufällige Bereicherung, sondern die systematische Sammlung der bisher in Einzelausgaben von Briefwechseln, in Zeitschriften und sonst verstreuten Schreiben giebt dieser ersten Gesamtausgabe der Schillerbriefe ihren hohen Wert für das Studium Schillers. Jonas selber hat in seinem umfangreichen „Schlußwort" eine treffende Charakteristik Schillers, wie sie aus der Reihenfolge dieser Briefe sich ergiebt, entworfen und die Eigenart seiner Ausgabe, die im Gegensatze zu den einzelnen Briefwechseln „einen deutlicheren Überblick über die Gesamtheit der Interessen und Beziehungen Schillers bietet", hervorgehoben. Mit vollem Rechte sieht der verdiente Herausgeber in dem Inhalte dieser sieben Bände „ein wunderbar

[5]) Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen. Stuttgart 1896 (Deutsche Verlags-Anstalt).

klares Bild ſeines Strebens und Wirkens, in Schillers Briefen die Belege, wie er unabläſſig daran gearbeitet hat, ſein Denken und Empfinden zu bereichern und zu veredeln, um der Menſchheit Würde, die den Künſtlern in die Hand gegeben, zu bewahren und zu heben". Man ſpricht ſo viel von Schiller als dem Lieblingsdichter der Nation. Hoffentlich bewahrheitet ſich dies in der regen Teilnahme, die dieſes treueſte Bild ſeiner Entwickelung überall finden ſollte. Es hat ohnehin etwas lange gedauert, bis eine ſo ſelbſtverſtändliche Forderung, wie die möglichſt lückenloſe Sammlung der Briefe dieſes Lieblingsdichters, erfüllt worden iſt. Daß nun der ſorgfältige Sammler und die Verlagshandlung in einmütigem Bemühen dieſe Forderung ſo ſchön erfüllt haben, iſt doppelt erfreulich. Ein umfangreiches, von Albert Leitzmann ausgearbeitetes Regiſter (128 Seiten) ſoll den Gebrauch der Briefe erleichtern; es war um ſo nötiger, als man ein Inhaltsverzeichnis vor jedem einzelnen Bande, wie die Weimariſche Ausgabe der Goethebriefe es zu bringen pflegt, ſehr empfindlich vermißt. In den Erläuterungen, die vor allem über die Textgeſchichte jedes Briefes Auskunft geben, ſteckt auch ein reichliches ſachliches Material. Vielleicht wären die Briefe an Schiller im einzelnen etwas mehr zur Erläuterung heranzuziehen geweſen. Doch haben wir dem Herausgeber für die ſchöne, wertvolle Gabe, die ſeine jahrelange, treue Arbeit uns beſchert hat, ſo viel zu danken, daß kleine unerfüllte Wünſche daneben nicht in Betracht kommen können.

Zwar noch nicht vollendet, doch wenigſtens rüſtig fortgeſchritten iſt ſeit dem letzten Berichte (vgl. XII, 172) auch die Schillerausgabe des Bibliographiſchen Inſtituts.[6]) Im ſechſten Bande hat Paul Kerckhoff den „Verbrecher aus verlorner Ehre" und den „Geiſterſeher", letzteren unter Zugrundelegung des Textes der dritten Buchauflage von 1798, herausgegeben. Sehr dankenswert ſind die in den Anmerkungen mitgeteilten Auszüge aus Abels Bearbeitung der Lebensgeſchichte des Räubers Schwan. Die Annahme einer Verwandtſchaft zwiſchen dem Prinzen in Schillers

[6]) Schillers Werke. Herausgegeben von Ludwig Bellermann. Kritiſch durchgeſehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig und Wien 1896 (Bibliographiſches Inſtitut).

Roman und dem württembergiſchen Herzog Karl Alexander ſcheint der Herausgeber nicht einmal der Erwähnung wert zu halten. Ich dagegen glaube, daß ſie wirklich vorhanden iſt. Ich würde auch den Zuſammenhang zwiſchen den philoſophiſchen Einſchiebſeln des „Geiſterſehers“ und dem Briefwechſel zwiſchen Julius und Raphael erwähnenswert finden. Schillers Jenenſer Antrittsrede, die Geſchichte des Abfalls der Niederlande und des dreißigjährigen Krieges hat Theodor Kükelhaus im 6. und 7. Bande bearbeitet. Er läßt dieſen geſchichtlichen Arbeiten eine allgemeine Einleitung „Schiller als Hiſtoriker“[7]) vorangehen, die in den Anmerkungen durch zwei Unterſuchungen über Schillers Benutzung der Quellen und ſein Verhältnis zur modernen Forſchung noch ergänzt wird. Vorſichtig und gerecht ſtrebt Kükelhaus darnach, die Vorzüge und die Schwächen von Schillers Geſchichtſchreibung in gleicher Weiſe anſchaulich zu machen, die letzteren aus der Zeit und der Stellung des Dichters heraus zu erklären. Beim Überblick von Schillers Verhältnis zur Geſchichte wird in ſehr lehrreicher Weiſe das Quellenſtudium des Dichters von Fiesko und Don Karlos als Ausgangspunkt ſeines hiſtoriſchen Studiums nachgewieſen. Von beſonderem Intereſſe iſt die Darlegung, wie in der Beurteilung Wallenſteins der Dichter ſich ſpäter dem Hiſtoriker überlegen zeigte. Die Anmerkungen zur Geſchichte der niederländiſchen Rebellion ſollen erſt in einem ſpäteren Bande nachfolgen; für den dreißigjährigen Krieg iſt das Quellenverhältnis im einzelnen überſichtlich und überzeugend dargelegt. Boxberger gegenüber beſtreitet Kükelhaus, daß Herchenhahns „Geſchichte Wallenſteins“ (1790/91) den Quellenwerken Schillers beizuzählen ſei. Unter Schillers Jugendlehrern wäre auch Joh. Jak. Heinrich Naſt als Autor der fälſchlich Schiller zugeſchriebenen Arbeit über Lykurg zu nennen geweſen.

Im fünften Bande hat Bellermann ſelbſt die „Jungfrau“ und „Braut“, den „Tell“, „Demetrius“ und „Die Huldigung der Künſte“ bearbeitet. Bellermann konnte hierfür überall aus dem zweiten Bande ſeines größeren Werkes über „Schillers Dramen“

[7]) Einen ſehr populär gehaltenen aber recht guten Aufſatz „Schiller as a Historian“ hat Karl Breul ſoeben in No. 5 des VIII. Bandes von „the National Home-Reading Union Magazine“ veröffentlicht.

(vgl. VIII, 282) ſchöpfen. Für die „Jungfrau von Orleans“ wäre freilich eine Berückſichtigung der neueren, eindringenden Unterſuchungen Valentins (vgl. X, 19 und XII, 176) wünſchenswert geweſen. Da die „Pucelle“ wiederholt erwähnt wird, durfte Schillers Gedicht „Voltaires Pucelle und die Jungfrau von Orleans“ nicht unerwähnt bleiben. Den Vergleich der Eingangsrede Iſabellas von Meſſina mit der Jokaſtes in Euripides' „Phönissen“ weiſt Bellermann mit Recht ab. Näher aber als die von ihm angezogene Rede der Äſchyleiſchen Atoſſa iſt doch die Eröffnungsſzene im „Ödipus Rex“. Bei Sophokles, deſſen hohes Schickſalsdrama Schiller nachbilden wollte, wie in der „Braut“ kommen die Hilfeflehenden zum Herrſcher, der ihnen erklärt, daß er bereits gehandelt habe. Bei Sophokles ſind es die Prieſter, bei Schiller die Stadtälteſten, zu denen das fürſtliche Haupt ſpricht. Iſabella hat nach den Söhnen um unmittelbare Abhilfe geſendet, Ödipus nach Delphi. Der S. 164 von Bellermann vorgebrachte Tadel Schillers erſcheint mir durchaus unangebracht. Schiller läßt Don Cäſar die volle Verantwortung ſeiner That. Nicht Cäſar, ſondern der Zuſchauer wird durch die Schickſalsverkündigungen in die bange, tragiſche Stimmung verſetzt, daß er das Unheil heranſchreiten ſieht. Die ſchwächſte, ja unhaltbare Stelle des Stückes ſcheint mir die Szene zwiſchen der Mutter und Don Manuel (V. 1630), in der Iſabella ſich unbegreiflicher Weiſe weigert, dem dringenden Sohne die für die Entdeckung der Geraubten notwendige Aufklärung zu geben, die ſie gleich nach Manuels Abgang dem fragenden Don Cäſar ohne weiteres erteilt. Das iſt nicht Schickſal, ſondern Zufall und zwar ein gegen alle Wahrſcheinlichkeit vom Dichter konſtruierter, um die Kataſtrophe herbeiführen zu können. Bei der Erwähnung des thebaniſchen Brüderpaares (V. 451) iſt Bellermann ein kleines Verſehen zugeſtoßen. Er läßt Eteokles und Polyneikes jeden durch den Speer des andern fallen. Bei Äſchylos wird allerdings die Lanze erwähnt, wenn auch nicht in Stolbergs Überſetzung, die Schiller vorlag. Aber nur im Beginne des Kampfes war die Lanze die Waffe, die gegenſeitige Tötung der Brüder erfolgte durch das Schwert. Als beſte Erläuterung zu Schillers Tell hat Bellermann in gewiß dankenswerter Weiſe die wichtigſten Abſchnitte aus Tſchudis

Chronik abdrucken lassen. Aber in der Einleitung wäre doch mit einem Worte auf die alten schweizerischen Tellenspiele hinzudeuten gewesen, um so mehr als neuerdings Roethe sie unter die unmittelbaren Quellen Schillers (vgl. X, 467) eingereiht wissen wollte. Beim „Demetrius" hat Bellermann den vollendeten Szenen nur den Abriß der weiteren Handlung, wie ihn Körner 1815 mitgeteilt hat, beigegeben.

Schillers Übersetzungen des zweiten und des vierten Buches der Äneide, der Euripideischen Iphigenie in Aulis und der Phönissen, von Makbeth, Phädra, Turandot, Parasit und Neffe als Onkel füllen zusammen mit den Theaterbearbeitungen der Räuber, des Fiesko und der Räuber den 11. und den 12. Band. In Hans Zimmer haben beide Bände einen höchst sorgfältigen und umsichtigen Bearbeiter gefunden, der unter Anführung der einschlägigen Litteratur — nur Michael Bernays' Charakteristik von Schillers Übersetzung der „Phädra" und des „Britannicus" (vgl. XI, 263) wird vermißt — kurz und treffend berichtet. Schillers jugendliche Hexameterübersetzung aus dem ersten Buche der Äneide, die Zimmer erwähnt, hätte eigentlich in den 11. Band kommen sollen. Die Schwächen der Theaterbearbeitungen beider Jugendstücke greift Zimmer scharf an; ich stimme ihm Minors Bevorzugung der Mannheimer Räuber gegenüber auch völlig bei, nur stehen den Verschlechterungen, die Dalberg und seine Bühne verschuldeten, auch nicht unwichtige Verbesserungen, mehr als Zimmer zugestehen will, gegenüber.

Von Einzelausgaben Schillerischer Werke verdient Karl Breuls zweibändige Ausgabe des Wallenstein[8]), deutscher Text mit englischen Einleitungen und Anmerkungen, besondere Beachtung. Schon 1862 hat C. A. Buchheim, dessen German Classics (Clarendon Press Series) in der Geschichte deutscher Litteratur in England eine so rühmliche Stellung einnehmen, den „Wallenstein" für englische Leser herausgegeben. Seit dieser ersten englischen Ausgabe einer deutschen klassischen Dichtung mit litterarisch kritischem Kommentare haben Buchheim und Breul in einer ganzen Reihe

[8]) Wallenstein. Ein Trauerspiel von Friedrich Schiller edited with introduction, english notes, appendices and a map. Cambridge 1894 und 1896 (Pitt Press Series. At the University Press).

von Arbeiten und Ausgaben für das Verständnis unserer klassischen Dichtung in England sich bemüht. Breuls Wallensteinausgabe, die auf umfassender Kenntnis der deutschen und der außerdeutschen Schillerlitteratur beruht, erscheint als neueste und reifste Frucht dieser verdienstlichen Bemühungen. Der erste Band enthält Lager und Pikkolomini, der zweite Wallensteins Tod. Der größte Teil der Erläuterungen (in jedem Bande 130 Seiten) und manches in den Einleitungen wie die Abschnitte über Metrum und Stil sind allerdings mehr zur Einführung der Engländer in die fremde Sprache als zur eigentlichen litterarhistorischen Erläuterung bestimmt. Ein ungenauer Ausdruck in der Besprechung des Knittelverses muß den Irrtum hervorrufen, daß auch noch im 17. wie wohl im 16. Jahrhundert dies der in Deutschland vorherrschende Vers gewesen sei. Breul meint natürlich nur den Anfang des 17. Jahrhunderts. Der metrischen Belehrung geht eine Skizze von Schillers Leben voran und folgt eine Entstehungsgeschichte des Stückes, die sich ja auf der Grundlage von Schillers Briefwechsel mit Goethe und Körner so vollständig wie kaum bei irgend einem andern Drama darstellen läßt. Eine Tafel zeigt auch für deutsche Leser belehrend anschaulich die Veränderung, die Schiller während der Arbeit an der Einleitung der Akte und Stücke vorgenommen hat. Den alten Irrtum, der von einer Trilogie spricht, weist auch Breul entschieden zurück. Coleridges Übersetzung muß in einer englischen Ausgabe besonders hervorgehoben werden, sehr geschickt hat Breul ihr aber Constants Bearbeitung nach französischem Tragödienschema gegenübergestellt. Der Überblick über andere Wallensteindichtungen ist etwas stark von Vetter abhängig. Laubes Dichtung ist keine selbständige Novel, sondern nur der Mittelteil seines breiten, indessen wirklich bedeutenden und lesenswerten Romans „der deutsche Krieg“. In den Noten hat Breul Teile aus Schillers „Geschichte des dreißigjährigen Krieges“, von dem er ja auch bereits eine englische Ausgabe besorgt hat, zum Vergleich aufgenommen. Die Verschiedenheit in der Auffassung Wallensteins zwischen dem Historiker und dem Dramatiker und die Überlegenheit des letzteren hebt auch Breul wie Kükelhaus hervor. Der Vergleich zwischen Wallenstein und Makbeth war gerade für englische Leser besonders

angebracht; wohl durch die Rückſicht auf dieſe wurde Breul verhindert in der general discussion of Schillers drama etwas tiefer auf die Kompoſitionsfrage einzugehen. Den Vorwurf, daß Schiller ein Wallenſtein- und ein Maxdrama nebeneinander herlaufen laſſe, wird heute wohl im Ernſte niemand mehr erheben wollen. Sehr erfreulich auch für die deutſche Schillerforſchung iſt in der Bibliographie der Abſchnitt über engliche Ausgaben und Überſetzungen. Seinem Texte hat Breul die Ausgabe von W. Vollmer (Cotta 1880) zu Grunde gelegt, die vollſtändiger und zuverläſſiger iſt als die Textgeſtaltung in Gödekes hiſtoriſch-kritiſcher Schillerausgabe.

In ſeiner Skizze von Schillers Leben weiſt Breul auch auf Schillers purely literary poems, die Xenien, hin. Etwa 130 Xenien und ihnen nahverwandte Diſtichen Goethes und Schillers hat Paul Carus in einem mit dem Bilde des Weimarer Denkmals gezierten ſchmucken Bande in deutſchem Text und engliſcher Überſetzung zuſammengeſtellt.[9]) Eine kurze Einleitung, die auch das Metriſche zu erläutern ſtrebt, orientiert über die Entſtehung und die Bedeutung der Xenien. „The history of the Xenions is their justification. The Anti-Xenions are, in themselves alone, a wholesale condemnation of the opposition made to Goethe and Schiller.“ Die Überſetzung ſelbſt iſt im allgemeinen ſehr gelungen, die Auswahl geſchickt getroffen, und daß eine ſolche für amerikaniſches Publikum veranſtaltet werden konnte, ein erfreuliches Zeichen für die der deutſchen Litteratur gewidmete ernſtere Teilnahme. Die Auswahl ſelbſt iſt in ſieben Gruppen gegliedert: Seele und Welt; Kritiſches und Litterariſches; Satiriſches und Perſönliches; die Philoſophen im Hades; philoſophiſche Probleme; Wiſſenſchaft und Kunſt; Natur, Moral und Religion. Etwas ausführlichere Erläuterungen möchte man für jenen Leſerkreis wohl in einigen Fällen für nötig halten, doch war es andrerſeits auch gewiß gut, das poetiſche Schifflein nicht mit ſolchem Ballaſt zu beſchweren. Wir tragen in der deutſchen Schiller- und Goethe-

[9]) Goethe and Schiller's Xenions selected and translated. Chicago 1896 (the open Court publishing Company).

litteratur ſchwer genug an dieſer Unmaſſe von Erläuterungsverſuchen, die, ſo gut ſie auch oft gemeint ſein mögen, doch die Sache meiſt herzlich wenig fördern. Wie viel Fleiß und Wiſſen werden hier faſt nutzlos vergeudet. Man ſollte meinen, wer das Verzeichnis von Erläuterungsſchriften in Mohrs bibliographiſcher Studie zu Schillers Glocke vor Augen hat, könnte unmöglich Luſt verſpüren, die Liſte zu vermehren. Und doch iſt ſeit Mohrs Zuſammenſtellung von 1877 wieder eine Reihe weiterer Verſuche erſchienen. Der neueſte von A. Wehner[10]) ſchließt ſich in der Hauptſache Wenzigs Programm (vgl. X, 463) an. Schillers philoſophiſche Schriften ſind mit verſtändnisvoller Gründlichkeit zur Erläuterung des Gedichtes herangezogen, und in der zweiten Hälfte der Schrift „Einzelnes zur Vertiefung und Anwendung" findet ſich manche gute Erklärung. Aber wie viel Selbſtverſtändliches und bereits öfters Geſagtes wird in der ſchwerfälligen, unklaren Arbeit ermüdend vorgebracht! Solche Schriften ſind doch in der Hauptſache eine recht fruchtloſe Vergeudung von Arbeitskraft.

Gerne wendet man ſich von ſolch ermüdender Tiftelei ab und einem Buche zu, das in muſtergiltiger Weiſe lehrt, wie auch das Kleinſte mit großem Sinne und in förderndem Dienſte höherer Einſicht zu behandeln iſt: ich meine Friedrich Zarnckes Goetheſchriften"[11]). Zarnckes eigentliches Arbeitsgebiet waren frühere Jahrhunderte (Nibelungenſtudien, Ausgabe von Brants Narrenſchiff, mittelalterliche Univerſitätsgeſchichte). Wenn der an Arbeitskraft und Plänen ſo reiche Germaniſt auch in der Goethelitteratur fördernd eingriff, ſo war es ſein perſönliches Verhältnis zu Goethes Werken und Perſönlichkeit, das ihn dazu trieb. Er fühlte ſich gedrungen auch wiſſenſchaftlich dem zu dienen, was ihn menſchlich mit Liebe und Bewunderung erfüllte. Er mochte ſich bei ſeiner

---

[10]) Die Glocke, ein Symbol menſchlicher Vereinigung. Darlegung des Gedankenzuſammenhanges des Liedes von der Glocke nach einer den philoſophiſch-äſthetiſchen Anſchauungen Schillers entnommenen Beleuchtung. Mit Originaltext, ſinn- und zeitgemäßen Erörterungen verſehen. Leipzig 1897 (Verlag von A. Wehner).

[11]) Kleine Schriften. Erſter Band. Mit einem Bilde Zarnckes und einem Facſimile in Lichtdruck. Leipzig 1897 (Eduard Avenarius).

*

Goetheforſchung noch ſo ſehr mit kleinlichſten Fragen herumſchlagen müſſen, noch ſo unbedeutende Bücher als Rezenſent behandeln müſſen: er blieb ſich dabei ſtets bewußt, daß all der Kleinkram nicht an ſich oder, wie manche meinen, durch die daraufgewandte Mühe Wert erhält, ſondern nur durch die Beziehung zu Goethes Geiſt. Die Beſchäftigung mit Goethe ſollte doch darin ſich fruchtbar zeigen, daß von dem Wehen ſeines Geiſtes ein Hauch in den Arbeiten über ihn zu ſpüren wäre. Leider iſt dies nun recht ſelten in unſerer Goethelitteratur der Fall, die über den unentbehrlichen handwerksmäßigen Mitteln das Höhere nur zu oft vergißt. Die Sammlung von Zarnckes „Goetheſchriften“, die Eduard Zarncke in ſo trefflicher Weiſe ausgeführt hat, läßt uns dagegen überall die humane Bildung und den freien auf das Große, Ganze des Goethiſchen Daſeins gerichteten Blick des Verfaſſers erkennen. Die Goetherezenſionen des litterariſchen Centralblattes (Allgemeines über Goethe; zu Goethes Leben; zu Goethes Werken) legten natürlich auch dem Gründer und Leiter des Blattes räumliche Beſchränkung auf, aber gleich die erſte der jetzt geſammelten Kritiken, in der Zarncke den erſten Band von Geigers Goethejahrbuch freudig begrüßt, erinnert in der ganzen Behandlung des Gegenſtandes wie in den einzelnen Wendungen an Goethes eigene Art des Rezenſierens, wie wir ſie aus der Jenaiſchen allgemeinen Litteraturzeitung und aus „Kunſt und Altertum“ kennen. Auch darin haben dieſe Rezenſionen einen Goethiſchen Zug, daß ſie ſelbſt verfehlten Arbeiten etwas Förderndes abzugewinnen ſuchen. Zarncke wußte, wo es not that, ſcharf dreinzufahren. Aber gerade beim Überblick dieſer ganzen Reihe von Rezenſionen wird man ſeine vornehme Art der Kritik zu rühmen haben. Die Freude am Tadeln und alles perſönlich Kränkende ſind ihm ganz fern. Und ebenſowenig bleibt er an Einzelheiten kleben, wenn er ſie auch mit ſicherer Kenntnis herauszugreifen weiß. Stets geht er auf das Weſentliche und auf die Abſichten des Autors ein. So wird der Band eine Muſterſammlung vornehmer und gediegener Kritik, ganz abgeſehen von der ſachlichen Belehrung, die er enthält. Und in der That iſt in dieſen Rezenſionen ſo viel Treffendes und Förderndes für die Goethelitteratur enthalten, daß ihr erneuter Abdruck nach jeder Richtung

hin gerechtfertigt erscheint. Besonders erwünscht aber wird es vielen sein, daß auch Arbeiten, deren erster Druck nur als Festgeschenke zur Verteilung gekommen war, wie die erste Ausgabe von Goethes Notizbuch der schlesischen Reise (1884) und die Untersuchung über Goethes „Elpenor" (1880) sowie früher in den Berichten der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften veröffentlichte Arbeiten, nun allgemein zugänglich gemacht worden sind.

Auch die grundlegende Untersuchung über den fünffüßigen Jambus bei Lessing, Schiller und Goethe (1865) war seit langem im Buchhandel vergriffen, so daß ihre Aufnahme zusammen mit den Nachträgen von 1870 einem Bedürfnisse entgegenkommt. Einen eigenen Abschnitt des Buches bilden die 32 Untersuchungen über Goethes Bildnisse aus dem Centralblatte und der Beilage der Münchener (Augsburger) Allgemeinen Zeitung. Aus dem abschließenden Hauptwerke Zarnckes, dem „kurzgefaßten Verzeichnis der Originalaufnahmen von Goethes Bildnis" (1888), hat nur der Abschnitt über ein künftiges Weimarer Bildniswerk Aufnahme gefunden. Im übrigen sind alle von der Sammlung weggelassenen Goethe- und Faustartikel Zarnckes im Anhang eigens verzeichnet, so daß der Band den vollen Überblick seiner reichen fruchtbaren Arbeit auf dem ganzen Gebiete gewährt. Was Zarncke für die Kenntnis der Goethebildnisse geleistet, deren Erforschung er zuerst in wissenschaftlich methodische Bahnen gelenkt hat, was Litteratur- und Kunstgeschichte seinem kritischen Sammeleifer hier schulden, das möge dem jüngst ausgesprochenen Tadel gegenüber aufs Neue dankbar hervorgehoben werden. Durch Zarnckes eigene Auffassung und die Sache ist es begründet, daß in den „Goetheschriften" auch alle auf die „Faustdichtung vor Goethe" bezüglichen Arbeiten Zarnckes vereinigt sind. Ohne Goethes Faust würde Faustsage und -dichtung niemals dieses eingehende Interesse gefunden haben, und die Geschichte der älteren Faustlitteratur hat doch auch manches für die Erläuterung des Goethischen Werkes selbst zu Tage gefördert. Das wichtigste, was Zarncke hier geleistet hat, ist die Bibliographie des Faustbuches, die er zuerst für Braunes Neudruck lieferte, dann aber in den sächsischen Akademieberichten wesentlich zu ergänzen und zu berichtigen vermochte.

**

Um die Entſtehungsgeſchichte des Fauſtbuches wird ja in kurzem heftiger Streit entbrennen, wenn Milchſack mit den Enthüllungen hervortreten wird, die er im litterariſchen Centralblatt (1896 Nr. 25) bei der Beſprechung von Erich Schmidts Abhandlung „Fauſt und Luther“ vorverkündet hat. Bis zu ſeiner Ausgabe der Wolfenbütteler Handſchrift erſcheint ſeine Behauptung, das Fauſtbuch ſei keine Sage, ſondern ein von der ſtreng lutheriſchen Partei gegen Melanchthon gerichteter Tendenzroman doch mehr verblüffend als glaublich. Wiederholt ſind dagegen in letzter Zeit die Zeugniſſe für den geſchichtlichen Fauſt geſammelt worden; von Georg Witkowski im Anhang ſeiner biographiſchen Skizze „der hiſtoriſche Fauſt“[12]) und von Wilhelm Meyer in ſeiner höchſt lehrreichen, nach allen Seiten hin kritiſch prüfenden und berichtigenden Studie „Nürnberger Fauſtgeſchichten“[13]). In einer jetzt in Karlsruhe befindlichen Handſchrift des Nürnberger Lehrers Chriſtoph Roßhirt aus dem Jahre 1575, alſo zwölf Jahre vor dem erſten Erſcheinen des Volksbuches, hat Meyer vier neue, oder wenigſtens in dieſer Faſſung noch nicht bekannte Fauſtgeſchichten entdeckt und daraus den Anlaß geſchöpft zu einer gründlichen Durchforſchung der hiſtoriſchen Zeugniſſe und einer Reihe einzelner Fauſtgeſchichten. Ein intereſſantes Zeugnis für den hiſtoriſchen Fauſt hat H. Heidenheimer im Jahrbuch aus Minuccis Nuntiaturbericht von 1583 beigebracht über Fauſt und Agrippa, „Famossissimi in magia“ als Ratgeber des ketzeriſchen Grafen Hermann von Wied. Den vergeſſenen Namen von Fauſts Zauberroß, von deſſen Kunſtſtücken in Baſel Johannes Gaſt in der zweiten Auflage ſeiner Tiſchgeſpräche zu erzählen wußte, hat Kluge (Zeitſchrift für vergleichende Litteraturgeſchichte X, 349) wieder in Erinnerung gebracht: es hieß Pfeiffering. Viel geringere Beachtung als die vorgoethiſche Fauſtlitteratur haben bisher die Goethe folgenden Fauſtdichtungen gefunden. Einigen von ihnen wendet ſich Roderich

[12]) Sonderabdruck aus der Deutſchen Zeitſchrift für Geſchichtswiſſenſchaft. Neue Folge I. Freiburg i. B. 1897 (Akademiſche Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr).

[13]) Aus den Abhandlungen der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. München 1895 (in Kommiſſion des G. Franz'ſchen Verlags).

Warkentins Unterſuchung zu,[14]) die er von Paul Weidmanns allegoriſchem Drama „Johann Fauſt“ (1775), der aber keineswegs, wie der Verfaſſer S. 5. angiebt, als der erſte Fauſt vor der Verdammung wahrt, bis 1832 erſtreckt. Vollſtändigkeit iſt dabei wohl gar nicht beabſichtigt, ſonſt müßten neben Weidmann zunächſt die Wiener Fauſtdramen erwähnt werden, von denen Werner im XIV. Bande des Jahrbuchs Mitteilung gemacht hat. Müllers und Klingers Dichtung werte ich höher als Warkentin thut. Klinger führt ſeinen Helden doch aus der kleinbürgerlichen Enge in große Verhältniſſe, und Müller gibt im Vorworte eine recht kraftgeniale Charakteriſtik des großen Kerls, als welchen er Fauſt von Jugend an liebte. Als die unmittelbar an die Stürmer und Dränger anknüpfenden Fauſtdichter behandelt Warkentin: Graf Soden, Chamiſſo, Schöne, Klingemann, Braun von Braunthal. Chamiſſo hat ſeine Dichtung, die zweifellos durch Goethes Fragment angeregt iſt, ſelber einen „knabenhaften metaphyſiſchen Verſuch“ genannt. Sie ſtammt aus der Zeit von Chamiſſos eifrigem Kantſtudium, und da iſt es doch ſehr merkwürdig, wie Chamiſſo die philoſophiſche Lehre vom Ding an ſich und den ſubjektiven Grenzen alles Erkennens ſeinem Fauſt in den Mund legt.

Der Zweifel iſt menſchlichen Wiſſens Grenze;
Es kann der Staubumhüllte nichts erkennen:
So wie die Sprache, wie des Wortes Schall
Der Mittler des Gedankens iſt und Zeichen,
So iſt des Sinns Empfinden, der Gedanke ſelbſt
Die Sprache bloß und eitles, leeres Zeichen
Der ewig dir verhüllten Wirklichkeit (Ding an ſich).
Du kannſt nur denken durch den Mittler Sprache,
Nur mit dem Sinne ſchauen die Natur,
Nur nach Geſetzen der Vernunft ſie denken.

Das ſind Sätze aus der „Kritik der reinen Vernunft“ in Verſe gebracht. Warkentin brauchte, da er nur den Nachwirkungen der Geniezeit in den ihr folgenden Dramen nachgeht, dies nicht her-

[14]) Nachklänge der Sturm- und Drangperiode in Fauſtdichtungen des 18. und 19. Jahrhunderts. Heft 1 der „Forſchungen zur neueren Litteraturgeſchichte“. Herausgegeben von Franz Muncker. München 1896 (Frank & Haushalter, Verlagsbuchhandlung).

vorzuheben. Allein die Miſchung dieſer Nachwirkungen mit den gleichzeitigen Eindrücken bereitet beſonderes Intereſſe. Als Fauſtdichter, die bei nur äußerlicher Anknüpfung an die Stürmer und Dränger ihren Arbeiten neuen Gehalt zu geben ſuchten, werden Schreiber, Komareck, Benkowitz, Niklas Vogt und Grabbe genannt. Im dritten Kapitel werden Schink und Julius von Voß behandelt. Ich bin weit entfernt Schinks Machwerk gegen Warkentins Vorwürfe zu verteidigen, möchte aber doch auf meine früheren Bemerkungen (X, 218) über Schinks Einführung der Wette zwiſchen Fauſt und Mephiſto verweiſen. Auch Schinks eigene Erklärung, die er den Dichter im Dialoge mit dem Leſer ausſprechen läßt, hätte etwas mehr Beachtung verdient. Nur die Verſinnlichung der Kraft in dem Willen des Menſchen, erklärt Schink, konnte ihn zu einer neuen Bearbeitung des ſchon ſo oft benützten Stoffes bewegen. „Auf der einen Seite ſollte Fauſts ſchwärmeriſcher, phantaſiebeſchwingter, tollkühner, leichtbeweglicher und höchſt ſinnlicher Charakter durch ſeine in der Maske des Teufels perſonifizierten Leidenſchaften mächtig gelockt und angetrieben, die Gefahren einer allzu lebhaft entzündeten Phantaſie, einer allzu regen Sinnlichkeit und Genußgier verlebendigen; auf der andern aber die Kühnheit, Unerſchrockenheit und Sicherheit des Selbſtgefühls in eben dieſem Charakter auch die Oberherrſchaft des entſchloſſenen Geiſtes und des feſten Willens über Sinnlichkeit, Leidenſchaft und Verführung veranſchaulichen.“

Als unmittelbare Fortſetzungen von Goethes erſtem Teile führt Warkentin außer der zweiten Fauſtdichtung Schönes nur noch an eine Fauſttragödie von J. D. Hofmann (Leipzig 1823), Guſtav Pfizers Fauſtſzenen (1831) und Grillparzers Pläne. Roſenkranz' Nachſpiel ſcheidet er mit Recht aus, dagegen hätte Holteis Fauſt doch nicht mit dem bloßen Hinweis auf Enslins Schrift erledigt werden ſollen. Was Warkentin in dieſem Schlußkapitel über die Aufnahme des Fragments und des erſten Teiles der Goethiſchen Dichtung zuſammengeſtellt hat, iſt ſehr unvollſtändig. Unter den Rezenſionen vermiſſe ich vor allen die von Schillers Freund Huber (wieder abgedruckt in „Vermiſchte Schriften vom Verfaſſer des heimlichen Gerichts“ II, 102). Neben Treitſchkes ſchönen Worten

(Deutſche Geſchichte I, 317) wären doch die Ausſprüche der Zeitgenoſſen, die Treitſchkes Urteil zu Grunde liegen, ſelber anzuführen geweſen. Löper hat in der Einleitung zu ſeiner Ausgabe auf manche dieſer Urteile hingewieſen.

K. J. Schröers Fauſtausgabe liegt, nachdem der zweite Teil[15]) endlich dem ſchon 1892 ausgegebenen erſten (vgl. IX, 370) gefolgt iſt, nun vollendet in dritter, durchaus revidierter Auflage vor. Über den berechtigten Erfolg der Arbeit werden viele ſich mit dem verdienten Verfaſſer freuen. Daß Schröer in ſeinem Alter nicht mehr zu Änderungen geneigt iſt, läßt ſich begreifen, und das Werk iſt auch ſo, wie es iſt, gut und nützlich. Doch bleibt es immerhin ſchade, daß die neue Auflage auch den geſicherten Ergebniſſen der neueren Goethelitteratur nicht mehr Rechnung trägt. Zahlreiche Stichproben haben mich überzeugt, daß die durchgängige Reviſion, die der Titel ankündigt, im Kommentar kaum Spuren hinterlaſſen hat. Dagegen hat Karl Hähnel nicht nur den Titel ſeiner Studie (vgl. X, 509) geändert, ſondern bei der Umarbeitung ſeines Gymnaſialprogramms zu dem Buche „Die Behandlung von Goethes Fauſt in den oberen Klaſſen höherer Schulen“[16]) auch manchen Einwendungen Rechnung getragen, das Ganze vervollſtändigt und vertieft. Das gleiche Thema hat auch Karl Landmann 1896 in den „Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik“ behandelt und damit Zeugnis abgelegt für die anhaltende fruchtbare Einwirkung, die von Valentins ſchönem Fauſtbuche ausgeht.

Auf Goethes Hauptwerke in der erzählenden und der dramatiſchen Dichtung hat Chriſtian Semler die gleiche Frage ihrer Behandlung im Schulunterrichte ausgedehnt.[17]) Aber einerſeits ſcheint mir das beſondere Bedürfnis der Schule dabei nicht immer im

---

[15]) Fauſt von Goethe. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung. Dritte, durchaus revidierte Auflage. Leipzig 1896 (O. R. Reisland).

[16]) Zweite, verbeſſerte und vermehrte Auflage. Gera 1896 (Druck und Verlag von Theodor Hofmann).

[17]) Die dichteriſche Aufgabe Goethes und ihre Behandlung in dem höheren Unterricht. Dresden 1896 (Sonderabdruck aus der Zeitſchrift für den Deutſchen Unterricht. Druck und Verlag von B. G. Teubner).

Auge behalten; ich glaube z. B., man kann von ihr nicht vergleichende Litteraturgeſchichte fordern, wie ſie Semler bei der Leſung eines Auszugs von Werther verlangt. Andererſeits iſt gegen die Charakteriſtik der einzelnen Werke manches einzuwenden. Ich kann z. B. zwiſchen dem „König von Thule“ und den älteſten Minneſängern keine Ähnlichkeit finden, ebenſowenig zwiſchen „Hermann und Dorothea“ und dem Nibelungenlied. Goethes Beobachtungsfülle und Darſtellungskunſt den einzelnen Berufsarten gegenüber hat Viktor Hehn prächtig und lehrreich erörtert. Die Art aber, in der Semler die Goethiſchen Werke als Beiſpiele der Thätigkeit in den einzelnen Berufen im Unterricht verwerten will, führt zur Einſeitigkeit und giebt ein ganz falſches Bild. Es würde doch Goethes innerſter Ueberzeugung widerſprechen, wenn der Löwenwirt ſeinem Sohne Hermann Vorwürfe macht, daß er ſeinen Anteil an dem ſtädtiſchen Gemeinweſen vernachläſſige. Wie ſollte der Jüngling denn dies thun? Goethe wäre jedenfalls ſolchem politiſchen Treiben nicht hold geweſen. Wenn Semler den erſten Teil des Fauſt ohne jede Rückſichtnahme auf den dazu gehörigen zweiten behandelt wiſſen will, ſo ſtellt er ſich den Anforderungen Valentins, Hähnels, Landmanns direkt entgegen. So freudig die Wärme zu begrüßen iſt, mit der Semler der Verwendung Goethiſcher Werke im Schulunterricht das Wort redet, im einzelnen kann man ſeinen Ausführungen weniger zuſtimmen.

Nur eine Vermehrung nach der Bogenzahl, nach keiner Richtung aber eine Bereicherung der Fauſtlitteratur bildet Albert Freybes Buch „Fauſt und Parcival“.[18]) Bei aller gebührenden Ehrfurcht vor religiöſem Sinne und religiöſen Forderungen möchte man nach Leſung der 376 Seiten doch unwillig mit dem Goethiſchen Kaiſer ausrufen: „Was willſt du jetzt mit deiner Faſtenpredigt?“ Fauſt, der von antilutheriſchem Geiſte erfüllte Abtrünnige iſt im Volksbuche wie in Goethes Dichtung dem deutſchen Volke als ein warnendes Beiſpiel aufgeſtellt, um zu zeigen, wie Zweifel und Unglauben zum Untergange führt,

[18]) Eine Nacht- und eine Lichtgeſtalt von volksgeſchichtlicher Bedeutung. Gütersloh 1896 (Druck und Verlag von C. Bertelsmann).

während der bußfertige Parzival seine Seele rettet und den Gral gewinnt. Die Ostermorgenszene ist nach Freybe der Mittelpunkt der ganzen Goethischen Dichtung, die „ein Osterdrama ist und bleibt und zwar neben dem Volksdrama des Redentiner Osterspiels das großartigste kunstmäßige Osterdrama", wie Wolframs Parzival das große Charfreitagsepos ist. Auf das über Parzival und die in den Eingangskapiteln behandelte Christophoruslegende Vorgebrachte haben wir in diesen Berichten nicht näher einzugehen. Um den wissenschaftlichen Wert der Parzivalstudie, in der Trevrezent als Parzivals Neffe bezeichnet wird (S. 207), zu charakterisieren genügt der Hinweis, daß Freybe ganz unterschiedslos aus Wolframs Epos und dem jüngeren Titurel zitiert, ohne nur mit einem Worte anzudeuten, daß es sich bei diesen Ausführungen um zwei verschiedene Werke und Autoren handele. Den modernen negativen Protestantismus findet Freybe der weltlichen Kultur von König Artus Tafelrunde ähnlich (S. 273). Sein Verständnis Goethes wird aber am besten durch die Auffassung bezeichnet, daß Faust, dieser Widersacher des lutherischen Geistes, notwendig zu Grunde gehen müsse. Goethe habe seinen Rettungsversuch auch gar nicht ernstlich gemeint (S. 153), „er habe auch hier nur typisch und dann allerdings in sehr bedeutsamer Weise dargestellt, wie die moderne, von Kulturideen trunkene Welt in ihrer Allerweltseligkeit und selbstseligen Phantasie im Widerspruch mit dem ewigen klaren Gotteswort sich ein „allgemeines Aufwärtsklimmen", eine Rettung und Seligkeit derer träumt, welche in Wahrheit längst gerichtet sind. Durch eine Darstellung dieses Rettungsversuches als eines phantastischen Traumes der modernen Welt würde das Ganze dann allerdings eine um so größere Bedeutung gewinnen." Für diejenigen, die noch zweifeln, ob man dem Goethischen Werke durch solches Aufdenkopfstellen diese neue größere Bedeutung gewinnen kann, füge ich noch einige pastorale Gründe Freybes bei: Die Engel können überhaupt nicht erlösen, wie sollten sie gegen Gottes Willen eine eigene Erlösung erfinden? Die Verkündigung „wer immer strebend sich bemüht" ist ein Bekenntnis des negativen, von Luther abgefallenen Protestantismus: der Mensch in seinem dunklen Drange wird sich des rechten Weges nicht bewußt; wenn Goethe

wirklich an eine Rettung Fauſts geglaubt hätte, würde er ſein Werk nicht als Trauerſpiel bezeichnet haben. Mit einem Autor, der noch heute, wie es einſt im Mittelalter üblich war, in der Viſion Daniels die ganze Weltgeſchichte enthalten ſieht und eine Weltgeſchichte, die nicht auf ſie achtet, als des Mittelpunktes entbehrend und mit dem Zeichen des Abfalls behaftet erklärt (S. 268), kann man ſich über Goethe und ſeinen Fauſt unmöglich verſtändigen oder auch nur über die Auffaſſung reden. Freybe führt wohl einmal Valentins Fauſtbuch an, aber er ſieht gerade im zweiten Teile ein immer tieferes Sinken Fauſts, bis er als Kulturkämpfer und rechtsbrüchiger blutiger Koloniſator endet. Prieſtern und Richtern ſteht es vor allem zu, Rechtsfragen nach göttlichem Recht zu entſcheiden, die äußere Kultur ſei kainitiſchen Urſprungs, die Griechen mit ihren Bildwerken, wie die Deutſchen im 15. Jahrhundert, ſeien der Gottentfremdung und Rechtloſigkeit verfallen (S. 263); vor dem nackten Griechentum mit ſeinen Greueln muß ſelbſt Mephiſtopheles ſeinen Abſcheu ausſprechen. Was Goethe wohl zu ſolcher theologiſchen Auslegung des ſprichwörtlich gewordenen, humorvollen Verſes geſagt hätte? Daß Freybe dabei auch im einzelnen die Thatſachen ganz verdreht hat, will ſchließlich einer ſolch wunderbaren Weltanſchauung gegenüber nicht mehr viel ſagen. Ich gebe nur ein paar Proben: die alexandriniſchen Gelehrten werden (S. 330) als kritiſche, negative und deſtruktive Kräfte bezeichnet; wenn ein Volk ſolche erzeugt, droht ein allgemeiner Brand. Ganz neu wird den meiſten Goethefreunden die Mitteilung ſein, daß Goethe „ſich längere Zeit mit dem Gedanken getragen, für ſein pſychologiſches Drama mit dem Charfreitag dieſe Lebenswendung eintreten zu laſſen, doch hat er dieſen Gedanken wieder aufgegeben, da ihm das Motiv des Charfreitags ‚zu gewaltig' erſchien" (S. 36). Freybe iſt wohl durch eine undeutliche Kunde vom Plan der „Geheimniſſe", die in der That ein Charfreitagsepos ſind, auf ſeine Erfindung gebracht worden. Grauſam iſt es, daß er (S. 140) den Türmer Lynkeus, der den Brand der alten Linden von ſeinem entfernten Turme aus beobachtet und meldet, gleich mitverbrennen läßt. S. 145 wirft Freybe dem großen Koloniſator und Kanaliſator Fauſt vor, ſein höchſter Kulturtriumph ſei ein flottes Flotten-

feſt. Aber in Goethes Text ſpricht V. 112,05 f. nur Mephiſto von einem ſolchen Feſte, Fauſt denkt gar nicht daran; das heißt doch des Dichters Worte etwas gewaltſam dem gottgefälligen Zwecke der frommen Auslegung anpaſſen. Der Goethiſche Fauſt erklärt, die ſchleichend-große Macht der Sorge werde er nicht anerkennen, klagt aber, daß er die Magie nicht mehr loswerden könne; der Freybiſche Fauſt dagegen bekennt (S. 147), von Magie könne er ſich befreien, aber nicht von Sorge und Schuld. Da der junge Kaiſer, ſo ſchlimm er auch regiert, einmal der legitime Herrſcher iſt, kann Fauſt durch ſeine Unterſtützung doch nicht zum „rechtsbrüchigen Strategen" werden (S. 232). Nicht wie Freybe (S. 241) ſchreibt, am Hofe Kaiſer Maximilians II., ſondern Rudolfs II. hat der engliſche Geiſterbeſchwörer Johndee ſein Unweſen betrieben; (vgl. Steinhauſens Zeitſchrift für Kulturgeſchichte I, 383). Da der „geile Homunkulus" für Freybe den modern ſinnlichen Genußmenſchen repräſentiert, ſo geſchieht es ihm ſchon Recht, daß er am Purpurthrone der eben aufſteigenden Sonne wie die Lüge am Felſen der Wahrheit zerſchellen muß (S. 248). Daß Galatea die Sonne ſein ſoll, iſt allerdings ein wenig befremdend, aber doch nicht befremdender als die ganze Seifenblaſe dieſer Auslegungskunſt, für die es freilich keines Felſens bedarf, um ſie in ihr Nichts zerſtäuben zu machen.

Der arme Goethiſche Fauſt muß ſich allerdings noch tollere Vergewaltigungen gefallen laſſen. Den Leſern der Hochſtiftsberichte iſt Ferdinand Auguſt Louvier bereits durch A. Sulzbachs Vortrag (IX, 78) zur Genüge bekannt. Das neueſte Deutungswerk[19]) irgendwie ernſt zu behandeln iſt rein unmöglich, und Spott iſt einem Kranken gegenüber noch weniger am Platze. Daß wir es hier aber einfach mit den Schreibereien eines Geiſteskranken zu thun haben, ſieht man ſchon nach den erſten Seiten. Damit hat ſich die litterariſche Kritik denn doch nicht weiter zu befaſſen. Dagegen kann man ſich ohne einſchränkendes Mitleid dem erheiternden Eindrucke hingeben, den die von einem Anonymus unter dem Namen

---

[19]) Chiffre und Kabbala in Goethes Fauſt. Neue Beiträge zur neuen Fauſtforſchung. Dresden 1897 (Hellmuth Hacklers Verlag).

Child Werni in zwei Heften mitgeteilten Entdeckungen „Goethes Faust ein politisches Gedicht?“ [20]) hervorrufen müssen. Es kann sich bei diesem Auslegungsversuche offenbar nur um eine mit unbeweglich ernster Miene durchgeführte Satire handeln. Der Spaßvogel hat das eine Grundthema Faust ist Napoleon folgerichtig durchgeführt, aber derart, daß einem wirklich dünkt, man „hör' ein ganzes Chor von hunderttausend Narren sprechen“. Für einen satirischen Scherz ist die Sache indessen etwas lang geraten. Nachdem der Verfasser in der Einleitung sich bereit erklärt hat zur Erduldung der Angriffe, die man wegen seiner Verletzung des nationalen Gefühles gegen ihn richten werde, geht er gleich auf sein Thema los: Goethe wollte in seinem Zeitgedicht und Zeitproblem Faust die Schicksale Napoleons darstellen. Daß er sich dabei so unwissend stellt zu behaupten, Goethe habe nie offen eine poetische Zeile zu Napoleons Lob geschrieben und andrerseits die Existenz von „Epimenides Erwachen“ verschweigt, gehört wohl zu seiner satirischen Absicht. Im „Fragment“ könnte Goethe allerdings nur durch besondere Intuition Napoleons Kommen geahnt haben, doch erscheint dies unserm scherzenden Child selbst unwahrscheinlich. Beim Abschluß des ersten Teiles hat er aber bereits die Scheidung Josephinens, die Treue der Gräfin Walewska auf Elba und der Generalin Bertrand auf St. Helena „poetisch prädestiniert“. Alle drei fließen nämlich in Gretchen zusammen, während Fausts Verhältnis zu Gretchens Mutter nur den Beziehungen Napoleons zu seiner einen Schwiegermutter entspricht. Die Scheidung Napoleons von Josephine und Gretchens Schicksal scheinen blos verschieden: „gerade in diesem äußerlichen Widerspruch liegt die innere Übereinstimmung. Gretchen wurde verlassen, als sie Mutter werden sollte, Josephine weil sie kinderlos blieb“. Die Übereinstimmung ist in ihrer Einfachheit gewiß einleuchtend. Zuweit geht dagegen der Scherz, die Ähnlichkeit zwischen Gretchens Sohn (die wichtige Frage ob das ertränkte Kind ein Knabe oder Mädchen war, ist somit zum erstenmal beantwortet) und Christus zu beweisen, den beiden

[20]) Litterarisch-historischer Versuch. Erster und zweiter Teil. Brandenburg a. H. 1896. (Verlag von P. Haeckert).

Söhnen jungfräulicher Mütter, die gewaltsam zum Heile ihrer Mütter endeten (S. 36). Daß Bischof Talleyrand, der erste französische Geistliche, der durch den Staatsbürgereid von der alleinseligmachenden Kirche abfiel, und Mephistopheles, der von Gott abgefallene Engel, ein und dieselbe Person sind, ist ebenso selbstverständlich wie, daß die Ähnlichkeit von Fausts und Napoleons Schicksal sich darin zeigt, daß die Vorsehung Napoleon eliminierte, der Herr sich Reservatrechte über Fausts Seele vorbehielt. Der deutsche Faust ging in Klassizismus unter wie der revolutionäre Volkskaiser Napoleon in Konzessionen an die Tradition der Habsburger; „das Helenafragment im Faust entspricht dem Marie-Luisenfragment in der Geschichte in mehr als einer Hinsicht“ (S. 40). Notwendig ist in Euphorion der König von Rom zu erkennen, an Byron kann dabei nur die Leichtgläubigkeit denken. Freilich um zu entdecken, daß der emporgestiegene Famulus Wagner im II. Teile niemand anders sei als Bernadotte, der zum schwedischen Kronprinzen avancierte Sergeantmajor, dazu bedarf es eines ganz seltenen und besonderen Scharfsinnes oder eben guter satirischer Anlage. Der Baccalaureus ist das Bourbonentum, Valentin der Herzog von Enghien, Frau Martha Schwerdtlein aber — wer hätte das gedacht! — travestiert gar die römische Kirche und die päpstliche Politik.

Das alles wäre als Satire so übel nicht, wenn nicht im zweiten Hefte durch Eingehen auf lauter Einzelheiten der Scherz zu Tode gehetzt und sehr stark der Verdacht geweckt würde, daß es der Verfasser gar nicht auf eine Satire abgesehen habe. In Sachen der Hamlet- und Fausterklärung darf man keine Tollheit mehr für unmöglich halten, wenn man sich auch gegen die Annahme sträubt, daß diese politische Fausterklärung ernst gemeint sein könnte. Allein gerade wenn man die unzweifelhafte Satire eines anderen Anonymus, P. P. Hamlets „sensationelle Enthüllung, das Goethe-Geheimnis“[21]) neben Child Wernis Fausterklärung stellt, wird man den Verdacht, daß man es nicht mit einem Satiriker, sondern mit einem Geistesgenossen Louviers zu thun haben könnte, nicht los.

[21]) Berlin 1897 (A. Hofmann und Co.).

Der Autor des Goethegeheimnisses hat in vollberechtigter Entrüstung über den Baconschwindel die Satire Carrieres „Wer ist der Faustdichter?“ (Gegenwart 1889 No. 1/2) wieder aufgegriffen und weitergeführt. Das Verschwinden der Kiste mit Lessings Faust legt den Verdacht nahe, daß Goethe, der erst nach Lessings Tod mit seinem Fragment hervortrat, sich der Lessingischen Arbeit bemächtigt habe. Bei andern Jugenddichtungen haben Lenz und H. L. Wagner ihm geholfen, bis er in Schiller einen armen, für ihn arbeitenden Dichter fand. Die Beweise sind höchst ergetzlich geführt, am lustigsten stellt sich die Entdeckung der Geheimschrift, in der Schiller der findigen Nachwelt Mitteilung machte, dar. Sie ist im Personenverzeichnis des Egmont zu finden.

Silva
Clärchen
Herzog von Alba
Ihre Mutter
Machiavell
Egmont
Richard, Egmonts **Geheimschreiber.**

Der lächerliche Unfug, durch die Übereinstimmung einzelner Worte Autorschaft und Abhängigkeit von Vorlagen beweisen zu wollen, ist leider in der Goethephilologie ebenso zu Hause wie bei Mrs. Pott und ihren Gläubigen. Die Satire P. P. Hamlets wird weder in der Goethe- noch Shakespearelitteratur die Blinden sehend machen, aber gut ist es immerhin, wenn von Zeit zu Zeit das Lächerliche auch öffentlich der Lächerlichkeit und dem Spotte preisgegeben wird.

Eine recht unglückliche Entlehnungstheorie, über die man aber bei der liebenswürdigen Treuherzigkeit des Verfassers so milde als möglich hinweggehen möchte, ist B. Gräfes Versuch, Goethes Abhängigkeit von Dante nachweisen zu wollen[22]). Daß im zweiten Teile des Faust Dante mehr, als gewöhnlich, geschieht zum Vergleiche heranzuziehen ist, kann man dem Dantefreunde ohne weiteres

[22]) An-Dante. Divina commedia als Quelle für Shakespeare und Goethe. Drei Plaudereien. Leipzig 1896 (Gustav Fock).

zugeſtehen. Ich habe ſelbſt bereits XI, 288 auf eine Ähnlichkeit aufmerkſam gemacht. Allein ganz unannehmbar ſind die Aufſchlüſſe, die Gräfe auf die Frage giebt: „Was iſt die Erziehungsanſtalt, in welche nach W. Meiſters Wanderjahren Felix gebracht wird?“ Schon die erſten Worte der Lehrjahre hatten Gräfe die geheimnisvollen Beziehungen zwiſchen Goethes Roman und Dantes Epos enthüllt. „Das Schauſpiel dauerte ſehr lange. Die alte Barbara trat einigemal ans Fenſter.“ Das Schauſpiel iſt la divina commedia, die alte Barbara das barbariſche Buch mit ſeinem ſüßen Wohlklang. Ebenſo ſei im Eingang der Wanderjahre unter Italien Dantes Dichtung, unter der pädagogiſchen Provinz das Fegefeuer, unter der Erziehungsanſtalt Fegefeuer Geſang 10—12 zu verſtehen. Felix iſt der durch die Komödiantin (divina commedia) Marianne zu neuem Leben geborene Menſch, d. h. der durch Dante von den alten Klaſſikern befreite, wiedergeborene Goethe u. ſ. w. Ich glaube es gern, daß Erich Schmidt nach den ihm mitgeteilten Proben dem gläubigen Verfaſſer erwiderte, er könne ſich abſolut nicht in ſeine Methode der Auslegung finden.

Angeſichts ſolch allerneueſter Auslegungskunſt freut man ſich des Neudruckes einer recht alten und doch noch friſchen Fauſterklärung. Da die Publications der English Goethe Society, die bereits 1888 in ihrem vierten Bande „Carlyles erſten Fauſtaufſatz“ aus dem erſten Quartalhefte der New Edinburgh Review von 1822 wieder abdrucken ließ, in Deutſchland nur wenigen zugänglich ſind, war Richard Schröders Neudruck im 96. Bande des Herrigiſchen Archivs und ſeine Sonderausgabe[23]) ſehr erwünſcht. Er hätte nur nicht behaupten dürfen, daß der Aufſatz ſeit 1822 gänzlich verſchollen ſei, und hätte nicht Streulis Buch über „Carlyle als Vermittler deutſcher Litteratur“ (vgl. XII, 160) eine ſo wenig verdiente Anpreiſung widmen ſollen. In allen Ausgaben Carlyles aber hat in der That bisher der Aufſatz gefehlt, in dem er entgegen dem ſchlechten, notdürftig verbindenden Texte eines Bilderwerks aus Goethes Fauſt ſeinen Landsleuten eine richtigere Vorſtellung

[23]) Thomas Carlyles Abhandlung über Goethes Fauſt aus dem Jahre 1821. Ein Supplement zu den bisherigen Carlyle-Ausgaben. Herausgegeben und mit einer Einleitung verſehen. Braunſchweig 1896 (Georg Weſtermann).

von the bright aërial creations of Goethe, zweifellos einer der eigenartigſten (singulare), die jemals in Europa erſchienen iſt, verſchaffen wollte. Der Aufſatz iſt im weſentlichen eine Inhaltsangabe des erſten Teils, von Bemerkungen Carlyles durchzogen. Er iſt nicht mit allem einverſtanden, die Einheit in der Anlage des Ganzen (in the general plan) ſcheint ihm zu mangeln, aber er rühmt die Einheit des Intereſſes, das der Fauſt wecke. Er vergleicht Marlowes Fauſt, deſſen Bekanntſchaft Goethe erſt 1818 gemacht hatte und den damals in England ſelbſt nur wenige geleſen hatten, mit der deutſchen Dichtung, nicht ganz gerecht gegen den alten engliſchen Dichter, und nimmt Byrons „Manfred“ gegen die Anklage bloßer Fauſtnachahmung in Schutz. Wenn Carlyle dabei meint, Goethe habe einen Tadel wegen vermeinten Plagiats gegen Lord Byron ausgeſprochen, ſo hat er Goethes Äußerung irrig gedeutet (vgl. XI, 207). Goethes weltgeſchichtliche Stellung aber führt er den allem Fremden abgeneigten Engländern eindringlich vor Augen und gerade dieſe erſte Proklamierung der Goethiſchen Vorherrſchaft giebt dieſem Vorläufer von Carlyles Vermittlungsarbeiten zwiſchen deutſcher und engliſcher Litteratur hiſtoriſche Bedeutung: „It has been Goethe's fortune to live through a change of dynasty in European poetry, and to be himself, more than any other, instrumental in causing that change. He has created a new literary era in his own country; and none will dispute him the glory not only of having furnished many scattered ideas, much important intellectual training to every one of the great minds, with whose fame all Europe, and particularly England rings from side to side.“

Noch einen zweiten Neudruck einer älteren Arbeit, der aber Goethes Beziehungen zur franzöſiſchen Litteratur berührt, haben wir neben Schröders Wiederausgrabung von Carlyles erſtem Fauſtaufſatz zu erwähnen. J. Imelmann hat einen Paralleldruck von Goethes „Verſuch über die Dichtungen“ aus dem Februarhefte der „Horen“ von 1796 und des franzöſiſchen Urtextes herausgegeben.[24]) Nun kann allerdings jeder Leſer daraus das Ver-

[24]) Frau von Staels Essai sur les fictions (1795) mit Goethes Überſetzung (1796). Berlin 1896 (Druck und Verlag von Georg Reimer).

hältnis von Original und Überſetzung überblicken, aber ein paar orientierende Worte über Goethes Überſetzungsart, wie ſie hier und in „Rameaus Neffen“ zu Tage tritt, hätte der Herausgeber wohl hinzufügen dürfen. Er hat ſich in der Einleitung auf die Wiedergabe vier fremder Urteile über Frau von Staels Arbeit und auf die Zitate aus dem Goethe-Schilleriſchen Briefwechſel beſchränkt und auch in den Anmerkungen ſich die Sache ſehr bequem gemacht. Goethe ſelbſt hat den Aufſatz nicht in ſeine Werke aufgenommen, was erſt durch die Hempelſche Ausgabe nachgeholt wurde.

Für die Fauſtlitteratur weitaus die wertvollſte, durch ihr unbefangenes, ſcharfes und geſundes Urteil durchaus tüchtige und erfreuliche Arbeit unter allen neueren Schriften ſind J. Collin's Unterſuchungen „Goethes Fauſt in ſeiner älteſten Geſtalt“.[25]) Die erſte Hälfte des Buches, die Unterſuchungen über den Monolog und die Erdgeiſtſzene, der Dialog zwiſchen Fauſt und Wagner, Mephiſto und dem Schüler und die Szene in Auerbachs Keller ſind ſchon früher getrennt erſchienen und auch bereits in dieſen Berichten X, 221 beſprochen worden, ſo daß für die zwei erſten Kapitel des neu vorliegenden Buches nur darauf verwieſen zu werden braucht. Allerdings hat Collin manches in ſeiner Diſſertations- und Habilitationsſchrift weiter ausgeführt, ſchärfer beſtimmt und ein paar Hypotheſen vorſichtiger gefaßt; zu weſentlichen Änderungen ſeiner früher vorgetragenen Anſichten ſah er ſich nicht genötigt. Es ſind jetzt nur in gleicher Weiſe die ſechzehn Szenen der Gretchentragödie wie der „Urfauſt“ ſie bietet, denn nur mit dieſem befaßt ſich Collins Unterſuchung, behandelt worden. Collin will überall Stimmung und Gedankengehalt der Szenen des Urfauſts und ihr gegenſeitiges Verhältnis prüfen, dann aber ihre Verwandtſchaft mit den übrigen litterariſchen Zeugniſſen klarſtellen und auf dieſem Wege Anhaltspunkte über die Entſtehungszeit der einzelnen Szenen gewinnen. Er zieht dafür auch andere mögliche Einflüſſe wie Schriften Herders und Hamanns, Hans Sachs und Andreä heran, er verwahrt ſich aber dabei entſchieden gegen das ebenſo beliebte wie thörichte Verfahren, aus dem Zuſammentreffen

[25]) Frankfurt a. M. 1896 (Litterariſche Anſtalt Rütten und Löning).

einzelner Ausdrücke Abhängigkeitsſchlüſſe und chronologiſche Beſtimmungen zu konſtruieren. Nicht die zufällige Einzelheit, ſondern nur die Erkenntnis der ganzen Stimmung, aus der einzelne Szenen ſich loslöſen konnten, geſtatte haltbare Folgerungen. Goethe gebe den überlieferten Begriffen und Anſchauungen neuen Lebensgehalt aus ſeinem Innern, „wie ſie ihm erſt dadurch lebendig werden, daß ſie in Beziehung zu ſeinem eigenen Fühlen und Denken treten“. Vor allem in der Erklärung des erſten Fauſtmonologs muß ſich Collin dabei polemiſch gegen Scherer wenden. Scherer hatte in Fauſts Anrufung der Natur („O ſähſt du voller Mondenſchein“) ein Abbrechen des Motivs geſehen und daraus auf verſchiedene Abfaſſungszeit der einzelnen Teile des Monologs geſchloſſen. Collin erklärt ſinnig und treffend den inneren Gedankenzuſammenhang. Indem Fauſt mit Magie ſich der Natur nahen will, warnt ihn dieſe mit dem hereinfallenden Mondenſtrahle, der Stimme des guten Engels im alten Puppenſpiele ähnlich (S. 15), nicht auf finſterm Pfade den Weg zu ihrem Innern zu verſuchen. Nicht ſo glücklich ſcheint mir Collin in der Formulierung des Satzes, Goethes Abſicht ſei geweſen, im Fauſt den Grundgedanken des Werther, unendliches Streben im Kampfe mit menſchlicher Einſchränkung und ſeine Folgen darzuſtellen. Goethe hat ſich doch ſelber aufs ſchärfſte dagegen ausgeſprochen, die Darſtellung eines Grundgedankens als Ausgangspunkt und Inhalt ſeiner Werke anzuſehen. Wenn Collin aber meint, Goethes urſprüngliche Abſicht beim Fauſt möge auf die Schaffung eines bürgerlichen Trauerſpiels abgezielt haben (S. 82), ſo begrüße ich dieſe Äußerung mit etwas ſelbſtſüchtiger Genugthuung, denn ich habe ſchon vor vielen Jahren dieſe Anſicht vertreten. Die Folgerungen aus ſeiner Vermutung hat Collin allerdings nicht gezogen. Zwar iſt er näher auf die Abhängigkeit der Wagneriſchen „Kindermörderin“ von der Gretchentragödie eingegangen, den faſt gleichwichtigen „Zerbin“ von Lenz hat er aber nicht herangezogen und die ganze Streitfrage über Schuld und Strafe der Kindsmörderinnen, die eine Theſe Goethes bei ſeiner Straßburger Licentiatenprüfung behandelt, läßt er beiſeite. Ich glaube, ſie muß bei der Entſtehungsgeſchichte des „Urfauſts“ mehr im Auge behalten werden.

Im übrigen hat Collin Dichtung und Leben, die für die Anfänge des Fauſt in Betracht kommen, ſorgfältig im Auge behalten; daß Baſedow Züge für Mephiſto beigeſteuert habe (S. 218), will mir trotz einzelner Züge in Goethes Schilderung („ſchnelle und ſcharfe Äußerungen, ein gewiſſes höhniſches Lachen") nicht einleuchten. Für den „Satyros" mag er wohl als das Urbild des derben Zeitgenoſſen gelten, wie Collin (S. 86) will, doch betont Collin ſelber, es ſei nicht Goethes Art geweſen, in „ſeinen Geſtalten Porträts beſtimmter Menſchen zu geben. Er ſammelte überall her individuelle Züge, wie ſie ihm das Leben bot, nicht zuletzt aus ſeinem eigenen Inneren und verband ſie mit künſtleriſchem Geiſte zu einem organiſchen Ganzen". Bei ſeinen chronologiſchen Unterſuchungen kommt Collin zu dem Ergebniſſe: Monolog und Erdgeiſtſzene ſind im Jahre 1774 und zwar nach der Rückkehr von der Rheinreiſe (13. Auguſt) und dem Erſcheinen von Herders älteſter Urkunde, ſpäter als Prometheus, Satyros und Werther entſtanden. Der Dialog mit Wagner könnte möglicherweiſe ſchon 1773 entſtanden ſein, doch ſei eine ſolche Verzettelung der Arbeit unwahrſcheinlich; Collin weiſt auch ſie dem Jahre 1774 zu, in das er auch die Schülerſzene, über deren Entſtehungszeit am meiſten Unklarheit herrſcht, verlegt. An eine frühere Entſtehung als 1772 wäre übrigens auch für ſie unter keinen Vorausſetzungen zu denken. Für Auerbachs Keller dagegen glaubt er ſogar den Geburtstag, es ſoll der 17. September 1775 ſein, feſtſtellen zu können. Nicht vor 1775 ſei die ſpäter weggelaſſene Vermittlungsſzene auf der Landſtraße geſchrieben. Die erſten ſieben Gretchenſzenen, von der erſten Begegnung auf der Straße bis zur Liebeserklärung im Gartenhäuschen, ſollen dem Auguſt und September 1774 angehören, in welche Zeit Collin auch die Katechiſationsſzene verlegt. Das dazwiſchen liegende „Meine Ruhe iſt hin" ſoll ſpäter eingeſchoben und erſt 1775 entſtanden ſein. Für die drei Szenen: Am Brunnen, Zwinger, Dom glaubt Collin im Herbſte 1775 die verwandte Grundſtimmung nachweiſen zu können. Valentins Monolog und Fauſts Klagen, die dann der Szene „Wald, Höhle" einverleibt wurden, gehören der Zeit unmittelbar nach der Schweizerreiſe an; Waſſerſturz und Alpenfeld erinnern an dort empfangene Eindrücke.

**

Collins Darlegung über die ſpätere Verſchiebung dieſer Reden Fauſts iſt ſehr lehrreich und überzeugend. Dagegen halte ich ſeine Erklärung des „eingeborenen Engels“ (V. 2712) mit Seele für durchaus irrtümlich; ich habe ſchon IX, 373 im Anſchluß an von Loeper erklärt: das Wachstum des Mädchens (Natur) hat die herrliche eingeborene körperliche Schönheit des Kindes allmählich zur Erſcheinung gebracht. Von den ſeeliſchen Eigenſchaften der ſchnippiſchen Dirne weiß ja Fauſt zu der Zeit noch nicht das Geringſte. Die Proſaſtreitſzene zwiſchen Fauſt und Mephiſto gehört der zweiten Hälfte des Jahres 1775 an, entſtand aber noch vor der Kerkerſzene, die am 13. Oktober 1775 bereits niedergeſchrieben ſein mußte, da Wagners „Kindermörderin“ wörtlichen Anklang an ſie zeigt.

So ſtellt ſich das Verhältnis nach Collins Unterſuchungen, deren umſichtiger Kritik man volle Anerkennung zollen muß, auch wenn man ſich erinnert, auf wie ſchwankendem Boden eine derartige Beweisführung ſich bewegt. Bei allem Scharfſinn kann dieſe Zeitbeſtimmung doch nur als ein mehr oder minder gelungener Wahrſcheinlichkeitsbeweis angeſehen werden. Eine andere Frage, die Collins Forſchung behandelt, die Stellung des Erdgeiſtes im „Urfauſt“ und in der vollendeten Dichtung iſt auch im letzten Bande des „Goethe-Jahrbuch“ [26]) eingehend erörtert worden. Georg Witkowski hat dafür die eigentümliche Form eines „Geſpräch zweier Goethefreunde“ gewählt. Ich weiß nicht ob der Freiherr von Biedermann, welcher der Unterredner A iſt, ſeine Anſichten hier überall ganz richtig wiedergegeben findet und von der Schülerrolle, die er dem belehrenden B gegenüber ſpielt, ſehr erbaut iſt. Ich meine aber, es wäre beſſer, wenn wir das Interviewen — und ein ſolches liegt dem Geſpräch in der That zu Grunde — der Tagespreſſe überlaſſen und nicht in die Wiſſenſchaft einführten. Nur eine beſondere Kunſt in der Handhabung der dialogiſchen Form würde die von Witkowski gewählte Art der Mitteilung rechtfertigen. Ich kann aber bei dieſem ſchwer-

[26]) Herausgegeben von Ludwig Geiger. Siebzehnter Band. Mit dem elften Jahresbericht der Goethegeſellſchaft. Frankfurt a. M. 1896. (Litterariſche Anſtalt Rütten & Löning).

fällig ſchleppenden Geſpräch nur die Übelſtände der veralteten Form, ganz und gar nicht ein beſonderes Geſchick zum Dialoge wahrnehmen. Freiherr von Biedermann, dem die Fauſtlitteratur im Beſondern wie die ganze Goetheforſchung ſo vielfach zum Danke verpflichtet iſt, kämpft ſeit längerer Zeit für die Annahme, daß mit dem erhabenen großen Geiſt V. 3217 und Zeile 44 nicht der Erdgeiſt, ſondern Gott gemeint ſei. Witkowski ſucht ſich mit ihm dahin zu einigen, daß urſprünglich der Erdgeiſt, als deſſen Diener Mephiſto auftritt, gemeint geweſen, Goethe aber nach Dichtung des Prologs darauf gebaut habe, daß die Leſer den vorhandenen Widerſpruch nicht merken und bei Fauſts doppelter Anrufung an den Himmelsherrn denken werden. Dieſer Löſung Witkowskis ſchließe ich mich in beiden Punkten an. Aber in einen Widerſpruch ſcheint er ſelbſt mir verwickelt, wenn er S. 130 Goethe bei der Niederſchrift der Erdgeiſtſzene genügende Kenntnis Spinozas abſpricht und meint, Goethes damaligem Begriff vom höchſten Weſen würde Spinozas Gott nicht entſprochen haben,[27]) dagegen S. 132 ſagt, Goethe habe für den Gott Spinozas ſich das Symbol des Erdgeiſtes, „nur noch größer, erhabener, ethiſcher aufgefaßt", geſchaffen. Witkowski müßte dann zwiſchen der Selbſtſchilderung des Erdgeiſtes und dem erhabenen Geiſte, der die Brüder in Buſch, Luft und Waſſer kennen lehrt, einen Unterſchied nachweiſen, und das dürfte ihm ſchwerer fallen als die Widerlegung des im Dialoge ſtark zurückgedrängten A. Spinozas Gott hat ſchon 1773 wie ſpäter Goethes Vorſtellungen vom höchſten Weſen genügt, und auch ſein Verhältnis zu Spinoza war ſchon damals nicht ſo oberflächlich wie der Unterredner B meint. Recht ungoethiſch drückt ſich der aber aus, wenn er den Erdgeiſt im Urfauſt den „Vertreter der hinter der Handlung ſtehenden Idee" nennt. Ich will Witkowskis Äußerungen über den Erdgeiſt gegenüber nur auf Collins treffliche Erläuterungen S. 56 und 62f. verweiſen. Aber auch Witkowskis Bemerkungen über die Widerſprüche im zweiten Monologe nach Wagners Abgang erfahren in Collins Erläuterung des erſten Monologes eine methodologiſche Widerlegung.

[27]) Daß dieſe Äußerungen unter A ſtehen, iſt offenbar nur ein Druckfehler; ſie gehören B an.

Auch in den Miszellen bringt das Goethejahrbuch außer der bereits obenerwähnten Notiz Heidenheimers noch einige Fauſtiana. A. Baumeiſter erzählt, daß in der Nähe des alten Sparta ſich noch eine 1249 von Villehardouin erbaute Burg befinde, die der Schilderung Mephiſto-Fauſts entſpreche. Es wäre in dieſem Zuſammenhange auf A. Böttichers Aufſatz „die fränkiſchen Bauten in Morea“ (Beil. z. Münchener Allg. Zeitg. 1885 Nr. 21) hinzuweiſen geweſen, der in der Fauſterklärung bisher mit Unrecht unerwähnt geblieben iſt und viel mehr als Baumeiſters Notiz bietet. Rudolf Fürſts Hinweis, daß ſchon der Venetianer Luigi Cornaro in ſeinem im höchſten Greiſenalter abgefaßten Trattato delle acque (ſeit 1588 oft gedruckt) wie Fauſt den Kampf mit dem Meere aufgenommen hat, enthält inſoweit eine fruchtbare Anregung, als er erinnert, daß Goethe bei ſeinem Aufenthalt in der Lagunenſtadt wohl ein großes Beiſpiel vor Augen gehabt hat, wie der thätige Menſchengeiſt dem Elemente Wohnſitze abringt. Eugen W. Manning tritt dafür ein, das erſte Fauſtparalipomenon, von dem das Jahrbuch ein Fakſimile enthält, ſtamme nicht, wie Harnack meinte, aus dem Jahre 1788, ſondern aus der erſten Oktoberhälfte 1773.

Aus den ſonſtigen achtzehn Miszellen des Jahrbuches hebe ich hervor Seufferts Vermutung, daß Goethe für ſeinen geplanten Roman die Söhne Megaprazons ein Werk von Morelly „Naufrage des Isles flottantes, ou Basiliade du célèbre Pitpai“ (1753) benützt haben könnte. Ottokar Lorenz macht unter der Überſchrift „Zum Epimenides“ eine Reihe ſehr intereſſanter Bemerkungen über das Feſtſpiel und Goethes politiſche Anſichten. Wenn der Jenenſer Hiſtoriker ſich dabei gegen Morſchs Epimenidesabhandlungen in den beiden vorangehenden Bänden des Jahrbuchs wenden muß, ſo würde er dem letzten Aufſatze von Morſch[28]) unbedingt zuſtimmen, in dem Morſch den allgemein deutſchen Charakter des Schlußchors aus Epimenides Erwachen“ gegen Düntzer verteidigt, der dem klaren Wortlaut und Goethes bekannter

[28]) Der Schlußchor aus Goethes Feſtſpiel „des Epimenides Erwachen“ und die preußiſche Nationalhymne. Leipzig 1895 (Sonderabdruck aus der Zeitſchrift für den deutſchen Unterricht).

Geſinnung zuwider ihn nur auf Preußen einſchränken will. Morſch ſucht dann im folgenden den neuen Lesarten der Weimariſchen Ausgabe gegenüber ſeine Auslegung des Verſes: „Nun tönet laut: Der Herr iſt da“ zu verteidigen. Gott, nicht der König ſei unter dem Herrn zu verſtehen. Ich muß geſtehen, daß mir ſeine Beweisführung dabei nicht jeden Zweifel getilgt hat. Der Schlußchor iſt in Felix Mottls Tonſetzung 1889 zur Begrüßung Kaiſer Wilhelms in Bayreuth geſungen worden. Morſch giebt unter dem Hinweis auf den franzöſiſch-engliſchen Urſprung des „Heil dir im Siegeskranz“ und den ärgerlichen Umſtand, daß die Melodie von „Deutſchland über alles“ zugleich die der öſterreichiſchen Kaiſerhymne iſt, dem Wunſche Ausdruck, Goethes herrlicher Schlußchor möchte uns eine Art Nationalhymne werden. Daß dies ein frommer Wunſch bleiben wird, befürchtet er freilich ſelber.

Von den Miszellen ſind neben einem Schreiben Eckermanns, das zwei Maximen Goethes enthält, vor allem Eduard Mörikes Briefe (mitgeteilt von Rudolf Kraus) über den erſten Eindruck, den Goethe-Schillers Briefwechſel auf ihn machte, durch ihre friſche Urſprünglichkeit erquickend. „Ich pries mich glücklich,“ ſchrieb Mörike am 7. Mai 1829, „im blauen Tage der Poeſie, deren Herz man in dieſem Buche in abgemeſſenen, langſam vorgezählten Pulſen ſchlagen hören kann.“ Und als er den Briefwechſel zum fünftenmal durchgeleſen hatte, urteilte er 1830, die Briefe ſeien „unerſchöpflich an Belehrung und ſtets neuem Reiz“. Sehr dankenswert iſt auch Weizſäckers Inhaltsangabe von Eichſtädts ganz vergeſſener lateiniſcher Gedächtnisrede auf Goethe vom 1. Oktober 1832. Einzelnes aus dieſer akademiſchen Feſtrede kann unmittelbar Goethes Geſprächen eingereiht werden. Einen Beitrag zu ihnen liefert auch der Bericht des öſterreichiſchen Geſandten Grafen Zichy an Metternich, der nach dem Wartburgfeſte in Jena Umſchau hielt. Goethe ſuchte ihm gegenüber die Jenenſer Profeſſoren gegen drohende Unannehmlichkeiten in Schutz zu nehmen. Nachrichten über einige Bekannte und Beſucher Goethes, Berliner Klatſch über die Xenien, kleine Nachträge zu Goethes Briefwechſel ſind von Geiger, Schüddekopf, Fränkel und Jacoby den Miszellen beigeſteuert worden.

An der Spitze der Abhandlungen des Jahrbuches steht Hans Gerhard Gräfs Studie „Heinrich Voß der jüngere und sein Verhältnis zu Goethe und Schiller“, die ergänzt wird durch zwei Briefe des Vaters Voß an Goethe, in deren ersterem er seinen eigenen Weggang nach Heidelberg ankündigt, im zweiten den Sohn zu sich beruft. Mit vorurteilsfreier Kritik, die auf genauester Kenntnis sich aufbaut, hat Gräf die Fähigkeit des jüngeren Voß geprüft, uns Goethes und Schillers Gespräche und menschliche Eigenart zu schildern. Seinem weichen Wesen fehlt die besondere, Eckermann eigene Gabe, „das Vernommene klar und schlicht wiederzugeben“. Statt eines ruhigen Berichtes schildert er seine eigenen Gefühle. Nichtsdestoweniger sind seine Mitteilungen gerade für die Kenntnis der rein menschlichen Güte und Liebenswürdigkeit Schillers und Goethes äußerst wertvoll. Sie bestätigen aufs neue die Wahrheit, „daß der wahrhaft große Künstler stets zugleich ein großer und guter Mensch ist“. Und Gräf hat sich ein wahres Verdienst erworben, indem er aus sämtlichen brieflichen Mitteilungen des jungen Philologen, dessen Verbesserungsvorschläge seiner Hexameter Goethe in der „Achilleis“ berücksichtigte, und aus Goethe-Schillers eigenen gelegentlichen Äußerungen alles chronologisch zusammenstellte. Berlitts Neudruck der Voßischen Briefe (vgl. XI, 401) ist durch die Anordnung wie durch die ungleich reichere Quellenerschließung des Gräfischen Büchleins[29]) weit überholt. Unwesentliches und Wiederholungen ist in Gräfs höchst geschickter Redaktion weggeblieben, so daß ein fortlaufender Text entstanden ist. Über die Herkunft der einzelnen Teile orientiert die „Übersicht der benutzten Briefe“, die auch die neuhinzugekommenen Bestandteile leicht erkennen läßt. Auf Voßens günstiges Urteil über Christiane sei eigens hingewiesen. Manche der hier zuerst mitgeteilten Goethischen Aussprüche verdienten den bedeutendsten seiner Prosasprüche beigesellt zu werden, wie der eine: „Wenn das wahrhaft Schöne und Gute Eingang gefunden hat, so ist das

---

[29]) Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß dem jüngeren. Briefauszüge in Tagebuchform zeitlich geordnet und mit Erläuterungen herausgegeben. Leipzig 1896 (Druck und Verlag von Ph. Reclam jun., Nr. 3581/2).

Schlechte auf ewig verbannt.“ Hoffentlich findet das anmutige Büchlein, das ſo entſtanden iſt, auch die weiteſte Verbreitung.

An Gräfs Abhandlung über Voßens Wiedergabe Goethiſcher Geſpräche reiht ſich im Jahrbuch eine ſehr hübſche Studie Richard M. Meyers über Eckermann. Aus Eckermanns Buch „Beiträge zur Poeſie mit beſonderer Hinweiſung auf Goethe“, das der junge Dichter 1823 in der Handſchrift an Goethe ſandte, entwickelt Meyer, wie es kommen mußte, daß Goethe ſofort den Jüngeren in Weimar feſtzuhalten und in ſeine Dienſte zu ziehen ſuchte. Weit entfernt von jeder Überſchätzung enthält die anregende Studie doch eine Art Rettung des oft verſpotteten Mannes, der in treuer Wiedergabe des Gehörten eine ganz eigenartige Begabung entwickelte, eine Begabung, die für die deutſche Litteratur ſchätzenswerter und fruchtbarer geworden iſt als ein paar Dutzend erträgliche Gedichtſammlungen. Eckermanns Leiſtung, welche das unerreichte Vorbild und die Grundlage ſpäterer Sammlungen Goethiſcher Geſpräche geworden iſt, erinnert uns an die abſchließende, hervorragende Arbeit auf dieſem Gebiete, die wir dem Freiherrn Woldemar von Biedermann verdanken. Seinen neun bereits vorliegenden Bänden (vgl. VIII, 272) von „Goethes Geſprächen“ hat er nun einen weiteren Band „Nachträge“ [30]) folgen laſſen. Eine größere Anzahl der in ihm enthaltenen neuen Mitteilungen ſtammt aus dem Nachlaſſe des Kanzlers von Müller, bildet alſo eine Ergänzung von deſſen bereits 1870 herausgegebenen Unterhaltungen mit Goethe. Die hohe Herrin, deren Scheiden wir ſeit dies geſchrieben worden war, in treuer Ehrfurcht und Dankbarkeit beklagen mußten, und die freundlich entgegenkommende Verwaltung des Goethearchivs haben dieſen Teil der „Nachträge“ geſpendet. Von den übrigen, die manche höchſt charakteriſtiſche Äußerung Goethes enthalten (z. B. S. 29, 102, 117, 134), hebe ich nur Bettinas ſtimmungsvollen Bericht über ihr letztes Zuſammentreffen mit Goethe im September 1824 hervor. Als dankenswerte Beigabe neben den knapp gehaltenen Erläuterungen und den Regiſtern verdanken wir

[30]) Anhang an Goethes Werke. Abteilung für Geſpräche. Zehnter Band. Leipzig 1896 (F. W. von Biedermann).

dem unermüdlichen Eifer des verdienten Herausgebers auch eine zeitliche Übersicht der von 1755 bis 1832 führenden Gespräche. Die Zahl der Gespräche ist durch die 219 Nachträge nunmehr auf die stattliche Summe von 1800 gestiegen.

Nachträge werden sich auch künftig noch ergeben. So ist z. B. W. Peters Programm (vgl. X, 449), das in Böttigers Briefen Äußerungen Goethes über die Wolfischen Prolegomena enthält, nicht ausgenutzt worden. Neuerdings bieten Karoline von Humboldts Briefe[31]) einige Nachträge. Am 1. Dezember 1796 erzählt Karoline in einem Briefe an Rahel Levin, daß sie und Wilhelm die Abende meistens bei Schiller verbrächten, „dessen Unterhaltung" — ein Versuch seine Gespräche in ähnlicher Weise wie die Goethischen zu sammeln würde sich vielleicht trotz der spärlicheren Quellen lohnen — „wirklich einzig groß und schön durch den unglaublichen Reichtum seiner Ideen ist". Goethe dagegen fand sie, als Humboldts mit Burgsdorff einen ganzen Tag in seinem Hause waren, noch feierlicher als früher. Aber von Goethes Vorlesung seiner Idylle („Hermann und Dorothea") war Karoline doch entzückt. Man könne, schrieb sie der Freundin, „nichts darüber sagen, man muß es hören, um das Gefühl der innigsten Anbetung gegen den göttlichen Menschen voll zu genießen, dem es gegeben ist, die tiefste Wahrheit, die vollste Menschlichkeit so in Worten auszusprechen". Wie aber das noch unvollendete Epos sie für seinen Schöpfer begeisterte, so wurde sie im August 1812 durch die „schönen, einzig schönen Goethischen Stanzen" zum Empfang Marie Luisens in Karlsbad wehmütig über die traurige Verblendung, in der sich der teuerste Meister in Widerstreit setze mit der tiefsten Gesinnung der deutschen Jugend. Je mehr Karoline den edlen schönen Ausdruck, die kräftige Bewegung und das reine Ebenmaß dieser Stanzen bewundern muß, um so schonungsloser findet sie es von Goethe, solch elenden lügnerischen Stoff in solche Gestalt zu fügen. Die Gedichte haben bekanntlich auch bei einem so warmen Goethefreunde wie Arnim und vielen andern böses Blut gemacht. Daß Karoline

[31]) Briefwechsel zwischen Karoline von Humboldt, Rahel und Varnhagen. Herausgegeben von Albert Leitzmann. Weimar 1896 (Hermann Böhlaus Nachfolger).

von Humboldt ſeit ihrer Mädchenzeit innigſt mit den Schweſtern Lengefeld befreundet war, iſt bekannt genug. In den Briefen an Rahel freut ſie ſich, daß auch auf den ihr ſehr nahe ſtehenden Burgsdorff das ſchöne, ſtille, hohe Weſen Karolinens von Wolzogen einen großen Eindruck gemacht habe.

Von einem andern Schützling Frau von Humboldts, deſſen ſie Rahel gegenüber öfters gedenkt, von dem ſchwediſchen Legationsſekretär Guſtav von Brinckmann enthält das Jahrbuch einen Brief an Karoline von Wolzogen, vier an Goethe und zwei Goethes an ihn. Durch Humboldts war der für deutſches Weſen begeiſterte junge Dichter und Diplomat in den Weimariſchen Kreis gezogen worden, mit Humboldts Aufforderung rechtfertigt er ſeine Kühnheit von Paris aus an Goethe zu ſchreiben. Goethe hatte ihn im Februar 1798 freundlich aufgenommen und ihm zu längerem Bleiben in Weimar zugeredet, „indem die franzöſiſchen Direktoren ihre Plane (doch) ganz ruhig ausführen würden, ohne ſich ſtören zu laſſen durch die Ankunft“ des ſchwediſchen Legationsſekretärs. Wenn Brinckmann über die Franzoſen nur Übles zu ſagen weiß und über Humboldt ſpottet, dem alles, womit er ſich beſchäftigt, intereſſant werde, ſo entnimmt der Leſer ſeines Briefes eben die Überlegenheit der Humboldtiſchen Reiſe gegenüber Brinckmanns von Neigung und Abneigung beſtimmtem Urteile. Seine Briefe geben übrigens ungemein anſchauliche Charakteriſtiken des Kreiſes, in dem er lebt. Berlin, ſchreibt er, „iſt eigentlich nur intereſſant durch die unendliche Flachheit, wodurch hier alles neben einander Platz hat“, ein Urteil, das an Geltung wohl auch heute noch nicht viel verloren hat. Lebhaft führt er in den Kreis der Berliner Goethegemeinde ein, wenn er dabei auch nur Frauen nennt. Der eigentliche Gründer der Berliner Goethegemeinde, Goethes römiſcher Genoſſe, Profeſſor Moritz, den Karl Auguſt ſelbſt nach Berlin zurückgeführt hatte und über deſſen Vorleſungen in der Kunſtakademie ein Brief Alexander von Humboldts aus dem März 1789 berichtet,[32]) war damals bereits nicht mehr

[32]) Jugendbriefe Alexander von Humboldts an Wilhelm Gabriel Wegener. Leipzig 1896 (G. J. Göſchen'ſche Verlagshandlung).

am Leben. Ergetzlich iſt Brinckmanns Schilderung der Verlegenheit, in welche jene Goetheverehrerinnen, die von der romantiſchen Schule nichts wiſſen wollen, über Goethes Begünſtigung oder doch ſcheinbare Begünſtigung der Schlegels gerieten. Daß Brinckmann zu denen gehörte, deren Rat Frau von Stael bei ihrer Arbeit sur la litérature allemande einholte, und Goethes Einladung, Brinckmann ſolle in der neuen Jenaiſchen Litteraturzeitung über nordiſche Litteratur berichten, ſind Mitteilungen ernſterer Art.

Wie Leitzmann dieſe Brinckmanniſchen Briefe, ſo hat Geiger im Jahrbuch vier Briefe des Bildhauers Friedrich Tieck an Goethe aus den Jahren 1802, 1824 und 1828 mit Erläuterungen über die Perſönlichkeit des Schreibers, die doch bekannter ſein dürfte, als Geiger annimmt, herausgegeben. Neben Berichten über fremde und eigene Arbeiten (Iffflandſtatue) teilt Tieck auch Anekdoten über die Schickſale von Diderots konfiszierter Handſchrift „la promenade du scepticien“ mit.

Daß die Goethiſchen Briefe ſelber im Jahrbuche immer weniger werden, liegt in der Natur der Sache. Sind doch auch die vier Goethebriefe (zwei an Blumenthal, je einer an Eichſtädt und Hirt), mit denen Guſtav Adolf Müller die Auswahl aus ſeiner Handſchriftenſammlung[33]) eröffnet, bereits ſämtlich in früheren Bänden des Goethejahrbuchs enthalten. Die übrigen Briefe und Stammbuchblätter, welche der ſchön gedruckte Sammelband enthält, bieten inhaltlich ſehr wenig. Die melancholiſchen engliſchen Verſe, die der junge Jeruſalem einem Göttinger Freunde ins Stammbuch ſchrieb, zeigen, wie früh Schwermut den Unglücklichen erfüllte. Das aus der Straßburger Zeit aufgefundene Hochzeitsgedicht von Lenz iſt nicht geeignet, ſeinen Dichterruhm zu mehren. Ein Brief der Herzogin Mutter an den Kupferſtecher Wille, drei Briefe von Karl Auguſt und einige von Lavater verdienen der Schreiber wegen Erwähnung. Lavater hat von Männern, auf deren Urteil er ſehr fußt, eine nicht geringe Idee von Karl Auguſt erhalten und iſt nun höchſt geſpannt ihn kennen zu lernen (1. Nov. 1779), um ſo

---

[33]) Ungedrucktes aus dem Goethe-Kreiſe. Mit vielen Facſimiles. München 1896 (Verlagsbuchhandlung Seitz & Schauer).

mehr, da ihm Karl Auguſts Silhouette unter allen männlichen Silhouetten, die ihm zu Geſichte gekommen, beinahe die liebſte war. Neben Goethes Schwiegertochter und Schwager (Vulpius) ſind Zacharias Werner, Heinrich Meyer, Eckermann, beide Jacobis, Bertuch mit Briefen an Verſchiedene in der Sammlung des eifrigen Goethe- und Friederikenfreundes vertreten. Von einem der bedeutendſten Männer aus dem „Goethekreiſe", von Joh. Heinrich Merck, hat Richard Loebell handſchriftliche Mitteilungen veröffentlicht, die, wie der Herausgeber ſelbſt betont, geeignet ſind, Goethes oft angefochtener Charakteriſtik ſeines Mentors zur Rechtfertigung zu dienen. Loebell ſelbſt hatte noch vor kurzem ſich gegen die Bezeichnung „Mephiſtopheles Merck" in einem eigenen Aufſatze[34]) ausgeſprochen. Und auch in ſeiner neueſten Schrift[35]) tritt er für Mercks „Größe der ganzen Denkungsart und Weichheit des Herzens" ein. Aber wenn er auch Mercks Verhalten gegen Fr. K. von Moſer pſychologiſch zu erklären weiß, ſo iſt er doch zu einem ſcharfen Tadel dieſes Verfahrens genötigt. Mercks Haß gegen den darmſtädtiſchen Miniſter iſt aus ſeinem Briefwechſel bekannt genug. Von der Streitſchrift jedoch, die er teils auf miniſteriellen Befehl teils aus eigener Neigung im Winter 1782/83 gegen den geſtürzten Moſer richtete, waren bisher nur ein paar irrig gedeutete Bruchſtücke bekannt. Der von Merck vorbereitete Druck war wahrſcheinlich auf Wunſch des Landgrafen hin unterblieben. Loebell giebt nun einen charakteriſierenden Auszug aus Mercks „Anti-Necker", wie das Pamphlet im Hinblick auf Moſers Schrift „Necker, in Briefen an Herrn Iſelin in Baſel" betitelt iſt, und fügt aus Moſers und Mercks übrigen Schriften Erläuterungen und Parallelen bei. Die Art, in der Merck Äußerungen ſeines Gegners entſtellt, jede ſeiner Handlungen verdächtigt, ihn zu vernichten ſucht, iſt nun allerdings mephiſtopheliſch. So wacker und tüchtig Merck ſonſt auch war, in ſeinem Kampfe gegen Moſer zeigt ſich der mephiſtopheliſche Zug ſeiner Natur, den Goethe betont hat.

---

[34]) Darmſtadt 1895 (L. C. Wittich'ſche Hofbuchdruckerei).

[35]) Der Anti-Necker J. G. Mercks und der Miniſter Fr. K. von Moſer. Ein Beitrag zur Beurteilung J. G. Mercks. Darmſtadt 1896 (Hofbuchhandlung von Aug. Klingelhöffer).

Während Müller in seiner Sammlung „Ungedrucktes“ nur bereits veröffentlichte Briefe Goethes zu neuem Abdruck bringen konnte, danken wir dem Frankfurter Stadtarchivar die Ausgabe von 21 bisher so gut wie völlig unbekannten Goethebriefen. „Goethes Briefwechsel mit Antonie Brentano“,[36]) die Strehlkes Verzeichnis noch gar nicht unter Goethes Briefempfängern angeführt hatte, bietet in mannigfacher Hinsicht Beachtenswertes. In Goethes langer Lebensdauer ist es ja wiederholt vorgekommen, daß ältere und jüngere Glieder derselben Familie ihm nahe traten. So durfte Max Jacobi als Student in Jena der Freundschaft genießen, welche Goethe mit seinem Vater verband. Aber ganz einzigartig erscheint doch das Verhältnis zur Familie La Roche-Brentano. Nach seinem Besuche in Ehrenbreitstein schenkte der junge Frankfurter Rechtsanwalt Mama La Roche sein Vertrauen, ihrer Tochter Max seine Liebe. Er suchte der armen jungen Frau das Eingewöhnen in Frankfurt zu erleichtern, bis Herrn Peter Anton Brentanos Eifersucht ihm den Verkehr unmöglich machte. Das ungleiche Ehepaar Brentano hat dann für Lotte und Albert im zweiten Teile von Goethes Jugendroman Züge geliehen. Später sind ihre Kinder Klemens und Bettina Goethe wieder nahe getreten, Bettina mischte über Goethe selbst Dichtung und Wahrheit in dem poesiedurchtränkten Briefwechsel, den sie mit ihm führte und in ihrem Geiste lebte. Nun sehen wir auch noch andere Glieder der weitverzweigten Familie Brentano, deren Stammbaum Rudolf Jung zur endlichen Richtigstellung alter und neuerer Irrtümer seinem Buche beigegeben hat, in freundschaftlichen Beziehungen zu Goethe. Jung entwirft ein Lebensbild von Antonie Brentano, die aus ihrem kunstsinnigen Vaterhause in Wien Franz Brentano in das düstere Geschäftshaus zum „Goldenen Knopf“ folgte. Wie die jüngeren Stiefgeschwister an dem treusorgenden Franz hingen, das zeigen vor allem Klemens' Briefe an Franz und Antonie. Goethe hat schon 1812 in Karlsbad das Ehepaar flüchtig kennen gelernt; näher trat er ihm 1814 beim Besuche seiner

[36]) Herausgegeben von Rudolf Jung. Schriften des Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt a. M. VII. Band. Weimar 1896 (Hermann Böhlaus Nachfolger).

Vaterstadt. Von 1814 bis 1821 erstreckt sich der hauptsächlich mit Antonie geführte Briefwechsel. Gemeinsame Kunstinteressen verbanden die gebildete Freundin und den Dichter. Briefkonzepte Antoniens zeigen, daß sie in jenen Jahren das Glück von Goethes Verkehr wohl besser zu würdigen wußte als es der verdüsterten Erinnerung der Greisin erschien. Sie vermittelte auch die Übergabe von Goethes Geschenk für die Rochuskapelle bei Bingen. Eine Abbildung des von Meyer nach Goethes Angaben entworfenen, von Louise Seidler ausgeführten Rochusbildes (vgl. 2. Heft des 1. Bds. von „Kunst und Altertum") hat Jung seiner Briefsammlung beigegeben, ebenso Antoniens Porträt nach einem Gemälde Stielers. Für die Geschichte von Goethes Beziehungen zu seiner Vaterstadt, deren genaueste Feststellung in allen Einzelheiten ja gerade im Hochstifte besonderer Teilnahme begegnen muß, bieten die Briefe manches. Allein auch darüber hinaus erregen sie Interesse. Auf Goethes politische und nationale Sympathieen fällt ein heller Lichtstrahl, wenn er bei Antonie, die wie mit Beethoven so auch mit dem Freiherrn vom Stein freundschaftlich verbunden war, Nachricht über Steins Befinden einzieht. „Empfehlen Sie mich ihm dringend, er ist ein Stern, den ich bey meinem Leben nicht möchte hinab gehen sehen." Die Sicherheit, mit welcher der kundige Herausgeber über alles Auskunft giebt, ohne den Text übermäßig durch Anmerkungen zu belasten, läßt die Ausgabe als eine musterhafte erscheinen. Die Repräsentanten seiner Schriften in unglücklicher Zahl, die Goethe am 21. November 1814 der Freundin sendet, und die Jung nicht zu deuten weiß, sind die dreizehn Bände der ersten Cottaischen Ausgabe seiner Werke. Ursprünglich bestand die Ausgabe (1806—8) allerdings nur aus zwölf Bänden, nachträglich (1810) wurden aber die „Wahlverwandtschaften" ihr als 13. Band hinzugefügt.

Die Beziehungen Goethes zu Frankfurt, an die uns Jungs Ausgabe wieder erinnert, behandelt auch die erste Mitteilung des Jahrbuches aus dem Goethe-Schillerarchiv, die von Wahle mit Kommentar versehenen „Betrachtungen über ein dem Dichter Goethe in seiner Vaterstadt zu errichtendes Denkmal". Goethe selbst faßt in diesem an Boisserée gerichteten Schriftstücke seine Bedenken

gegen die auf der Mühlau projektierte Säulenhalle zusammen und schlägt vor, das Rauch zu übertragende Denkmal mit dem Neubau der Bibliothek in Verbindung zu bringen. Wahle erörtert dabei in wünschenswerter Weise Goethes Grundsätze über Denkmäler, wie sie aus den „Wahlverwandtschaften" und aus anderen Äußerungen ersichtlich sind. Schon 1793 hätte Goethe gerne sein „Herz über Verewigung großer Menschen durch Obelisken, Urnen u. dgl." gegen jemand ausgeschüttet. Die Frage selbst war ihm bereits 1785, als die Herzogin Mutter in Tiefurt ihrem menschenfreundlichen Bruder Leopold ein Denkmal errichtete, nahe getreten. Die angeführte Äußerung in Goethes Brief an den Schauspieler Großmann hätte Wahle zugleich von der irrigen Behauptung zurückhalten können, Goethe sei der erste deutsche Dichter gewesen, den seine Freunde und sein Volk durch Errichtung eines Denkmals ehren wollten. Auf Gellerts Denkmal von Öser hat Goethe selbst Verse gedichtet, und über die früh auftretenden Bemühungen um ein Lessingdenkmal berichtet Guhrauer in Danzels Lessingbiographie II, 2, 362. Zwei kurzen ungedruckten Aufsätzen Goethes „Über Kunst und Handwerk" und „Über die Gegenstände der bildenden Kunst", die mit den Propyläen in Verbindung stehen, und einen gegen den Dilettantismus gerichteten („Über strenge Urteile") hat Harnack die für ihre richtige Würdigung recht nötigen Erläuterungen beigefügt.

Josef Strzygowski hat seine Hypothese, daß Goethe in der Deutung von Leonardos Abendmahl mit Unrecht den Erregungsmoment der ersten Mitteilung des Verrats angenommen habe, vielmehr in dem Bilde des Heilands weitere Worte „der mit der Hand mit mir in die Schüssel taucht", vor allem in dem Spiel der Hände dargestellt seien, durch die Beigabe dreier Abbildungen: einer Originalaufnahme der Reste des Wandgemäldes, des Stiches von Morghen und einer alten Kopie aus der Brera unterstützt. Über die Richtigkeit der kunsthistorischen Auslegung maße ich mir kein Urteil an, wie anziehend und geistvoll die Untersuchung auch geführt erscheint. Daß man aber an Ort und Stelle in Mailand mit freiem Auge nicht so viel sieht, wie die Originalaufnahme zeigt, kann ich nach eigenem Augenschein, oder vielmehr Nichtaugen-

ſchein, behaupten. Mit der Beſchreibung von Gemälden hat es auch Veit Valentin in ſeiner anziehenden Studie „Frankfurter Maler im Goethehauſe zu Frankfurt“ zu thun. Im Anſchluß an die letzte vom Hochſtift veranſtaltete Ausſtellung (vgl. XII, 56) charakteriſiert er die verſchiedenen Maler, die Rat Goethe und Graf Thorane beſchäftigten, wie Wilhelm Friedrich Hirt, Chr. Gg. Schütz, Joh. Gg. Trautmann, Chr. Stoecklin, J. A. B. Nothnagel, Juſtus Junker und Gevatter Joh. Konrad Seekatz. Anſchaulichſt weiß er einzelne charakteriſtiſche Werke in ſeiner Schilderung uns vor Augen zu ſtellen. Andere, und vor allen fünf der Joſefsbilder, die mit Goethes Knabendichtung in ſo enger Beziehung ſtehen (vgl. XIII, 4*), ſind inzwiſchen in ganz vortrefflichen Photographieen und Lichtdrucken abgebildet worden, in dem Prachtwerke, auf deſſen demnächſtiges Erſcheinen bereits Valentin verweiſen konnte, das nun aber in glänzender Ausſtattung vorliegt, Martin Schubarts Buch über Goethes Königslieutenant.[37])

Das Hochſtift iſt dem Verfaſſer zu ganz beſonderem Danke verpflichtet, der in großherziger Geſinnung die von ihm erworbenen Joſefsbilder durch ſeine Stiftung wieder zurückkehren ließ in das Haus auf dem Hirſchgraben, von dem aus ſie einſtens in die Provence verſandt worden waren. Für das ſchöne Buch aber, das in unerwarteter Reichhaltigkeit neue Quellen für den Kommentar zu Dichtung und Wahrheit, für die deutſche Kunſtgeſchichte wie für die Frankfurter Lokalgeſchichte erſchließt, ſind auch weitere Kreiſe als nur die Goethefreunde dem Forſcher und Darſteller zu herzlichem Danke verpflichtet. Schubart läßt uns in ſeiner Erzählung die geſpannte Erwartung, das Bangen und die Freude ſeiner Entdeckungsfahrten miterleben. Als er zu Cannes an der Riviera weilte, kam ihm der Gedanke, daß er hier ja ganz nahe der Heimat von Goethes Königslieutenant ſei und, obwohl Herr von Loeper nach Beſichtigung der Orte erklärt hatte, daß dort gar keine Zeugniſſe mehr für Goethes Erzählung zu finden ſeien, nahm er die Suche auf. Faſt hätten zwei Schlöſſer, Thorenc und Thorame, in

[37]) François de Théas Comte de Thorane Goethes Königslieutenant. Dichtung und Wahrheit. Drittes Buch. Mitteilungen und Beiträge. München 1896 (Verlagsanſtalt F. Bruckmann A.-G.).

den Alpen ihn auf falsche Fährte geführt. Aber glücklicher Weise hielt er sich zunächst an das näher liegende Städtchen Grasse und entdeckte hier das Haus, das dem älteren Bruder des Königslieutenants gehört hatte, und ein anderes, das dieser selbst gebaut hatte, als er nach seiner Rückkehr von Westindien — Goethe nahm an, er sei dort gestorben — sich verheiratete. Bei dem Großneffen des Königslieutenant, dem Grafen Sartoux auf Schloß Mouans, fand Schubart ebenso wie in den beiden Häusern zu Grasse Bilder der von Goethe erwähnten deutschen Maler Seekatz, Fiedler, Junker, Hirth, Nothnagel, Schütz, Trautmann, im ganzen über hundert. Und Graf Sartoux gewährte in liebenswürdiger Weise auch die Benützung des reichen handschriftlichen Nachlasses seines Großonkels. Die Hoffnung, hier irgend eine Äußerung des Grafen über Goethe zu finden, erfüllte sich nun freilich nicht. Nur in Briefen des Gevatters Dolmetsch Diené an den Grafen aus dem Jahre 1764 wird ein Austausch von Grüßen zwischen Mr. et Mad. Goethe und ihrem aufgezwungenen Gaste erwähnt. Der junge Goethe aber, berichtet Diené, habe des Grafen Briefe so gut übersetzt, daß er nun Nothnagel (Nodtnagel) und Seekatz Bescheid geben könne. In den für die Frankfurter Kulturgeschichte interessanten Plauderbriefen der Frau Helene Elisabeth Charlotte von Barkhaus-Wiesenhütten, die als vornehme geschickte Dilettantin sich den Frankfurter Malern anreiht, fand Schubart une mauvaise plaisanterie über Frau Rat Goethe. „Le feu n'a pas pris à vôtre maison, mais vôtre Hôtesse . . . .“ Ich meine, es wäre in einem solchen Falle richtiger, entweder auch die Thatsache des Klatsches zu unterdrücken oder die volle Wahrheit mitzuteilen.

Im übrigen aber hat der Nachlaß des Grafen, aus dem Schubart eine Reihe von ihm ausgehender wie an ihn gerichteter Briefe mitteilt, reiche Ausbeute ergeben. Zu ihr ist das schöne Porträt Thorancs zu rechnen, dessen treffliche Wiedergabe nun als Titelbild das Buch ziert, dem auch das ursprüngliche Wappen der Thorancs und das bei der Erhebung des Königslieutenants in den Reichsgrafenstand abgeänderte Wappen eingefügt sind. Der Frankfurter Rat hatte für die von ihm in Wien beantragte Erhebung über 6000 fl. Taxen zu zahlen. Alle anderen Dankesbeweise hatte

der ſtreng rechtliche Königslieutenant abgelehnt. Er erſcheint, je genauer wir ihn kennen lernen, um ſo mehr als ein Charakter von ſeltener Bedeutung und Tüchtigkeit. Für den Überfall Frankfurts hatte er den Plan ausgearbeitet, den Schubart mit anderen militäriſchen Aktenſtücken mitteilt; ſeinem Eingreifen und ſeiner Überredung der Hauptwache allein gelang es, Blutvergießen zu verhindern. Während der Schlacht von Bergen hatte er die Anſtalten für den etwaigen Rückzug und die Verteidigung der Stadt zu treffen. Marſchall Broglie erklärte den Frankfurtern bei Einſetzung des Königslieutenant, er verfüge über keinen beſſeren Offizier. Aber trotz aller Dienſte und Vorſtellungen blieb Thoranc in der für ſeine Stellung ungeeigneten, untergeordneten Hauptmannscharge, da die Pompadour gefunden hatte, er habe bei Unterdrückung eines gegen ſie gerichteten Pamphlets es an Eifer fehlen laſſen. Dieſe militäriſche Zurückſetzung war der Grund ſeines von Goethe erwähnten Kummers. Um die Stadt Frankfurt hat der Königslieutenant, gegen deſſen Gutzkowiſches Zerrbild ſich Schubart in einem eigenen Kapitel wendet, ſich in ſeinem bis Ende 1762 dauernden Amte große Verdienſte erworben. Ihm verdankte die Stadt unter anderm die Straßenbeleuchtung. Den Darmſtädter Maler Seekatz hat er aus dürftigen Verhältniſſen befreit. Über Seekatz wie über die anderen Maler, die Thoranc beſchäftigte, macht Schubart aus neuen und aus vergeſſenen Quellen, beſonders dem darmſtädtiſchen Staats- und Adreßkalender Mitteilungen, wie er die Familiengeſchichte der Thorancs und Goethes irrtümliche Schreibung des Namens aufklärt. Der Brief von Gevatter Seekatz an Rat Goethe und deſſen Antwort war bereits in den „Berichten des F. D. Hochſtifts“ von Veit Valentin veröffentlicht worden (1889, V, 257ff.) Das Selbſtporträt von Seekatz führt ihn uns leibhaft vor Augen. Die Joſefsbilder ſpricht Schubart Trautmann zu; dafür berichtet er über zwei Bilder von Seekatz, Vorgänge aus Iphigeniens Opferung in Aulis vorſtellend. Es iſt immerhin von Intereſſe, daß die Iphigenienſage ſchon zu den künſtleriſchen Jugendeindrücken Goethes gehört. Für Goethes eigene Arbeiten auf dem Gebiete der bildenden Künſte bringt Schubart im Anhang einen bisher überſehenen, intereſſanten Aufſatz von Heinrich

Sebaſtian Hüsgen bei, den dieſer 1790 in dem zu Frankfurt damals erſcheinenden „Artiſtiſchen Magazin“ veröffentlichte.

Eine Frage, die beſondere Teilnahme zu erregen geeignet iſt, hängt mit dem einen von Trautmanns Bildern, dem Verkauf des Joſefknaben, zuſammen. Offenbar auf den Königslieutenant ſelbſt geht die Thorancſche Familienüberlieferung zurück, daß Goethe zu dem Knaben Joſef Modell geſtanden habe. Schubart hat deshalb neben dem ganzen Bilde auch eine vergrößerte Wiedergabe des Kopfes in ſeinem Buche mitgeteilt und tritt in der Darſtellung wie im Anhang in einer doch übergebührlich ſcharf gegen Zarncke gerichteten Polemik für die Annahme ein, daß wir hier ein Jugendbildnis Goethes vor uns haben. Ob dagegen auch der Knabe auf dem Landſchaftsbilde von Schütz, das gleich allen anderen von der ſtets bewährten Kunſtfirma ausgezeichnet wiedergegebenen Bildern das Buch ſchmückt, den Knaben Goethe vorſtellt, läßt Schubart ſelber unentſchieden. Frau Rat glaubt er im Vordergrunde der Landſchaft zu erkennen. Mit Recht weiſt Schubart darauf hin, daß, wenn Goethe auch in kleinen Nebendingen geirrt hat, doch jede weitere Forſchung nur die Wahrheit der Goethiſchen Mitteilungen „Aus meinem Leben“ beſtätige, und er warnt vor der von Goethe ſelbſt bereits gerügten Unſitte, mehr Dichtung als Wahrheit in der großen kulturgeſchichtlichen Autobiographie finden zu wollen.

Wie Goethes Verhältnis zur Malerei durch Valentins Studie im Jahrbuch und Schubarts ſchönes Prachtwerk neue Beleuchtung erfährt, ſo iſt auch ſeinen Beziehungen zur Muſik gleichzeitig durch Max Friedländers Zuſammenſtellung „Goethes Gedichte in der Muſik“ im Jahrbuch und die Veröffentlichung von 78 Kompoſitionen, 46 Goethiſcher Lieder und Balladen in den „Schriften der Goethegeſellſchaft“ [38]) neue und neu belehrende Würdigung zu teil geworden.

Im Jahrbuch hat Friedländer für 24 Goethiſche Gedichte ihre Komponiſten verzeichnet und über die jeweilig bedeutendſte

[38]) Im Auftrage des Vorſtandes herausgegeben von Bernhard Suphan. Elfter Band; Gedichte von Goethe in Kompoſitionen ſeiner Zeitgenoſſen. Herausgegeben von Max Friedländer. Weimar 1896 (Verlag der Goethegeſellſchaft).

Tonſetzung jedes Liedes einige Bemerkungen beigefügt. Schubert, zu deſſen Jubelfeſt beide Arbeiten Friedländers gerade rechtzeitig den Ehrendank der Goetheforſchung beibrachten, hat zu 80 Goethiſchen Texten die Muſik geſchrieben, der Balladenkomponiſt Löwe zu 43. Schumann hat mit 36, Mendelsſohn und Brahms mit je 14, Spohr mit 11 Kompoſitionen der Goethiſchen Dichtung gehuldigt. Unter Schumanns Arbeiten befindet ſich aber auch eine der wichtigſten, welche in der Geſchichte der Goethiſchen Einwirkung auf die Muſik überhaupt zu erwähnen iſt: Schumanns Muſik zu Szenen des I. und zum Schluſſe des II. Teils des „Fauſt“. In der Zuſammenſtellung der Fauſtkompoſitionen hat Friedländer gerade diejenige vergeſſen, die unter allen ſich am engſten Goethes Wortlaut anſchließt: Heinrich Zöllners „Muſikdrama Fauſt in einem Vorſpiel und vier Akten nach Goethes Fauſt“ (op. 40) von 1887. Dafür hat er bei Herausgabe der Kompoſitionen auf die älteſte, von Warkentin (ſ. oben) überſehene Fauſtoper Ignaz Walters von 1797 aufmerkſam gemacht. Die Auswahl ſollte auf die bei Goethes Lebzeiten entſtandenen Kompoſitionen beſchränkt ſein, ſie ſollte aber auch ein Bild der Entwickelung der Liedmuſik ſein von ihrer einfachen Form zur Zeit der Verſuche in Goethes Leipziger Studentenzeit bis zu der Zeit des Weſtöſtlichen Divans, in der Beethoven und Schubert in der Geſangsbegleitung „den ganzen Reichtum der inſtrumentalen Kunſt“ entfalteten. „Der Vorzug gegeben wurde dabei denjenigen, für die der Dichter beſondere Vorliebe hatte, die für ſeinen muſikaliſchen Geſchmack bezeichnend ſind, ferner den Melodieen, unter denen ſeine Verſe überhaupt zuerſt bekannt wurden, endlich den beſten Werken der ihm befreundeten Muſiker, ſowie aller derer, die ſich ihm perſönlich genähert haben.“ Die Idee dieſer Ausgabe, für die wir wohl Bernhard Suphan zu Dank verpflichtet ſind, wie die ganz vortreffliche Ausführung durch Friedländer, ſind in gleicher Weiſe zu rühmen. Das ſo entſtandene Heft iſt nicht nur die eigenartigſte und reizendſte Gabe unter den bisherigen Schriften der Goethegeſellſchaft, ſondern auch für die Muſikgeſchichte von größtem Intereſſe. In den Anmerkungen hat der ebenſo kundige wie ſorgfältig und geſchmackvoll verfahrende Herausgeber die einzelnen Kompoſitionen kurz zu

charakteriſieren verſucht und ſeine umfaſſende Kenntnis der Geſchichte des deutſchen Liedes in zahlreichen einzelnen Bemerkungen verwertet. Zu den ſechs im Texte abgedruckten Kompoſitionen des „Erlkönigs“ (von Korona Schröter, Reichardt, Klein, Zelter, Schubert, Löwe) fügen die Anmerkungen S. 143 den Entwurf einer Beethovenſchen Tonſetzung. Beſonders wertvoll iſt der Neudruck des „Königs von Thule“ und des „Flohlieds“ von Berlioz, da, die Exemplare dieſer älteren Faſſung der „huit Scènes“ von 1829 von dem Komponiſten ſelbſt aufgekauft und vernichtet worden ſind. Der Komponiſt des Leipziger Liederbuches Bernhard Theodor Breitkopf führt, wie billig, den ganzen Reigen an. Unter den Komponiſten iſt der weimariſche Kreis durch die Herzogin Anna Amalia und Korona Schröter, durch Seckendorff und Eberwein vertreten. Im 18. Jahrhundert ſteht ebenſo Reichardt wie im 19. Schubert an der Spitze der Goethekomponiſten. Unter den vertrauten Freunden Goethes werden André und Kayſer durch Zelter abgelöſt. Die nun ermöglichte Kenntnis ſeiner Kompoſitionen erfüllt ein Begehren, das jeder halbwegs muſikaliſche Leſer von Goethe-Zelters Briefwechſel ſchon empfunden haben wird. Aber gerade Zelter und Zumſteg erwecken den Wunſch, aus dem Goethe-Schillerarchiv möge nun auch ein muſikaliſcher Schillerband recht bald hervorgehen. Mozart hat nur „Das Veilchen“ von Goethiſchen Gedichten kennen gelernt. Beethoven iſt auch in der Auswahl durch mehrere Werke vertreten. Spontini und Spohr, Kreutzer, Hummel, Mendelsſohn finden wir neben den Dilettanten Fürſt Radziwill, Bettina von Arnim, Walther von Goethe. Die Anordnung der Auswahl iſt nach der Zeitfolge. Mit der „ſchönen Nacht“ von 1767 beginnt, mit dem Suleikalied „Geheimnis“ von 1814 ſchließt die Reihe der hier geſammelten Tonſetzungen Goethiſcher Gedichte.

Einer Gruppe von Goethes Gedichten, an der die Muſiker vorübergehen, iſt im Jahrbuch unmittelbar vor Friedländers Arbeit eine Betrachtung gewidmet durch den Abdruck des Vortrags „Über Goethes Sonette“, den J. Schipper 1895 im Wiener Goethe-Verein gehalten hat. Nach allgemeinen Bemerkungen über das Sonett, deren Auswahl etwas willkürlich getroffen zu ſein ſcheint, ſucht Schipper gegen Kuno Fiſcher (vgl. XII, 157) den Beweis zu

führen, daß der Sonettenkranz nicht Minna Herzlieb allein, sondern teilweise Bettina seinen Ursprung verdanke. Daß Schipper diesen Beweis erbracht und Fischer widerlegt habe, läßt sich gewiß nicht behaupten, wenn sich auch Schippers Auslegung von Nr. 4 scheinbar ganz gut anhört. Er hat aber bei der Beziehung dieses Sonettes auf einen Vorgang zwischen Goethe und Bettina vor Goethes Büste auf der Bibliothek nur die Frage vergessen, ob denn damals schon eine Marmorbüste Goethes auf der Weimarer Bibliothek vorhanden war. Die marmorartige Sandsteinbüste von Klauer stand in Tiefurt, und der Gipsabguß der Trippelschen Büste scheint erst nach Karl Augusts Tode auf die Großherzogliche Bibliothek gekommen zu sein. Der Vorgang, den Bettinas Briefe erzählen, kann sich also gar nicht auf der Bibliothek abgespielt haben; er liegt nicht dem Goethischen Sonett zu Grunde, sondern aus diesem ging Bettinas Erzählung hervor. Ich bin sonst eher geneigt, Bettinas Angaben zu verteidigen als zu widerlegen, aber in diesem Falle kann man ihr unmöglich Glauben schenken. Zur Widerlegung Fischers muß sich Schipper nach besseren Waffen umsehen. Was Schipper aber über die uns verlorenen polemischen Sonette Goethes sagt, ist nicht frei von Irrtum. Schiller spricht (7. Dezember 1799) nur von einem Sonett, Goethe spricht Schlegel gegenüber von mehreren; die beiden Angaben dürfen nicht mit einander vermengt werden.

Ein größeres Gebiet der Goethischen Lyrik durchwandert Konrad Burdach in seinem Festvortrag „Goethes westöstlicher Divan". Daß der beim Weimarer Goethetag gehaltene Vortrag im Jahrbuch zum Abdruck kommt, entspricht einem in diesen Berichten wiederholt geäußerten Wunsche. Für seine Erfüllung wird die Mehrzahl der Mitglieder, die vom Hören des Vortrages ausgeschlossen bleibt, dem geschäftsführenden Ausschusse und vor allem Ludwig Geiger, dem erprobten Leiter des Jahrbuches, dankbar sein. Ich möchte den Gedanken anregen, ob es sich nicht verlohnte, daß die in den früheren Jahren gehaltenen und an verschiedenen Orten verstreut gedruckten Festreden noch nachträglich in einem Bande gesammelt den Mitgliedern zugänglich gemacht würden. Sind es doch Zeugnisse aus der Geschichte der Goethegesellschaft und der Mannigfaltigkeit der Betrachtungen, die das Studium Goethes

anregt. Daß Burdach ſich gerade dem Werke Goethes zuwendet, das er ſelbſt in der Weimariſchen Ausgabe ſo ausgezeichnet bearbeitet hat, liegt nahe. Und in prächtiger Weiſe führt er im zweiten Teile ſeines Vortrages die Entſtehung einer Reihe einzelner Divansgedichte vor. Dem Liebesverhältnis zwiſchen Hatem-Goethe und Suleika-Marianne leiht er dabei allerdings tragiſche Züge, für deren Vorhandenſein mir weder in Liedern noch Briefen der Beweis erſichtlich wird. Im erſten Teile des Vortrages hat er aber jedenfalls zu weit und mit allzu beabſichtigter Wiſſensparade ausgeholt. Dem Leſer und Hörer wird es unmöglich, dieſe Fülle weit entfernter Geſichte zuſammenzufaſſen. Gerade Goethe, der ſo oft das Einfache und Natürliche als das Höchſte geprieſen hat, ſollte doch nicht in einer geiſthaſchenden Sprache gefeiert werden, die von Natur und Wahrheit ſich bedenklich weit entfernt.

Wie Burdachs Schilderung der Entſtehung der einzelnen Divansgedichte nur auf Grund der Handſchriften des Archivs möglich war, ſo verdanken wir der ihre Schätze gerne öffnenden Archivverwaltung eine höchſt intereſſante und ergebnisreiche Studie von Eduard Scheidemantel „Zur Entſtehungsgeſchichte von Goethes „Torquato Taſſo“.[39]) Wenn bei der Weimariſchen Ausgabe durch Schuld der einzelnen Herausgeber Verſehen vorgekommen ſind, die bei ſolchem Monumentalwerke allerdings doppelt zu bedauern ſind, ſo zeigt die Archivverwaltung, indem ſie anderen Forſchern bereitwilligſt die Nachprüfung des handſchriftlichen Materials und ſeine Veröffentlichung geſtattet, ihre ſtrenge Sachlichkeit und das rühmliche Beſtreben, ſoweit wie möglich Korrektur eintreten zu laſſen. Die Gruppierung der Handſchriften mag oft eine ſchwierige Aufgabe ſein. Iſt doch ſelbſt Erich Schmidt das Mißgeſchick zugeſtoßen, daß er als ungedrucktes Fauſtparalipomenon (Nr. 156) vier Zeilen aufgenommen hat, die nur unter die Lesarten zu V. 7200 f. einzureihen waren, und daß er dabei noch fälſchlich „Chöre“ für „Chiron“ geleſen hat. Schlimmer als ſolche einzelne Irrtümer iſt es nun freilich, daß Weinhold bei Herausgabe des „Taſſo“ im 10. Bande der Weimariſchen Ausgabe nicht nur die

[39]) Weimar 1896 (Wiſſenſchaftliche Beilage zum Jahresberichte des Wilhelm-Ernſt-Gymnaſiums).

Lesarten unvollständig und die mitgeteilten ungenau wiedergegeben hat (wie dies auch Schröer bei der „Stella“ sich zu Schulden kommen ließ), sondern das ganze Handschriftenverhältnis vollständig verkannt hat. Die dem Herausgeber unerläßliche Untersuchung hätte schon ihn die Sachlage erkennen lassen müssen, die Scheidemantel bei seiner Nachprüfung mit absoluter Sicherheit feststellte. Aus dem Handexemplar Goethes (Scheidemantel H^{I}) und der Druckvorlage für die Sammlung der Schriften bei Göschen (H^{II}) sind wohl schon im vorigen Jahrhundert durch ein Versehen zwei kombinierte Handschriften entstanden der Art, daß die drei ersten Akte von H^{I} mit den beiden letzten Akten von H^{II} und umgekehrt zu einem Ganzen zusammengefaßt wurden. Die Einsicht in dieses Verhältnis ist aber für die Entstehungsgeschichte des ganzen Stückes ungemein wichtig, denn auf dieser Grundlage konnte nun Scheidemantel unter umsichtiger Verwertung des Briefmaterials und der Ergebnisse der metrischen Untersuchung den Beweis führen, daß unsere bisherige Annahme über die Entstehungsgeschichte der einzelnen Teile fast völlig verkehrt sei. Kuno Fischers Behauptung, daß Goethe erst in Rom Serassis Tassobiographie kennen lernte und unter ihrer Einwirkung sein Stück umgestaltete (VI, 572), ist durch die neueste Untersuchung ebenso bestätigt worden, wie sich Kerns Hypothesen zum größten Teile als unhaltbar auflösten.

Im Februar 1787 nahm Goethe in Rom die beiden mitgebrachten ersten Tassoakte vor, um sie in Verse umzuschreiben, vermochte aber weder auf der sizilianischen Reise noch in den folgenden Monaten die Arbeit zu fördern. Erst Ende Februar 1788 ward der Plan des ganzen Stückes in Ordnung gebracht, und er griff unter dem wehmütigen Abschiedsgefühl von Rom und auf der Reise (in Florenz) die Szenen heraus, die seiner wehmutsvollen Seelenstimmung entsprachen, d. h. die Szenen des letzten Aktes und die ersten drei Szenen des vierten. „Sie sind als die ältesten Bestandteile der neuen (d. h. erst in Italien entstandenen) Tassodichtung anzusehen“, vor der Einwirkung Serassis niedergeschrieben, denn in ihnen heißt Tassos Gegner noch überall Battista Pigna. Goethe hat dann später, wie auch Weinhold angiebt, vor dem Anfang des 5. Aktes vermerkt: „Es wird überall, wo Battista

ſteht, Antonio geleſen". Selbſtverſtändlich verlangt der Vers dabei, daß der ſo neu eingeſetzte Name ebenfalls dreiſylbig geleſen werde. Die metriſche Unterſuchung hat aber Scheidemantel gelehrt, daß in jenen Teilen der Dichtung, die er auch aus anderen Gründen für ſpäter entſtanden erklärt, der Name Antonio meiſtens vierſylbig ſkandiert wird. Zu dieſen zuletzt vollendeten Teilen gehören III, 1, 2 und IV, 4, 5. Aber auch für die übrigen Teile ergeben ſich nun ganz andere Beziehungen. Der Schluß, über deſſen tragiſche oder verſöhnende Löſung Scheidemantel ſein Urteil zurückhält, kann als in Italien niedergeſchrieben nicht länger, wie man bisher annahm, mit dem Bruche des Verhältniſſes zu Frau von Stein kombiniert werden. Dagegen ſpiegelt Taſſos Monolog IV, 5 ebenſo die Eindrücke dieſes Zwieſpalts wieder, wie die vorausgehenden Szenen und der fünfte Akt den Schmerz des Abſchiedes von Rom. Wenn Goethe am 2. März 1789 nach Vorleſung der erſten Szene dieſes Prologus ſchreibt, ſeine Arbeit nähere ſich der Verklärung Taſſos, ſo meint er nicht den Schluß der Dichtung, ſondern die Szene der Dichterkrönung, an deren Verſifizierung er alſo damals arbeitete. Inhaltlich gehört ſie freilich zum älteſten. Scheidemantel hat ſehr ſinnig hingewieſen auf ihre Verwandtſchaft mit Goethes Worten im Briefe an Wieland bei Überſendung des Lorbeerkranzes für den „Oberon" — 23. März 1780: am 30. iſt für den Taſſo der „erfindende Tag" geweſen. Ich habe aus der geſchloſſenen Kette der Beweiſe, die Scheidemantel mit kritiſchem Scharfſinn und kühler Vorſicht aneinandergereiht hat, nur einzelne Glieder herausgegriffen; aber die Bedeutung der wirklich förderſamen Arbeit, die Scheidemantel im nächſten Bande des Jahrbuches noch weiterzuführen gedenkt, iſt damit wohl genügend angedeutet.

Wenn Scheidemantel ſo die Taſſoforſchung auf neuer und ſicherer Grundlage gefördert hat, ſo iſt für die Iphigenie die bisherige, nur allzureiche Litteratur in einem geſchickt zuſammengefaßten Kommentare, zunächſt wohl zur Benützung bei der Schullektüre gedacht, von Albert Zipper verwertet worden.[40]) Bei

[40]) Erläuterungen zu Meiſterwerken der Deutſchen Litteratur. Zweiter Band: Goethes Iphigenie auf Tauris. Leipzig 1897 (Reclams Univerſal-Bibliothek No. 3638).

den Vorgängern Goethes hätte Zipper, ſtatt des allgemeinen Hinweiſes, wohl einige deutſche (Hans Sachs und Joh. E. Schlegel) nennen dürfen. Auch Goethes Plan einer delphiſchen Iphigenie würde ich an ſeiner Stelle erwähnt und die beiden letzten der Verſe an den Schauſpieler Krüger gerade den jungen Leſern der Iphigenie nicht vorenthalten haben. Im übrigen entſpricht die Arbeit, bei deren Abfaſſung der Verfaſſer ja durch eigene langjährige Lehrerfahrungen geleitet war, gewiß ihrem Zwecke. Zu den Zeugniſſen über Aufnahme und Verbreitung der noch ungedruckten Iphigeniendichtung möchte ich ein bisher Überſehenes fügen. Lorenz von Weſtenrieder, der bekannte bayriſche Geſchichtſchreiber, der eine Zeit lang auch Berichte über das Münchener Theater ſchrieb, vermerkt zwiſchen dem 3. und 5. Februar 1786: „Nachmittags las mir der ehemalige Legationsſekretär Käſer ein Schauſpiel von Göthe, das noch ungedruckt iſt, vor. Es führt den Titul: Iphigenie in Tauris, und hat einen einfachen Plan, und eine ebenſo einfache und herrliche Sprache.“ Da Weſtenrieder unterm 2. Februar erwähnt, daß Herr von Knebel auf ſeiner Rückreiſe von der Schweiz Herrn Käſer beſucht habe, ſo iſt die Herkunft der Abſchrift wohl außer Zweifel. Knebel beſaß Handſchriften der erſten und der zweiten Faſſung; da die Abſchrift der letzteren verſchollen iſt, erſcheint Weſtenrieders Notiz vielleicht von beſonderem Intereſſe.

In die Zeit der Entſtehung der „Iphigenie“, die fünf erſten weimariſchen Jahre, führt uns Rudolf Kögels Sammlung ein.[41]) Als Einleitung hat er ihr zwei populäre Vorträge vorangeſtellt. Der erſte, „Anbahnung des Lebensbundes zwiſchen Goethe und Karl Auguſt“, wiederholt nur Bekanntes. In dem zweiten, „Dichter und Staatsmann“, iſt zwar nicht das bereits von Schöll behandelte Thema, das der Titel verſpricht, erörtert, aber den Vorwürfen, die über die amtliche Zeitvergeudung des Dichters erhoben worden ſind, entgegen ſucht Kögel einen Überblick über die poetiſche Thätigkeit dieſer fünf Jahre zu geben. Dabei iſt von Dramen ganz unerwähnt geblieben: „Der Falke“ und haben die „Masken-

[41]) Goethes lyriſche Dichtungen der erſten weimariſchen Jahre. In urſprünglicher Faſſung mit einer Einleitung herausgegeben. Baſel 1896 (Bruno Schwabe, Verlagsbuchhandlung).

züge“ nur nebenbei Erwähnung gefunden. Beachtung verdient Kögels Hypotheſe, „daß die Proſerpina aus der Seele der damals tief unglücklichen Herzogin Luiſe herausgeſchrieben iſt, oder wenigſtens, daß ihr Kummer, der dem Dichter zu Herzen ging, den nächſten Anlaß zur Wahl gerade dieſes Stoffes geboten hat“. Daß aber „der Gram der Herzogin der einzige mögliche Anknüpfungspunkt“ dieſes tiefempfundenen Werkes an äußere Erlebniſſe ſei, heißt mehr behaupten, als wir bei unſerer doch ſehr beſchränkten Kenntnis der unkontrolierbaren pſychologiſchen Vorgänge beſtimmen können. Die Identifizierung der Iphigenie mit Frau von Stein — Iphigenie ſei in ihrem tiefſten Weſen eine Spiegelung der Frau von Stein; aus dem ganz eigentümlichen Verhältnis des Dichters zu ihr ſei das Werk hervorgewachſen — iſt ſowohl nach Goethes ganzer Arbeitsart im allgemeinen unmöglich als im beſonderen Falle der Dichtung widerſprechend. Goethe hat ſtets die Geſtalten ſeiner Dichtung nicht nach einer wirklichen Perſon geſchaffen, ſondern von verſchiedenen Perſonen Züge für ſeine neue Menſchenſchöpfung entlehnt. Während er beim „Falken“ und den „Geſchwiſtern“, bei „Taſſo“ und den „Geheimniſſen“ ihre Beziehung zur Freundin aufs ſtärkſte betont hat, iſt mir keine Äußerung bekannt, die ein ähnliches Verhältnis für „Iphigenie“ auch nur andeutete. Die modiſche Neigung, Frau von Stein und ihr Verhältnis zu Goethe zu idealiſieren, ſoll nicht die Betrachtung der Iphigeniendichtung verwirren. Allein nicht die beiden einleitenden Vorträge, ſondern die Zuſammenſtellung der 50 lyriſchen Gedichte giebt Kögels Büchlein ſeinen Wert. Nach dem Vorbilde von Bernays-Hirzels „jungem Goethe“, wenn auch nur auf die Lyrik ſich beſchränkend, hat Kögel die Gedichte vom Dezember 1775 bis Oktober 1781 in ihrer urſprünglichen Form zuſammengeſtellt. In weiteren Kreiſen dürfte ein gut Teil dieſer Gedichte überhaupt noch unbekannt ſein, aber auch die genaueren Kenner dieſes Zeitraums werden Kögel für ſeine Arbeit Dank wiſſen. Iſt doch z. B. die „Harzreiſe“ hier zum erſtenmale in ihrer älteſten Form, die man ſich ſonſt überall erſt aus den Lesarten zuſammenſuchen muß, gedruckt. Aus dem „Tiefurter Journal“ von 1781 hätte Kögel noch einige Überſetzungen aufnehmen können. Der erſte Druck der Gedichte iſt nicht überall angegeben, z. B. fehlt

er bei der in Boies „Deutſchem Muſeum“ veröffentlichten „Seefahrt“. Die Briefe an Frau von Stein ſind nach Fielitz' Ausgabe angeführt ohne Erwähnung des erſten Druckes. Jedenfalls verdient Kögels Sammlung als beſcheidene Fortführung des „jungen Goethe“ recht viele Leſer zu finden.

Indem ich wiederholt die herrliche Sammlung der „junge Goethe“ nenne, die Michael Bernays im Herbſte 1875 aus Salomon Hirzels Goethebibliothek herausgegeben hat, drängt es mich, auch an dieſer Stelle des ſoeben verſtorbenen Herausgebers, meines verehrten Lehrers, zu gedenken. Als ich im Sommer 1875 zum erſtenmale die Räume von Bernays' ſchon damals unüberſehbarer Bücherei betreten durfte, da war er eben mit den Vorbereitungen zum „jungen Goethe“ beſchäftigt, und mit ehrfürchtiger Scheu nahm ich die koſtbaren Blätter und erſten Drucke zur Hand, die Bernays freundlich belehrend dem jungen Studenten vorzeigte. Die Wirkung des „jungen Goethe“ auf die Goetheforſchung war eine außerordentliche. Scherer ſelber hat in dem Vorwort zu ſeinen Studien „aus Goethes Frühzeit“ ſein Buch als eine Art Kommentar zu dem Werke von Bernays-Hirzel bezeichnet. Aber auch die kritiſche Behandlung der Ausgaben hat von Bernays' Unterſuchung „Über Kritik und Geſchichte des Goetheſchen Textes“ (Berlin 1866) ihren Ausgang genommen. Er ſelbſt hat ſeine Textkritik dann auch noch auf den Schiller-Goethiſchen Briefwechſel und Schillers Briefe an Dalberg ausgedehnt. Eine der wichtigſten Fragen, Goethes Verhältnis zum klaſſiſchen Altertum, hat er 1868 in der umfangreichen Einleitung ſeiner Ausgabe von „Goethes Briefen an Fr. Aug. Wolf“ erſchöpfend behandelt. Und von ſeinen neueſten Goetheſtudien, die von einem untergeordneten Werke, wie der Mahometüberſetzung, ausgehend, die ganzen Weiten der Litteraturgeſchichte umſpannen, habe ich erſt vor kurzem in dieſen Heften (XI, 258) Bericht erſtattet. In der Geſchichte der Goethelitteratur hat ſich Bernays für immer ſeinen Ehrenplatz geſichert, aber nur mit Unwillen hörte er ſelber ſich als Goetheforſcher bezeichnen. Als ſeine Hausmarke hatte er in ſeinen Büchern das Doppelbild Homer-Goethe eingeklebt, ſymboliſch für ſeine Studien. Er war nicht minder in Homer und Sophokles, Shakeſpeare und Racine

als in den Werken Goethes und Schillers zu Hauſe. Während er ſeinen Schülern immer predigte, daß für die philologiſche Forſchung auch die untergeordnetſte Kleinigkeit die ganze Hingebung erfordere, wußte er zugleich Fernſtes und Nahes durch ein geiſtiges Band zu vereinigen. Das große Lebenswerk, das er plante, zu dem er durch ſein beiſpielloſes Wiſſen auf allen Litteraturgebieten wie kein anderer berufen war, ſollte die Geſchichte der Nachwirkungen Homers in den europäiſchen Litteraturen ſein. Kein Fortſetzer für das kühn und umfaſſend entworfene Werk wird ſich jetzt finden. Ein Born unerſchöpflichen Wiſſens iſt verſiegt. Nur diejenigen, denen es vergönnt war als Schüler oder in ſonſtigem mündlichen Verkehre ſeiner ſtets bereiten Belehrung ſich zu erfreuen, werden die volle Bedeutung des Litterarhiſtorikers Bernays zu würdigen wiſſen. Aus ſeinen gedruckten Arbeiten tritt ſie nicht genügend hervor. Und wie könnte ein Buch die Eigenart ſeines lebendigen Vortrages wiedergeben! Ernſt Poſſart ſelber, gewiß ein Meiſter der Vortragskunſt, geſtand mir einmal, er vermöge Goethes Epilog zu Schillers Glocke nicht ſo eindrucksvoll zu ſprechen, wie es Bernays thue. Die Vorleſungen, mit denen Bernays in den ſiebziger Jahren der Litteraturgeſchichte ihren Platz im Kreiſe der wiſſenſchaftlichen Univerſitätsdisziplinen der Münchener Hochſchule ſicherte, haben anregend auf viele Hunderte gewirkt, die nie vergeſſen werden, wie Bernays ſie eingeführt hat in die Entſtehungsgeſchichte von „Wallenſtein“ und „Iphigenie“, was und wie er lehrte, ein Meiſter der Forſchung wie der Rede.

Hochstiftsmitteilungen.

I.

Die Verwaltung hat jetzt die angenehme Pflicht, den Mitgliedern des Hochstiftes von der Vollziehung einer für das Frankfurter Goethemuseum unschätzbaren Stiftung zu berichten, die in dem letzten Berichte der Goethehauskommission als in Aussicht stehend bezeichnet werden durfte.

Wir glauben unsere Aufgabe am besten zu erfüllen, wenn wir den schönen Stiftungsbrief des Herrn Dr. M. Schubart in seinem Wortlaut hier wiedergeben.

Dem Verwaltungsausschuß des Freien Deutschen Hochstifts
zu Frankfurt a. M.

beehre ich mich das Nachstehende ergebenst zu unterbreiten.

Den hochzuverehrenden Herren ist es vielleicht nicht unbekannt geblieben, daß es mir vor einer Reihe von Jahren gelang, in Südfrankreich jene Gemälde aufzufinden, die im vorigen Jahrhundert, während der Zeit der französischen Occupation, auf Bestellung des Grafen Thoranc, des Königslieutenants von Frankfurt, von dem Darmstädter Hofmaler Seekatz und von den bekannten damaligen Frankfurter Künstlern ausgeführt wurden. Diese Gemälde, obzwar nicht Werke höchsten Kunstwerthes, entbehren dennoch so wenig wie die zahlreichen Bilder derselben Urheber, die mit Ehren in unsern deutschen Museen aufbewahrt werden, einer beachtenswerthen künstlerischen und kunsthistorischen Bedeutung. Sie dürfen vielmehr, wie jene, als gute, zum Theil vorzügliche Leistungen einer unter dem Einflusse der besten Vorbilder thätigen Epigonenzeit gelten und

überdies noch aus einem ganz beſonderen Grunde Anſpruch auf allgemeines Intereſſe erheben. In Goethes Selbſtbiographie ſind ſie, umrahmt von den Jugenderinnerungen des großen Dichters, mit Achtung und Liebe genannt und für alle Zeiten, ihre Meiſter lobend, verzeichnet. In der Vaterſtadt, in dem Vaterhauſe, in dem zum Atelier umgewandelten Giebelzimmer und unter den Augen Wolfgang Goethes entſtanden ſie, wie „Dichtung und Wahrheit“ berichtet, und von da aus gingen ſie durch die kunſtfreundlichen Hände des im Goetheſchen Hauſe einquartierten franzöſiſchen Edelmannes in deſſen Heimath, in die ſonnige Provence.

Für Deutſchland waren ſie, dieſe Gemälde ſelbſt, ſeitdem ſo gut wie verſchollen; man wußte nichts über ihren Verbleib, nichts davon, ob ſie überhaupt noch vorhanden ſeien, wie denn die ſonſt ſo eifrige Goetheforſchung auch über den vom Dichter in ſeinen Lebensnachrichten ſo bevorzugten Königslieutenant, ſeine Herkunft, ſeinen Lebensgang, ſeine ſpäteren Schickſale nichts zu Tage gefördert hatte, bis es mir vergönnt ward, nähere Kenntniß von alledem in der Stadt Graſſe und auf dem bei Graſſe gelegenen Schloſſe Mouans zu gewinnen. An dieſen Orten ſtand ich, zuerſt im Jahre 1876, vom Glücke geführt, vor Allem den erwähnten Gemälden gegenüber, und es konnte nicht fehlen, daß mich da ſogleich ein wohlthuender Hauch deutſchen, ſüddeutſchen, Frankfurter Künſtlerthums vergangner Tage und zugleich Goetheſcher Heimathluft und Jugendzeit berührte und im Innerſten bewegte und erfreute.

In Graſſe, der Vaterſtadt des Grafen Thoranc, befanden ſich dieſe Bilder zum größeren Theile noch an denſelben Wänden und Stellen, für die ſie ſchon in Frankfurt beſtimmt worden waren. In dem Schloſſe Mouans dagegen hingen ſie, wie ſie der entfernte Verwandte und Erbe der ausgeſtorbenen Thoranc'ſchen Familie, der Graf Sartoux, ſeinerzeit dahin überführt hatte, ohne Rahmen und locker in verſchiedenen Räumen umher, locker, wie ich vernahm, auch für einen weiteren Beſitzwechſel. Unter dieſen hob ſich alsbald eine kleinere Anzahl zu überragender Bedeutung hervor.

Wir lesen bekanntlich in „Dichtung und Wahrheit“ zu wiederholten Malen, daß der Knabe Wolfgang mit hellem Blick und frühzeitigem Verständniß um die Arbeiten der Künstler beschäftigt war; er wählte mit aus, er schlug mit vor, ja, „ich erinnere mich,“ heißt es an der einen Stelle, „daß ich einen umständlichen Aufsatz verfertigte, worin ich zwölf Bilder beschrieb, welche die Geschichte Josephs darstellen sollten: einige davon wurden ausgeführt“.

Wie hätte ich auf diese Bilder nicht ein ganz besonders aufmerksam suchendes Auge richten sollen? Und sie fanden sich in der That! fünf waren es, die ohne jeden Zweifel zu jenen unter Wolfgangs Mitwirkung entstandenen zu zählen waren. Unter ihnen trat wiederum eines sogleich auf die Höhe der gemeinsamen Bedeutung. Graf Sartoux, der über die Herkunft seiner Bilder sehr wohl unterrichtet war, erklärte mit voller Bestimmtheit, daß die von seinem Großonkel, dem Königslieutenant selbst herkommende Familientradition auf dem Bilde, das den Verkauf des kleinen Joseph an die Midianiter darstellt, eben diesen Joseph als Wolfgang Goethe, somit als ein Knabenportrait des Dichters bezeichne. — Einige Jahre später erwarb ich die fünf Gemälde vom Grafen Sartoux für meinen Privatbesitz.

Ueber dies Alles habe ich in meinem jüngst erschienenen, der Bibliothek des F. D. Hochstifts bereits übersendeten Buche: „Goethes Königslieutenant“ eingehenden Bericht erstattet. Das Hauptsächlichste davon glaubte ich aber deshalb hier wiederholen zu dürfen, weil es zur thatsächlichen Grundlage eines persönlichen Wunsches geeignet erschien, den ich mir nunmehr die Freiheit nehme, der hochverehrten Verwaltung des Hochstiftes auszusprechen. Dieser Wunsch geht dahin, es möchte der genannten Verwaltung gefallen, zu den zwei, seit Jahr und Tag schon dem Goethehause zugesprochenen und zugehörigen Gemälden aus meinem Besitze, dem Portrait des Frankfurter Königslieutenants Grafen Thoranc und der C. G. Schütz'schen Landschaft mit Staffage, einstmals nach der Ueberlieferung im Goethe'schen Hause befindlich, nun auch die obengenannten fünf Josephsbilder, die in meinem erwähnten Buche beschrieben und in heliographi-

ſchen Reproductionen veröffentlicht ſind, als Schenkung für das im Errichten begriffene Muſeum des Goethehauſes von mir entgegenzunehmen.

„Dieſe Bilder ſollen nach meinem wohlerwogenen Wunſch und Willen nicht früher oder ſpäter einem erneuten Wechſel des Beſitzes und Aufenthaltortes ausgeſetzt ſein. Sie ſollen, wenn es angänglich iſt, heimkehren in das Haus, aus dem ſie vor mehr als hundertdreißig Jahren hervorgingen, in das Vaterhaus Goethes am Hirſchgraben zu Frankfurt am Main, wo ſie für alle Zeiten unter der treuen Obhut des Freien Deutſchen Hochſtifts einer geweihten Stätte zur Zierde gereichen, wo ſie dem Andenken der Jugendzeit unſeres größten Dichters am beſten huldigen, wo ſie den Beſuchern und Betrachtern zur Illuſtration und Commentirung des dritten Buches von „Dichtung und Wahrheit" dienen und ſo der ganzen gebildeten Welt zu Freud und Frommen zugänglich ſein können."

Einer geneigten Erwiderung entgegenſehend bin ich

des Freien Deutſchen Hochſtifts
verehrungsvollſt ergebener
Dr. Martin Schubart.

München,
4. Januar 1897.

Der Verwaltungsausſchuß übernahm in ſeiner Sitzung vom 14. Januar 1897 die hochherzige Schenkung mit den Gefühlen des wärmſten Dankes entgegen, denen im Namen des Hochſtifts deſſen Geſamtvertretung in dem folgenden Dankſchreiben Ausdruck gab.

Frankfurt a. M., 19. Januar 1897.

Hochgeehrter Herr Doctor!

Namens des Freien Deutſchen Hochſtiftes giebt ſich die ergebenſt unterzeichnete Geſamtvertretung die Ehre Ihnen deſſen aufrichtigen und tiefgefühlten Dank für die hochſinnige Stiftung der fünf Joſefsbilder auszuſprechen.

Das Hochſtift nimmt dieſe dem Andenken Goethes gewidmete Schenkung in demſelben idealen Sinne an, in dem Sie, hochgeehrter Herr Doctor, ſie darbieten. Es wird ſie für alle Zeiten in treue pietätvolle Obhut nehmen und Sorge tragen, daß dieſe unſchätzbaren, ſo innig mit dem Entwicklungsgange des jugendlichen Goethe verbundenen Gemälde, den Mit- und Nachlebenden, in würdiger Umrahmung zur Betrachtung dargeboten, auch künftigen Generationen Zeugnis ablegen von dem vielſeitigen künſtleriſchen Schaffen, das in den Jahren, als Graf Thoranc hier waltete, die Räume des alten Dichterhauſes erfüllte, von der regen Anteilnahme des Knaben Wolfgang an dieſem fröhlichen Werden, Zeugnis aber auch von dem großdenkenden Sinne des Stifters, mit deſſen Namen die Stiftung dauernd verknüpft ſein wird.

Sie haben dieſe redenden Zeugen der Vergangenheit aus der Vergeſſenheit, in der ſie wohl noch lange ſchlummern würden, hervorgezogen, dem deutſchen Vaterlande, aus dem ſie einſt in die Fremde wanderten, gerettet, in Ihrem ſchönen Werke allgemein bekannt und zugänglich gemacht, und ſchenken ſie jetzt dem deutſchen Volke und der ganzen gebildeten Welt von Neuem, indem Sie des koſtbaren und werten Beſitzes ſich entäußern, damit die Allgemeinheit den Gewinn von Ihrem Verluſte ziehe.

Sie haben aber auch, und dafür iſt Ihnen das Hochſtift und Frankfurt zu ganz beſonderem Danke verpflichtet, mit ſicherem Blick den rechten Platz für dieſen Schatz gewählt. Denn wo könnten dieſe Bilder, deren Idee dem Kopfe des frühreifen Knaben entſprang, ihre Aufgabe beſſer erfüllen, als hier an der Stätte, wo Goethe heranwuchs und zum Dichter reifte, wo jeder Stein an ihn, ſeine Eltern, die fleißigen Künſtler, den ſo ſympathiſchen vornehmen Gaſt erinnert? Sie alle, deren Schatten die ſtillen Räume beleben, haben an der Entſtehung der Joſefsbilder ihren Anteil gehabt, ſich an den fertigen Werken gefreut, zu ihnen kehren ſie jetzt zurück.

Das Hochſtift begrüßt die Zurückkehrenden mit um ſo größerer Freude als es jetzt imſtande iſt ihnen in dem neu errichteten Goethemuſeum eine ſichere und dauernde Heim-

ſtätte zu bieten, wo ſie nach allen Fährlichkeiten der Wanderung wohlgeborgen zum Wanderziele für alle die dienen ſollen, die für den Geiſtesgewaltigen, der hier einſt geboren ward, verſtändnisvolle Ehrfurcht hegen.

Durch die getreue und pietätvolle Ausführung dieſes Ihres Gedankens wird das Hochſtift für Ihre hochherzige Entſchließung Ihnen am beſten ſeinen innigen Dank beweiſen mit dem

wir zeichnen
Hochachtungsvoll und ergebenſt

Die Geſamtvertretung
des
Freien Deutſchen Hochſtiftes:
Benkard. Leipprand.
Heuer.

II.

Von den „Schriften des Freien Deutſchen Hochſtiftes“ iſt in der abgelaufenen Berichtsperiode der 7. Band erſchienen.[1]) Er bringt den bisher ungedruckten Briefwechſel Goethes mit Antonie Brentano, der geiſtvollen Gattin des Frankfurter Handelsherrn Franz Brentano, aus den Jahren 1814—1821.

Wenn ſchon jeder neu auftauchende Briefwechſel Goethes auf allſeitiges Intereſſe rechnen darf, ſo iſt dieſer für Frankfurt von ganz beſonderem Werte. Zeigt er doch wiederum wie eng die Bande waren, die den Dichter auch noch in ſpäteren Jahren mit ſeiner Vaterſtadt, „dem herrlichen, thätigen Frankfurt, wo das ſchlimme Wetter ſelbſt nicht ſchlecht ausſehen kann“, verknüpften.

Das Hochſtift iſt daher den jetzigen Beſitzern der Originalbriefe, der Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M., Herrn Dr. Otto von Brentano di Tremezzo zu Offenbach, wie Herrn Geh. Kommerzienrat Max von Guaita in Frankfurt,

[1]) Schriften des Freien Deutſchen Hochſtiftes zu Frankfurt a. M. VII. Goethes Briefwechſel mit Antonie Brentano 1814—1821. Herausgegeben von Rudolf Jung. Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger. 1896. 8°, 66 S. Mit 2 Lichtdrucktafeln und 1 Stammbaum.

dem Beſitzer des ſchönen Stammbuchs der Antonie, zu beſonderem Dank verpflichtet für die Liebenswürdigkeit, mit der ſie die gemeinſame Publikation ihrer Schätze dem Hochſtifte geſtatteten.

Mit dieſer Aufgabe wurde Herr Stadtarchivar Dr. R. Jung, der bereits früher Vorarbeiten zu einer ſolchen Veröffentlichung gemacht hatte, betraut. Die Herausgabe darf nach dem allgemeinen Urteile der Kritik als eine muſtergiltige bezeichnet werden.

III.

Aus den Lehrgängen der letzten Jahre ſind wiedernm zwei Werke hervorgegangen, in denen die betr. Herren Dozenten ihre im Hochſtift gehaltenen Vorträge zuſammengefaßt haben.

Da die Vorträge, die zu dieſen Büchern die Anregungen gaben, unſern Mitgliedern noch in guter Erinnerung ſein werden, wird gewiß mancher den Hinweis auf die jetzt gedruckt vorliegenden gehaltvollen Ausführungen willkommen heißen.

Herr Prof. Dr. E. Schwartz, Gießen, hat ſeine „fünf Vorträge über den Griechiſchen Roman“ 1896 bei Gg. Reimer, Berlin, herausgegeben.

Von der Schrift des Herrn Dr. Carl Neumann, Heidelberg: „Der Kampf um die neue Kunſt“, Berlin, H. Walther, 1896 iſt bereits die zweite Auflage erſchienen.

IV. Einsendungen.

Vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1896 wurden nachstehende Schriften unserer Bibliothek eingesendet. Allen Herren Einsendern sei an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen.

Die mit † bezeichneten Schriften werden im Austausche gegen die Hochstiftsberichte geliefert, die mit * bezeichneten sind Geschenke; ist der Geber nicht besonders angeführt, so ist es der Verfasser, beziehungsweise Verein, Hochschule u. s. w.

Theologie und Pädagogik.

*Bassermann, H. Die praktische Theologie als eine selbständige, wissenschaftliche theologische Disziplin. Akadem. Festrede. Heidelberg 1896.

*Böhm, J. Praktische Erziehungslehre für Seminaristen und Volksschullehrer. 3. Aufl. München 1896.

Geschichte.

*Moritz, Joh. Friedr. Historisch-diplomatische Abhandlung vom Ursprung derer Reichs-Stätte insonderheit von der ... freyen Reichs-Statt Worms. Frankfurt und Leipzig. 1756. Geschenk des Herrn F. Renz, Darmstadt.

†Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meißen. Bd. 4. Heft 2. 1896. Neuburger Kollektaneen-Blatt. Jahrg. 1895.

*Hasselmann, Fr. Des Altmühlthals einstige keltgermanische Waffenschmiede Eyzing. 1895.

Volkswirtschaft.

*Grandhomme, Dr. Die Fabriken der Aktien-Gesellschaft Farbwerke vorm. Meister, Lucius & Brüning zu Höchst a. M. in sanitärer und sozialer Beziehung. Mit 18 Lichtdrucktafeln.

*Vereinigung zur Fürsorge für kranke Arbeiter für 1895. Leipzig 1896.

*

*Über die Nutzbarmachung von § 12 des Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetzes zu Gunsten des Versicherten. Bearbeitet von der Vereinigung zur Fürsorge für kranke Arbeiter in Leipzig. 1896.

*Reuß. Die Deportation von Verbrechern nach unsern Kolonieen. Vortrag. Frankfurt a. M. 1897.

Naturwissenschaft und Technik.

†Washington Observations 1890. Appendix I. A catalogue of 16,748 Southern Stars. Washington 1895.

†Deutsche überseeische Meteorologische Beobachtungen. Gesammelt und herausgegeben von der Deutschen Seewarte. Heft 7.

*Koch, G. Die Lösung des Flugproblems in physikalischer und maschinentechnischer Hinsicht. Mit einem Anhange: Nutzen und Folgen praktischer Luftschiffahrt. 1896.

Litteratur.

*Landmann, K. Goethe und die Festvorträge der Goethegesellschaft. S.-A. a. d. Pädag. Arch. 39. Jahrg. 1897 Nr. 3.

* — Goethe im Lichte der Gegenwart III. Goethe und Richard Wagner. S.-A. a. d. Pädag. Arch. 38. Jahrg. 1896 Nr. 10.

*Gensichen, O. Fr. Das Haideröslein von Sesenheim. 1896.

*Gräf, H. G. Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß d. j. Briefauszüge, in Tagebuchform zeitlich geordnet und mit Erläuterungen herausgegeben. 1896.

*Döhren, J. v. Silhouetten jetztlebender Gelehrten en Bou-Magie. Heft 1. Hamburg. 1778. — Brandt, H. Chr. Sammlung von Schattenzeichnungen deutscher Gelehrten und Künstler, Leipzig. 1785. Unger, J. F. G. d. j. Schattenrisse sechs Berlinscher Gelehrten. Berlin, 1779. Geschenk des Herrn Professor Dr. Gg. Witkowski, Leipzig.

*Biedermann, Woldemar Freiherr von. Das Entstehen von Goethes Elpenordichtung. S.-A. a. d. Ztschr. f. vgl. Littg. 1896.

*Gudmundsson, Valtyr. Eimreidin. II Ar. III Hepti. Kaupmannahövn. 1896.

*Schmidt, Dr. F. Festschrift zur Feier der Enthüllung des Nationaldenkmals der Brüder Grimm in ihrer Vaterstadt Hanau am 18. Oktober 1896. Im Auftrage des Komitees verfaßt. Druck von Lechleder & Stroh, Hanau.

Programme, Berichte etc.

*Universitäten. Innsbruck. Personalverzeichnis f. 1896/97.

* — Jena. Personalverzeichnis, W.-S. 1896/97.

* — Freiburg. Personalverzeichnis W.-S. 1896/97.

†Deutſche Seewarte. 18. Jahresbericht. Beiheft 7. Hamburg, 1896.

*Berghoeffer, Chr. Die Entwicklung der v. Rothſchildſchen öffentlichen Bibliothek zu Frankfurt a. M. 1891/95. S.-A. a. d. Centralbl. f. Bibliotheksweſen. Leipzig. 1896.

*Muſeum für Völkerkunde zu Leipzig. 23. Jahresbericht. 1896.

*Minningarrit gimtin ära afmaelis hius Laerda Skóla i Reikjavik. 1896.

*Skirsla um hiun, Laerda Skola i Reikjavik, skola-árid 1895/96. Reikjavik. 1896.

†Senckenbergiſche Naturforſchende Geſellſchaft zu Frankfurt a. M. Bericht f. 1896.

*Allgemeiner Kindergärtnerinnen-Verein. Bericht. 1896 Juli—Oktober.

V. Veränderungen im Mitgliederbestande.

in der Zeit vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1896.

A. Neu eingetreten:

(Beitrag, wenn nicht besonders bemerkt, Mk. 8.—, bei Auswärtigen Mk. 6.—, Mehrbeträge werden dankend besonders verzeichnet.)

1. Gust. Aschaffenburg, Musiklehrer, hier.
2. Otto Aschaffenburg, Kaufmann, hier.
3. Arnold Baerwald, Dr. med., Arzt, hier.
4. Otto Bally, Kommerzienrat, Säckingen, Baden.
5. Christian Bartscher, städt. Lehrer, hier.
6. Gottlieb Bauer, Kaufmann, hier.
7. Moritz Beer, Kaufmann, hier.
8. Frau Alice Beil, hier.
9. Frau Emil Bock, Witwe, hier.
10. Frl. Marie Boullenot, Lehrerin, hier.
11. Frau Emma Brix, hier.
12. Frau Dr. Marie Buchka, geb. Mack, hier.
13. Julius Cahn, Dr. phil., Privatgelehrter, hier.
14. Otto Creizenach, Landgerichtsrat, hier.
15. Ludwig Doctor, Kaufmann, hier.
16. Frl. Hermine Ehrhardt, hier.
17. Alfred Flink, Kaufmann, hier.
18. Salomon Frank, Mechaniker, hier.
19. Aug. Martin Freyeisen, Brauereibesitzer, hier.
20. Karl Fulda, Dr. jur., Gerichtsassessor, hier. (Mk. 12.—).
21. Franz Funke, Privatier, hier. (Mk. 10.—).
22. Rudolf Geiger, Dr. jur., Referendar, hier.
23. Frau Bertha Goldschmidt, hier.

24. Hans Gerhard Gräf, Dr. phil., Hilfsarbeiter der Herzogl. Bibliothek, Wolfenbüttel.
25. Louis Graubner, Kaufmann, hier.
26. Frau Sigm. Gutenſtein, hier.
27. Robert Haberling, Fabrikant, hier.
28. Guſtav Haeffner, Kaufmann, hier.
29. Walter Hagens, Dr. jur., Referendar, hier.
30. Siegm. Hammerſchlag, Kaufmann, hier.
31. Adolf Hanauer, Kaufmann, hier.
32. Louis Heinemann, Kaufmann, hier.
33. Carl Robert Hirſch, Dr. jur., Gerichtsreferendar, hier.
34. Frau Emma Hoeber, Witwe, hier.
35. Meinhard Hoffmann, Dr., Fabrikdirektor, Mainkur. (Mk. 10.—)
36. Frau Amelie Hollander, Privatiere, hier.
37. Ferdn. Jordan de Rouville, Bankier, hier.
38. Guſtav Karpeles, Dr. ph., Schriftſteller, Berlin.
39. J. Kaſtan, Dr. med., Arzt u. Schriftſteller, Berlin.
40. Frl. Eliſabeth Köhler, Offenbach a. M.
41. Heinr. M. Koenigswerther, Kaufmann, hier.
42. Frl. Emma Kopp, hier.
43. Karl von Mangoldt, Dr. jur., hier.
44. Carl Marum, Kaufmann, hier.
45. Frl. Emy Meißner, hier.
46. Frau Wilhelm Meiſter, Rentiere, hier.
47. Walter Melber, Kaufmann, hier.
48. Julius Müller, Kand. d. höh. Schulamts, hier.
49. Emil Padjera, Kaufmann hier.
50. Eduard von Pander, Dr. med., Ruſſ. Staatsrat, hier.
51. Alfred Parriſius, Dr. ph., Bankdirektor, hier.
52. Oscar Prieſter, Dr. jur., Referendar, hier.
53. Frau Carl Rau, geb. Cuers, hier.
54. Frau Marina C. Riſſe, Witwe, hier.
55. Wilhelm Roth, Dr. phil., hier.
56. Albert Rothſchild, Kaufmann, hier.
57. Frau Th. Sander, geb. Humſer, hier.
58. Karl Scheller, Buchhändler, hier.

59. Peter Schnellbach, Dr. phil., Privatbeamter, hier.
60. Ludwig Scriba, Ingenieur u. Fabrikant, Höchſt a. M.
61. Frl. Eliſabeth Simon, hier.
62. Joh. Ad. Stein, Privatier, hier.
63. Louis A. Strauß, Kaufmann, hier.
64. Wilhelm Stroh, Dr. med., Arzt, hier.
65. Wilhelm Stulz, Dr. jur., Rechtsanwalt, hier.
66. Andreas Voigt, Dr. phil., Privatgelehrter, hier.
67. Ludwig Weiſer, ſtädt. Lehrer, hier.
68. Paul Wohlfeil, Dr. phil., wiſſenſch. Hilfslehrer, hier.
69. Samuel Wolpe, prakt. Zahnarzt, Offenbach a. M.

B. Geſtorben:

1. Hermann Becker, Dr. phil., Rektor, hier.
2. Wilhelm Bornemann, Stadtſchulrat, hier.
3. Johannes Eißenhardt, Maler und Kupferſtecher, hier.
4. Louis Goeckel, Direktor, hier.
5. Emil S. Hirſchhorn, Kaufmann, hier.
6. Guſtav Koempel, Kaufmann, hier.
7. Leopold Lichtenſtein, Kaufmann, hier.
8. Ferdinand von Müller, Baron, Dr. med. et phil., Direktor des Zoologiſchen und botaniſchen Gartens, Melbourne.
9. Franz Oſterrieth, Privatier, hier.
10. Luigi Palmieri, Direktor des Veſuv-Obſervatoriums, Neapel.
11. G. M. Simon, Privatier, hier.
12. Robert Weber, Dr. phil., Redakteur, Baſel.

69 Mitglieder haben ihren Austritt erklärt.

Berichtigung.

Seite 114 Zeile 4 von unten ist statt „griechisch-römische“ zu lesen „griechische“.

Seite 114 Zeile 1 von unten bis S. 115 Zeile 2 „welche—aufzeigt“ ist zu lesen: „wenn auch im Widerspruch mit Tischler, nach wie vor annimmt.“

A. Riese.

Der Museums- und Bibliotheksbau.

Zeichnung von H. Junker. Lichtdruck von Kühl & Co.

Das Frankfurter Goethemuseum.

Zeichnung von H. Junker.

Lichtdruck von Kühl & Co.

I. Berichte aus den Akademiſchen Fachabteilungen.

1.

Abteilung für Sprachwiſſenſchaft. (SpW).

a) Sektion für Alte Sprachen (AS).

In dieſer Sektion ſprach am

13. Januar Herr Prof. Dr. Gg. Wolff über
„Stellen antiker Autoren im Lichte der Limesforſchung".

10. Februar Herr Gymnaſiallehrer C. Blümlein
„Zur Geſchichte der Maccaroniſchen Poeſie".

* * *

Der eingeſandte Bericht lautet:

Zur Geſchichte der maccaroniſchen Poeſie von Herrn C. Blümlein.

Stultus est labor ineptiarum, und doch iſt es intereſſant, fern von den betretenen Wegen der Wiſſenſchaft einmal ſolchen ineptiae nachzugehen. Zu ihnen gehört die maccaroniſche Poeſie, ein Genre der Dichtkunſt, über das zwar viele abfällig geurteilt haben, das aber ſchon aus dem Grunde einmal beſprochen werden darf, weil es nicht zu den nach Voltaires Worten verbotenen genres ennuyeux gehört.

Um über die Art dieſer Poeſie ins Klare zu kommen, dürfte es geraten ſein, einen Blick auf eines der älteſten maccaroniſchen

*

Gedichte zu werfen, um an der Hand einiger Verſe deren Eigentümlichkeiten zu ergründen. Des Italieners Folengo Moscheidos l. 1 beginnt:

Grandia Moscarum Formicarumque furentum
Praelia, desdegnos,[1]) fata cruenta cano.
Tunc et alhora[2]) suos abscondit Apollo cavallos,
Cum ruere armatos vidit in arma duces.
Cuncta per intornum[3]) Tellus quassata tremebat
Poca[4]) super coelos nec cagarella[5]) fuit.
Gens ceratana[6]) sinat vecchias[7]) cantare batajas[8])
Squarzet[9]) Virgilios turba pedanta[10]) suos.

Wir haben alſo eine Grundſprache, hier das Latein, in welches nichtlateiniſche Wörter, italieniſche (und ſolche italieniſcher Dialekte), eingemiſcht ſind, die ſich in Flexion und Zuſammenſetzung möglichſt an das Lateiniſche anlehnen. Maccaroniſch werden wir alſo dann ein Gedicht nennen, wenn in einer ſcherzhaften Abſicht Wörter einer fremden Sprache in die Grundſprache eingemiſcht ſind, die in Flexion und Zuſammenſetzung möglichſt mit dieſer harmonieren. Die Grundſprache braucht alſo durchaus nicht, wie O. Schade[11]) will, das Lateiniſch zu ſein; vielmehr kann man ſich ganz leicht ein franzöſiſches Gedicht mit eingeflickten franzöſiſch flektierten, deutſchen Wörtern denken, das wir unbedenklich als maccaroniſch bezeichnen würden. In der That werden wir im folgenden griechiſche Gedichte mit lateiniſchen, griechiſch gebeugten Wörtern kennen lernen. Die Definitionen der neueren Autoren ſind meiſt unklar oder nicht ſcharf genug; ſo ſagt Kolbe: „Der maccaroniſche Stil iſt bekanntlich ein ſolcher, in welchem die Hauptſprache mit

[1]) desdegno Gewinn.
[2]) allora alsdann.
[3]) intorno herum.
[4]) poco wenig.
[5]) cagarella Streifen.
[6]) cerretano Marktſchreier.
[7]) vecchio alt.
[8]) battaglia Schlacht.
[9]) squarciare zerreißen.
[10]) pedante Pedant.
[11]) Weimar. Jahrb. II. S. 411.

Wörtern aus einer andern Sprache durchflochten wird, die durch ihre Form und ihre Elemente in das Ganze derselben nicht eingreifen, und eben durch diese Ausweichung aus dem Ganzen einen unedlen, abenteuerlichen Ausdruck absichtlich geben sollen."[12]) Die französische Encyklopädie (XX, 586) erklärt: Espèce de poésie burlesque, qui consiste en un mélange de mots de différentes langues avec des mots en langage vulgaire latinisés et travestis en burlesques. Ähnlich sagt Vapéreau im Dictionnaire des littératures: Un langage entremêlé de mots latins et de mots d'une langue moderne, auxquels on donne une terminaison latine.[13])

Der Name selbst giebt keine Aufklärung; er wird zuerst angewendet von Typhis Odaxius, der sein Gedicht carmen macaronicum nennt; zu erklären sucht ihn Folengo (Merlini Coccaii Apologetica in sui excusat. in opere Macaronic. Venedig 1572, S. 19): Ars Macaronica a macaronibus derivata, qui macarones sunt quoddam pulmentum, farina, caseo, butyro compaginatum, grossum, rude et rusticum. Gemeint sind damit die maccheroni, die bekannte italienische Nationalspeise. Warum aber die Dichtungsart macheronisch genannt wird, sagt Folengo nicht. Die Encyclopédie française XX, 586 sucht das zu ergänzen und meint: Ce mélange d'ingrédiens a fait donner le même nom à ce genre de poésie bizarre, dans la composition duquel entrent des françois, italiens, espagnols, anglois etc. Wenn auch dieses letztere, die Mischung von Worten der verschiedenen Sprachen, unrichtig ist, so dürfte der Grundgedanke immerhin annehmbar sein. Wie die berührte Leibspeise aus Mehl und Käse besteht, so besteht das maccaronische Gedicht aus der Grundsprache

---

[12]) Über Wortmengerei S. 381.

[13]) Scardeon: s. de Antiq. V. Pat. Bas. 1560, S. 238 sagt nicht unrichtig: Facti sunt enim (versus) ex Latiuis et vulgaribus quibusdam verbis, iucunda barbarie rudes atque iucouditi, attameu ridicula coucinnitate souori, et ad Latinae constructiouis modum seriemque contexti. Ganz ungenügend ist, was A. Friedmann sagt, die Maccaroniker trügen lateinisch vor und mengten italienische Brocken hinein, ebenso Petit de Julleville, hist. de la langue franc. 1896. II. S. 223. Borinski, Gesch. d. d. Litt. II. S. 32.

und den hineingemiſchten Wörtern einer anderen Sprache. Das Bindemittel, dort die Butter, bildet in dieſem Falle die gleichmäßige Flexion dieſer fremden Beſtandteile, die dadurch mit der Grundſprache zu einer organiſchen Verbindung, gleichſam zu einem Teig, vermengt werden. Analogieen zu derartigen Benennungen haben wir ja genug; es ſei nur erinnert an das Potpourri, die aus Fleiſch und Gemüſe hergeſtellte, urſprünglich ſpaniſche Speiſe (olla podrida), dann allgemein gebraucht für das aus verſchiedenen Themen zuſammengeſetzte Tonſtück, ferner an die Farce, das mixtum compositum aus Semmel, Fleiſch und Gewürz, ſpäter auf die Schwänke, die loſe Sammlung aller möglichen luſtigen Gedanken und Einfälle bezogen. Schließlich ſei auf die römiſche Satire hingewieſen, die man nicht mit Unwahrſcheinlichkeit mit der lanx satura zuſammenbringt. Genthe, der um die Geſchichte der maccaroniſchen Poeſie ſo verdiente Autor, meint[14]), die letztere habe ihren Namen von dem Lieblingsgerichte der Italiener, um ſie gleich durch den Namen als eine ſehr ergötzliche und luſtige Dichtung zu bezeichnen. Nicht ausgeſchloſſen iſt es, daß man das Wort vom ital. macco = Zerquetſchung, Gemengſel herleitet. Auch ſcheint ein Zuſammenhang mit ital. maccherone = einfältiger Menſch[15]) nicht ganz von der Hand zu weiſen; es würde dadurch treffend auf den

---

[14]) Geſch. d. macc. Poeſie, Halle und Leipzig 1829, S. 72. Ähnlich ſchon Leſſing in ſ. Kollekt. z. Litt.; anders Schade a. a. O. II, 412: wahrſcheinlicher iſt, daß man ſie durch dieſen Namen als ächt italieniſche derbe nationale Koſt von vornherein hat kennzeichnen wollen, gerade im Gegenſatz zu den Pedanten, die ihre Verſe in der Mutterſprache mit allerhand gelehrten Zuthaten zu verſetzen trachteten. — Aber wenn ſchon dieſe pedantiſchen Dichtungen in der mit fremden Flicken aufgeputzten Mutterſprache unpopulär waren, wie konnten die lateiniſch abgefaßten maccaroniſchen Poeſieen national und populär ſein?

[15]) vielleicht mit dem lat. Maccus, das mit bardus, fatuus, stolidus erklärt wird, zuſammenhängend. Nachträglich ſehe ich, daß Cäcilius Rhodiginus Lect. antiq. l. XXX, p. 897 auf macrones hinweiſt = Menſchen mit wenig Verſtand und dicken Köpfen. Zannoni, I precursori di Merlin Cocai erklärt maccaroni: Geſellſchaft. Sabellicus S. XV ſpricht ſich für die Ableitung von maschera = Maske aus, die ſprachlich unmöglich iſt. Ferrari, Origin. l. Ital. S. 189 bringt es mit macare = zerreiben oder gar mit dem griechiſchen μαζα = massa, offa zuſammen.

Gegenſatz zur Pedantesca hingewieſen werden, die das Italieniſche aus Affektation durch eingeſtreute lateiniſche Wörter abſichtlich entſtellt.[16]) Noch näher liegt es, den Namen herzuleiten von dem Helden des erſten maccaroniſchen Gedichtes, der Macharonea des Typhis Odaxius, der ein Fabrikant von Maccaroni iſt, eine Vermutung, die ſchon Brunet geäußert hat.

Wie dem auch ſei, maccaroniſch iſt ein Gedicht nur dann, wenn die eingemiſchten fremden Wörter nach den Geſetzen der Grundſprache flektiert werden; es ſind demnach alle die Dichtungen als nichtmaccaroniſch zurückzuweiſen, bei welchen ohne dieſe kunſtmäßige Flektierung nur Worte oder Verſe einer andern als der Grundſprache eingeſtreut ſind. Solche Gedichte, die oft fälſchlich als maccaroniſch bezeichnet werden, giebt es gar manche; einzelne nähern ſich in der That dem Maccaroniſchen.

Das älteſte derartige deutſche Gedicht iſt das carmen de Heinrico, das mit den Worten Nunc almus assis filius therô êwigerô thiernûn beginnt; ferner nennen wir hier die luſtigen Vagantenlieder, wie Floret silva undique nâh mîme gesellen ist mir wê, ferner die Kirchenlieder, wie Puer natus in Bethlehem, und In dulci iubilo, nun ſinget und ſeid froh, nebſt ihren luſtigen Parodieen,[17]) das Martinslied Pontificis eximii in sand Mertens ere,[18]) aus etwas ſpäterer Zeit ſei auf den Tractatus de ruine ecclesie planctu, der anfängt: Celum, terra, maria Und alle creatur, und den Tractatus admirabilis vom Stand der Chriſten-

---

[16]) Das Mönchslatein, das ſich ebenfalls manchmal damit berührt und das in den Epistolae obsc. vir. ſeinen klaſſiſchen Ausdruck gefunden hat, laſſen wir hier beiſeite; zu ſeiner Charakteriſierung möge eine Stelle aus: „Uff das Büchlin, genandt Predicantenlatein . . . Antwort . . . durch J. H. Grobium. Tig. 1608" dienen: Die München haben wol ſtudiert, ſind in Latein gar wol verſiert. Vor jahren ſprach ein Monachus, An non est magnum Frigus gus? Erasmus Doctor sine crux Est mortuus et sine lux. O salve lieber Domine, Et semper bone socie Lutheri pestis pessime. Multa patimus umb und umb Propter Evangelium. Sed patimur sive patimus Utrumque est Genitivi casus.

[17]) Wackernagel, d. deutſche Kirchenlied II. 433. 640. 777. 783. 1443. V. 1264. Anz. f. K. d. d. V. 1869. S. 299 f.

[18]) Hoffmann, Geſch. d. d. Kirchenl. S. 167.

heit, aufmerkſam gemacht, ſowie auf die „Bohemiſche Tragoedi, das iſt Ein Geſpräch von dem geweſenen Pfaltzgraffen Fridrichen zu Heidelberg. 1621: Hört zu, hört mirabilia, Ich ſag euch terribilia, Es war ein Mann in gloria u. ſ. w.[19]) Oswald von Wolkenſtein miſchte ſogar Verſe von ſieben Sprachen durcheinander. Sehr zahlreich ſind halbdeutſche, halblateiniſche Sprüche, z. B.:

Welcher aber non habet in nummis,
Dem hülft's nichts, daß er frumm iſt;
Qui dat pecuniam summis,
Der macht grad, was krumm iſt.[20])

Eine Baſeler Handſchrift von 1445 hat: Est bona vox ſchenk in, melior trink, optima gerus,[21]) das M. Neander ähnlich hat: Est bona vox hole Wein, melior ſchenck ein, optima trinck auß, Est mala vox rechne, peior Geld, pessima Rock auß.[22])

Der Rhein. Antiquarius hat: Pfaff, supplex ora, Fürſt protege, Baurque labora. Aus dem Ende des 16. Jahrhunderts ſtammt:

Dise hat der Weidner dem Sebisch carmina schencket,
Das er perpetuus corde gedincke syner.[23])

Auch zahlreiche Spottverſe dieſer Art finden ſich, z. B. Est pretium mihi krang, cum nihil dabitur nisi habedang.[24]) Eine Handſchrift des 15. Jahrhunderts erzählt uns drollig von einem Schreiber: Cognomine Bertram, iam factus in den lenden lam.

[19]) Derartige franzöſiſche und engliſche Gedichte bei Du Méril, Poés. pop. du Moyen âge S. 6; 44; Wright, Political songs S. 51; Flögel, Geſch. d. Groteſk-Kom. 5. Aufl. S. 68; Roman. IV. 380; XX. 281 u. ö.; holländiſche bei Lennep, Boek der opschriften S. 359; in Studentes sive comoedia de vita studiosorum, Alentopholi (Amſterdam) 1647; Studiosi characterismus Belgico-Latinus im Anhang zu dieſem Buch. Rambaut de Vagueiras im 13. Jahrhundert miſchte Spaniſch, Italieniſch, Provenzaliſch, Gaskogniſch und Franzöſiſch; Dante verfertigte eine Kanzone aus italieniſchen, provenzaliſchen und lateiniſchen Verſen. Anderes bei Genthe a. a. O. S. 13 ff.

[20]) Vgl. Anz. 8, 547: Da munera summis: es wirt wol ſchlecht, das da krump iſt, Munera si non das, es wirt wol krump, das da ſchlecht was.

[21]) Anz. 1883 S. 87.

[22]) Ethice vetus ed. Latendorf S. 44.

[23]) Wackernagel Abh. II. 43.

[24]) Ebendaſelbſt S. 43.

Residens in arce Nuemborg cum uxore sua Walporg, Habet filium Mertin, der trinket lieber milch denn wyn.[25]) Schwaben wird als arme Gegend bezeichnet, wo es außer ſchönen Mädchen nur giebt: Swartz brot, saur wein, lang quoque weyl. Panis est niger, in quo stecken die groben cleyen.[26]) Ähnliches zweifelhaftes Lob wird Weſtfalen zuteil: Hospitium vile, grob Brod, dünn Bier, lange Wihle Sunt in Westphalia, qui non vult credere, lop da.[27]) Fiſchart, der große Wortkünſtler, macht von der Miſchung lateiniſcher und deutſcher Wörter und Verſe ausgiebig Gebrauch. Neben dem größeren Trinklied im Gargantua „Wolauff ihr Brüder allzumal, Quos sitis vexat plurima“ finden ſich zahlreiche Sprüche, meiſt in der Form von leoniniſchen Hexametern, wie Caseus und caepe die komen ad prandia saepe; Im faulen veste niemand tractatur honeste, Wiewol in vestimentis nit ist sapientia mentis, oder: Der lebe in aeternum der gibt potare Valerum (lies Falernum); wer aber mir gibt villum all Teufelsplag torqueat illum. Noch ſei die Nachahmung des Horaz angeführt: Nun est bibendum, nun pede libero zu träppeln tellus und zu läppeln häl us. Dieſe Beiſpiele mögen genügen, um zu zeigen, wie beliebt dieſe Art Poeſie war. Doch iſt, wie man bemerkt haben wird, überall das Lateiniſche vom Deutſchen ſcharf getrennt; erſt Fiſchart, von Italien her beeinflußt, geht manchmal ins Maccaroniſche über, indem er deutſche Wörter dann lateiniſch flektiert. Eine ſolche bloße Miſchung von Wörtern verſchiedener Sprachen war ſchon dem klaſſiſchen Altertum nicht fremd. Schon Horaz erwähnt den Rhodier Phitoleon und Lucilius, der verbis Graeca Latinis miscuit (Sat. 1. 10, 20), Lucretius mengt zahlreiche griechiſche Wörter in ſeinen lateiniſchen Text, ebenſo ſpäter noch Auſonius, z. B. Ex. 41: nobiscum invenies κατεναντία, si libet uti, non προῖκα, sed graeca fide; ähnlich XX. 204; E. X. 10 u. ſ. So dichtet er auch Epigramme, die abwechſelnd aus lateiniſchen und griechiſchen Verſen beſtehen, ſo e 29; e 33; e 37.

[25]) Anz. 1876 S. 80.

[26]) Ebendaſelbſt 1880 S. 173.

[27]) ib. 1881 S. 240; ähnlich Wackernagel a. a. O. S. 43.

Eben dieſer Auſonius nun iſt es, bei dem ſich die erſten Spuren maccaroniſchen Sprachgebrauchs finden. Im 12. Brief (v. 27 ff) ſagt er:

Jam satis, o φίλε Παῦλε, πόνου ἀπεπειρήθημεν
Ἐν τε foro causaις τε καὶ ingrataισι καθέδραις,
Ῥητορικοῖς ludοισι, καὶ ἔπλετο οὐδὲν ὄνειαρ,
Ἀλλ' ἤδη κεῖνος μὲν ἅπας iuvenalios ἰδρώς.

Alſo griechiſche Grundſprache mit eingeſtreuten griechiſch flektierten lateiniſchen Wörtern. Sein Beiſpiel blieb aber, ſoviel ich ſehe, ohne Nachahmung.[28])

Aufs neue erfunden wurde etwa 1000 Jahre ſpäter das genus maccaronicum in Italien, wo es zu höchſter Blüte gelangte.

Als ſein Erfinder galt lange Zeit der Italiener Teofilo Folengo; indeſſen hat bereits vor ihm ſein Landsmann Tifi degli Odaſi, latiniſiert Typhis Odaxius, der 1488 ſtarb, ein maccaroniſches Gedicht in 684 Hexametern geſchrieben, das unter dem Titel Carmen Macaronicum de Patavinis quibusdam arte magica delusis in 4° s. l. et a. erſchien, vielleicht zu Rimini um 1493. Ihn überragt bei weitem der Vergil der maccaroniſchen Poeſie, Teofilo (eigentlich Girolamo) Folengo, geboren in Cipada bei Mantua.

Magna suo veniat Merlino parva Cipada,

ſingt er, oder

Mantua Vergilio gaudet, Verona Catullo,
Dante suo florens urbs Tusca, Cipada Cocajo.

---

[28]) Daß Auſon zuerſt dieſe Neuerung geſchaffen, wie Köhler, Rh. M., N. F. XII. 434 will, ſcheint mir zweifelhaft; ich glaube, daß er hier, wie auch ſonſt, den Lucilius nachahmt (vgl. Ber. d. Fr. D. Hochſtifts 1890 S. 428 f.); bei Lucilius ſelbſt finden ſich viele Verſe, in denen Griechiſch und Lateiniſch gemiſcht iſt, dagegen nur einer, bei welchem ein griechiſches Wort lateiniſch flektiert iſt (XVII. 36. Τυροῦ ὑπατέρειαm, wo die Endung am durch die Eliſion geſichert iſt). Doch iſt es bei der mangelhaften Überlieferung des Autors ſehr leicht möglich, daß gerade maccaroniſche Stellen, die dem ungebildeten Abſchreiber manche crux bereiteten, verloren gegangen ſind. Scherzhaft bildet Cicero einmal lacteon.

Dieſe Verſe verraten uns das Pſeudonym Merlinus Cocaius, unter dem Folengo dichtete. Aus ſeinem abenteuerlichen Leben ſei angeführt, daß er, ſechzehn Jahre alt, Benediktinermönch wurde. Infolge von Streitigkeiten mit ſeinem Abte verließ er im Alter von fünfundzwanzig Jahren das Kloſter und führte nun ein Jahrzehnt ein unruhiges Vagantenleben zum Teil in Geſellſchaft einer gewiſſen Dedia, die er ſich zur Geliebten erkoren; eine Zeitlang hatte er auch Dienſte als Soldat genommen. Schließlich ſcheint er das wilde Scholaſtenleben überdrüſſig geworden zu ſein, er ging wieder ins Kloſter zurück und wurde ein frommer Mann, teils in Sorrent, teils bei Palermo lebend, wo er auf Veranlaſſung des Vizekönigs Fernante Gonzaga ein erbauliches Drama ſchrieb, dem ſich in der Folge noch andere anreihten, ebenſo die Gedichte l'Umanita di Cristo und die Hagiomachia, eine Verherrlichung der chriſtlichen Märtyrer. Er ſtarb am 9. Dezember 1544. Die zuletzt erwähnten Gedichte würden freilich ſeinen Namen kaum auf die Nachwelt gebracht haben; dafür ſorgten vielmehr ſeine maccaroniſchen Poeme, die meiſt während ſeines Aufenthaltes außerhalb der Kloſtermauern entſtanden ſind. In erſter Linie iſt hier zu nennen das Opus Merlini Cocaii poetae Mantuani Macaronicorum, 1521 vielleicht von Folengo ſelbſt herausgegeben, nachdem bereits 1517 Macaronices libri XVII zu Venedig erſchienen waren, deren anſtößige Stellen er in einer ſpäteren Ausgabe beſeitigte.[29])

Das Macaronicon umfaßt 25 Bücher und ſchildert die Thaten des Baldus von Cipada. Nach berühmten Muſtern beginnt der Dichter mit einer Anrufung der maccaroniſchen Muſen, die auf einem Käſeberg gerade im Begriff ſind, Käſe und Makkaroni herzuſtellen.

---

[29]) Über Folengo ſelbſt ſiehe außer Genthe u. a. Bettinelli, Della Lettere e delle arti mantovane, Mantua 1774; Dalmiſtro, Elogio di T. Folengo Venedig 1803; Ginguené, Hist. litt. d'Italie V; Luzio, Nuove ricerche sul F. (Giornale storico dell. lett. ital. 1889). Eine Neuausgabe ſeiner Werke unternahm A. Portioli, Le opere maccheroniche di Merlino Coccaio, Mantua 1882. Andere Ausgaben bei Genthe; eine franzöſiſche Überſetzung: Histoire maccaronique de Merlin Coccaie, prototype de Rabelais ... avec des notes ... par G. Brunet, Paris 1859; eine ältere von 1706. Über ſein Verhältnis zu Rabelais, vgl. Schneegans, Geſch. d. grot. Satire S. 456 ff. Auf ausführlichere Litteraturangaben verzichten wir hier wie bei den andern Dichtern.

Stant ipsae Musae super altum montis acumen,
Formajum gratulis durum retridando foratis.
Una probat sorbens utrum bene broda salatur,
Una foccum stizzat stimulans cum mantice flammas.

Baldus ist der Sohn des von Rinaldo abstammenden Guido. In der Gesellschaft von Bauern wächst er auf und entwickelt sich zu einem großen Taugenichts. In der Führung der Waffen und den ritterlichen Künsten wird er von Sorello unterwiesen. Mit dem Riesen Francasso und andern lüderlichen Gesellen verbündet, richtet er großes Unheil an, bis er gefangen und in Mantua ins Gefängnis gesetzt wird. Schon soll er an den Galgen kommen, da entgeht er dem Tod dadurch, daß auf Anstiften seines schlauen Kameraden Cingar der dumme Zambello an seiner Stelle im Kerker bleibt, während er mit seinem Kumpan entflieht. Den Schauplatz ihrer Abenteuer verlegen sie jetzt auf die See. Nach mannigfachen Irrfahrten begegnen sie dem Zauberer Merlin, der sie in die Hölle hinabgeleitet. Hier — man merkt die Parodie auf Dante — treffen sie allerlei berühmte und berüchtigte Persönlichkeiten. Die Lügner, Philosophen, Theologen und Poeten sitzen in einem ungeheuren ausgehöhlten Kürbis, und die Teufel reißen ihnen für jede Lüge einen Zahn aus.

Quottidie quantas Vates fecere bosias,
Quottidie tantos opus est amittere dentes,
Sed quo plus streppant illos, plus illico nascunt.

Größeren Ansehens in Deutschland erfreute sich Folengos Moschea, in maccaronischen Distichen den Kampf der Ameisen und Fliegen schildernd. Sie wurde zuerst von Fuchs 1580 und von Schnurr 1612 bearbeitet. Ein drittes maccaronisches Werk Folengos ist das Idyll Zanitonella; teils italienisch und lateinisch, teils maccaronisch ist sein Triperuno.

Von den Nachfolgern dieses fruchtbaren Poeten hat ihn an Beliebtheit keiner erreicht, ich nenne hier nur Guarini Capella (Macharonea 1526), Giovanni Ariani (1560), Bartholomäus Bolla (ca. 1570), vir ad risum natus, wie er sich selbst nannte; er schrieb Nova novorum novissima sive poemata stylo macaronico conscripta. Da er darauf bedacht war, mit seinen Ge-

dichten Geld zu verdienen, pflegte er ſie mit einer Schlußapoſtrophe an den Adreſſaten zu verſehen, die einen Wink um Unterſtützung enthielt, z. B.:

Valete, domini mei cari.
Ne sitis erga Bergamescum avari.

oder:

Te rogo de Colli teque Frerum,
Utrumque meum dominum et herum,
Ut quilibet mihi det unum Thalerum.

Hervorragender iſt noch Ceſare Orſini, deſſen Magistri Stoppini .... macaronica großen Beifall fanden.

Auch die Franzoſen verſuchten ſich mit Erfolg in der maccaroniſchen Poeſie; ſo veröffentlichte Antonius de Arena 1537 ſein Meygra Entrepriza Catolici Imperatoris, quando de anno Domini 1536 veniebat per provinciam bene carrosatus in postam prendere Fransam cum villis de Provensa, propter grossas et menutas gentes rejohiri. Ferner ſtammt von ihm Provencalis de bragardissima villa de Soleriis, über das Tanzen.[30]) Als Probe ſeiner Sprache ſei angeführt:

De tali guerra non escapare putabam,
Et mihi de morte granda paora fuit.
Pou, pou! bombardae de tota parte petebant,
Dixisses: nigrus ille diablus erat.
Tif, taf, tof et tif! dum la bombarda bisognat,
Garda las gambas, nec tibi blesset eas.
In terram multos homines tumbare videbam,
Testas et brassos atque volare pedes.

Neben ihm verdient ſein Zeitgenoſſe Remy Belleau Erwähnung, der den Hugenottenkrieg in einem maccaroniſchen Gedicht behandelte, ſowie Etienne Taburot, der von deutſchen Eltern ſtammende Fr. Hottomann und ſein Sohn Jean, J. C. Frey, ein Deutſcher von Geburt, der den gelungenen Recitus veritabilis super terribili esmeuta paisanorum de Ruellis ſchrieb, Th. Beza und andere. Am bekannteſten von franzöſiſcher maccaroniſcher Poeſie iſt wohl die

[30]) Eine überaus wertvolle Ausgabe dieſes Buches ſtellte mir Herr Buchhändler Bär in liebenswürdiger Weiſe zur Verfügung. Frühere Verſuche erwähnt Picot, Roman. XV. 16.

Stelle „Savantissimi doctores“ aus Molières Le malade imaginaire geworden, von der eine ausführlichere Bearbeitung von 1673 vorhanden ist.[31]) Um auch die neuesten französischen Poeten nicht unerwähnt zu lassen, nennen wir noch Michael Morins ad Josephum Nicolaum Barberium, das beginnt:

Ecce iterum in nihilum fugiens degringolat annus,
Approchat ecce alter; sic annus duriter annum
Culbutat; heu! miseri sic nos passabimus omnes.
Drolerias ergo, quas hic addressat amica
Dextra tibi, receves, o charmantissime frater.

Daneben sei noch hingewiesen auf den Belgier Baron, den Verfasser der Histoire de la littérature française, der das Lob des Schweines besang:

Regem flattores cantent, ego canto cochonem.

Auch in der englischen Litteratur finden sich maccaronische Dichter, so Drummond und Geddes. Holländische maccaronische Dichtungen sind u. a. bekannt von Peter Burmann, der de Tabacationepipali schrieb, und von J. A. Verreyk, der das Bossche Bier in maccaronischen Distichen pries. Auch Spanien und Portugal hat Maccaronisches aufzuweisen.

Daß in Deutschland, wo im 16. Jahrhundert eine Fülle humoristischer Litteratur in lateinischer und deutscher Sprache zu Tage trat, die maccaronische Poesie nicht mehr gepflegt wurde, als es thatsächlich der Fall ist, ist einigermaßen auffallend; kein Autorname für ein maccaronisches Gedicht steht uns zu Gebote.

Folengos erstes maccaronisches Poem erschien 1517, er starb 1544. Arena verschied im gleichen Jahre. Die ersten deutschen maccaronischen Verse finden sich nach Goedecke in Murners Ketzerkalender, der 1527 erschien; hier heißt es (Scheible, Kloster X, 207): Dieses Zeichen bedeüt Gut stelen den Pfaffen und München. Deüt. X. Galgibus in hangis Krayorum nagere beinis. Doch giebt er bereits 1522 im Büchlein von dem großen Lutherischen Narren (ib. 15) einige deutsche Wörter mit lateinischer Flexion z. B. in narribus narratio, Schab ir die hörner in Kranckorum.

[31]) Genaueres giebt Delepierre, Macaronéana. Paris 1852.

Es iſt Goedecke wie Genthe und allen ihren Nachſchreibern entgangen, daß ſich bereits früher maccaroniſche Worte nachweiſen laſſen; es ſind das die im Serapeum II S. 283 aus einem Tegernſeeer Bücherverzeichnis um etwa 1500 abgedruckten Zeilen:[32])

Charpfen is in copfis, hecht in schwantzis, grundel gar fris.
Nim pärm in mulis, präxen in mediis, renkchen in universis,
Rutten in lebris, salm in fedris, al in mitteldrummis,
Is röttl in prattis, schleyn in sulcis, asch und vörchen in totis,
In schäris et candis mande geharnischt visch i. e. Krepsen.

Damit zuſammenzuſtellen iſt die in „Räthſel und Fragen“ (im Anfang des 16. Jahrhunderts zu Augsburg bei Hans Froſchauer gedruckt) unter No. 24 erwähnte „Frag, welchs das best an den Fischen zuo essen sey“.

Salmens in federis, rupis hechtilisque in leberis
Carpeus in zünglis iss alius im mittel drommis.
Stockfisch in blasiis krepsins in schwantzis barba meislin (oder menlin) lecker biss. (Z. f. d. A. III. 30.)

Wie man ſieht ein ſchwacher Verſuch, im Hexameter ſowohl wie im Maccaroniſchen, aber immerhin intereſſant wegen des frühen Vorkommens der maccaroniſchen Sprachform.

Zum erſten Mal mit Abſicht wenn auch nicht völlig durchgeführt finden wir die maccaroniſche Poeſie in dem Pasquillus von 1548. (Arch. f. K. d. d. V. VII. 153. X. 435.)

Es findet ſich in dem Manuſc. 222 der Ratsbibliothek zu Leipzig, Blatt 130.

Pancketum Caesarenm

Haw zw Landgraffe, Sachs koch, holtz afferat Vlrich,
Schmalkaln lang töpff her, Schertelis affer aquas.
Schür zu, Plebane, Blas tenffel vt ardeat ignis,
Deck zw, Schreibere, ranchere ne noceat.
Speck kohl, kochlon et carnem cnm wurtzibns omnem
Totum Pancketum solvite Reichstetides.
Solvite wie billich, cum Vestri intersit honoris
Vobis non nobis Carolus hospes erit.
Si deerit geltnm, partem vult gebere Gallns,
Nec non Nnrrenberg conferet auch aliqnid.

[32]) Vgl. A. f. K. d. d. V. 1865, 439.

Anglus adest, Venetus, tragabunt hi quoque partem,
Forte aliquid nobis Roma beata dabit,
Prussia wilpretnm mittit, sed Dania pisces,
At ne sordescant fercula, non timeo.
Sed largo salso nos haec condire necesse est,
Id nobis Halum Vnlt dare Saxonicum. u. ſ. w. 1548.

Ein ähnlicher, derſelben Zeit entſtammender, ebenfalls maccaroniſcher Pasquillus, in dem die maccaroniſche Form noch kunſtvoller durchgeführt iſt, iſt der folgende, der ſich im Frankfurter Stadtarchiv (H. Zeitſchr. VI. 538, Weim. Jahrb. II. 426) findet:

Pasquillus
auf den protestierenden Krieg seit 1546

Heitz ein, Landgrafi! giess an, Sachs! Schertle, beschers wol!
Reibs auß, Carle pater! solvite Reichstettites!
Reichstettites narri, quos ciphns et amphora dnxit
Saxonica in schweißbad, ferre quod hi nequennt.
Gallia nunc vobis, Kuemaul, nunc Marcus et aeger
Consilii Danus, Anglia verba dedit.
Nec qui gotswortum vestrum beschirmere vellet,
Turcus erit, hoho, perfida gselliditas![33])
Spes erat in banris auflaufos machere doctis,
Protulit ad spiessos rustica turba fero.
Witz habuit Nürmberg, achslâ tragavit utrâque,
Ratschlägiis vestris sensit inesse metum.
Eia agite in witzis servando Caesari glauben,
Ne Senecae badnm wermere conveniat.[34])

Gotts wortun vestrum nec non qui schirmere vellet,
Turcus erat, oho, perfida geselleitas.

1856, 42: „authore, ut dicitur, Henrico Glareno“ (wohl Glareano).

Zeitlich nahe ſteht dieſen ſatiriſchen Stücken Hans Sachs, der ſich ebenfalls, wenn auch in beſcheidenem Maße, die maccaroniſche Form zu Nutze macht, er verwendet ſie in Segens- und Zauberſprüchen, um den Exorzismus und ihr dem Volk unverſtändliche Latein lächerlich zu machen. So heißt es in dem 1552 abgefaßten Schwank „Der gestolen bachen“:

---

[33]) Dieſes Diſtichon findet ſich auch zitiert (A. f. K. d. d. V. VII. 153)
[34]) Eine andere Faſſung mit zahlreichen Varianten A. f. K. d. d. V.

Nun hört mir zu den starken segen!
In narribus phantastibus
Nequaquam et in diebibus,
Hanges in galgare fane
Rabique nagare pame.

Ferner finden wir in dem Schwanke „Die wünderlichen mänder“ von 1554:

Sprecht mit andacht . . .
Disen heiligen krefting segen...
Trutz eigensinn und klaffibus,
Widerpellen und muffibus
Venit brügel und faustibus
Sub capite et lendibus.

In „Der los man“ aus demſelben Jahre lieſt man:

Ich wil dir sprechn ein krefting segen...
Mala bestia in spelunkis,
Habes kümaulque et munkis,
Bengelque sub schulter et lendes
Facit dein rüssel hie loquentes.

Und ähnlich lautet es im Schwank „Das unhulden bannen“ von 1556:

Venite, ir unhuldibus!
bringt pengel her uns stultibus,
die semper mit uns spentibus
Sub capite et lendibus!

Etwas ſpäter (1558) fallen einige maccaroniſche Verſe in M. Lindeners Katzipori, darunter der oft zitierte:

iam iacet in dreckis, qui modo Grollus erat,

wo durch die Schreibung dreckis ſtatt dreck is erſt maccaroniſche Form hergeſtellt wird.

Fiſchart wiederholt im Gargantua mit Änderungen:

Hic ligt er im Treck in aller Säu namen.
En iacet in treckis, qui modo palger erat.

Fuchs in der Vorrede zu ſeiner Bearbeitung von Folengos „Mückenkrieg“ (1600) ſagt:

Dieser Krieg is vor vielen Jahrn
Anfangs von eim beschrieben worn,
Der sich genaunt Cocalium,
Mit einer art der Carminum,
Drinn er vermischt Welsch mit Latein,
Wie dieser Vers bey vns mag seyn:

Hic iacet in Dreckis qni modo Reuter erat
Oder
Hei mihi Strasburgum quod non queo schauere turnum,
Cumque bonis qnod non possum zechare gesellis.

B. Schnurr in der „Kurtze Vorred“ zu „Ein schön Gedicht, der Ameisen vnnd Mucken-Krieg“, 1612, giebt ähnlich wie oben: Hic iacet in Dreckiß Qui modo Reutter erat. Vt Corpus redimam, Schuh, Tuch vnd omnia Vendam.

Aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts bietet das Stammbuch des 1621 verstorbenen Friedrich von Wolframsdorf:[35])

Hic iacet in trecko simnl Lu[36]) catrina begina,
Hic iacet andreas, qni volicravit[36]) eas.

Lindener erzählt von einem Schulmeister in Scheuditz, Namens Groll, der also gedichtet habe:

Grollius in tremnlis ludi moderatur in Scheuditz.
Rusticus in Kuebnlis penglorum dant tibi rulzen.
Schirmins perpechius altschuchius dant tibi fleckus.
Klopholtz cum pedibus, haec sunt schustralia corpus.
Rnsticus est qnasi rind, nisi quod ei cornua desint,
Jam iacet in dreckis, qui modo Grollus erat.

Nach chronologischer Folge reiht sich diesen der Spruch an:

Post sussnm saurum, post vinum bibite laurum;

er steht am Schluß von dem Gedicht „Beschreibung des Weingötzen Bachi“ 1549 bei Kirchhoff, Wendunmuth VII. 21 f.; in etwas geänderter Form wird er noch zwei Jahrhunderte später in Schregers Studiosus jovialis (1751) zitiert:

Post suessnm saurum, post vinum tn bibe laurum.

(Auch in Nigrinus, Widerlegung der ersten Centurie 1571.)

[35]) Im Besitz des Herrn Kreisrichters Conrady in Miltenberg.
[36]) Unleserlich.

Erſt bei Fiſchart (1550—89) läßt ſich nachweiſen, daß er durch die Italiener und zwar durch Folengo beeinflußt worden iſt; ſchreibt er doch in ſeiner Geſchichtsklitterung (Ausg. 1590 S. 43): „Schreibt doch Merlin Coccai in ſeinen Nuttelverſen[37]) Plus Roma parit quam Francia Gallos"; und S. 563 iſt wohl auch an dieſen zu denken: „Es iſt des Propheten Märlini stylus und Art zu ſchreiben." Daß Fiſchart das Wort maccaroniſch mit der Leibſpeiſe der Italiener zuſammenbringt, geht aus der Überſetzung „Nuttelverſe" d. i. Nudelverſe deutlich hervor. So machte denn der große Sprachkünſtler gern von der neuen Manier, deutſche Wörter lateiniſch abzuwandeln, Gebrauch, jedoch finden ſich immer nur einzelne Wendungen, mit Vorliebe leoniniſche Hexameter, wie:

Quia caseus und Schunkuß die machen optime trinck auss.
Sic lacerare grossos coram ne desine bossos.
Vinum saure Klinglitum machet in aure.

Auch ſonſt verwendet er jene häufig, ſo heißt es in der Geſchichtsklitterung: Nos faciemus bonum Cherubim et geschirrium... ego solvam zecham .. date nobis glockas nostras. Vultis etiam pardonos et Ablass: Per Diem apud Deum vos habebitis, et nihil payabitis noch zaletis. Seine Luſt an Wortſpielen zeigt ſich in: Omnis glocka glockabilis in glockerio glockando glockans glockative, glockare facit glockabiliter glockantes. Parisius habet glockas — auch Rabelais I. 9 hat ähnlich omnis clocha clochabilis in clocherio — oder Hic bibere, hic winbere, hic libere, hi lebere, hic winwitur, sic vivitur. O Liber Pater fach hi libere, lebere, bibere, vivere.

Durch ſolche in den Text eingeſtreute maccaroniſche Stellen erhält dieſer ein buntſcheckiges Äußere und die komiſche Wirkung wird weſentlich erhöht. Doch findet ſich in der großen Zahl Fiſchartiſcher Dichtungen keine, die ganz oder nur in längeren Partieen in maccaroniſcher Sprache abgefaßt wäre. Offenbar ſagten ihm die „Nudelverſe" nicht recht zu oder er glaubte mit der deutſchen Sprache, die er handhabte wie kein zweiter vor oder nach ihm, ſtärkere Effekte zu erzielen.

---

[37]) Fiſchart überſetzt damit maccaroniſch.

Wir kommen nunmehr zu dem erſten größeren deutſchen Gedicht, das in maccaroniſcher Poeſie abgefaßt iſt; es iſt das die Flöia cortum versicale De Flôis schwartibus, illis deiriculis, quae Minschos fere omnes, Mannos, Weibras, Jungfras, etc. behüppere et spitzibus suis schnafflis steckere et bitere solent, Authore Gripholdo Knickknackio ex Floilandia. o. O. [Hamburg? Roſtock?] Anno 1593. 4°. 12 Seiten. Titelblatt mit Randeinfaſſung; Schlußvignette.[38])

Der Floh, der in dem kleinen Epos behandelt wird, iſt ein klaſſiſches Tier; im klaſſiſchen Altertum ſelbſt findet ſich freilich noch kein Enkomion auf ihn (Lukans Lobrede auf die Fliege iſt hier wohl das erſte derartige Litteraturerzeugnis), aber ſchon früh im Mittelalter wurde ſein Lob in allen Zungen geſungen. Am meiſten bekannt wurde des Oſilius Sergianus Gedicht de pulice, das lange unter Ovids Namen ging. Dann prieſen Caelius Calcagninus 1519 und P. Gallinardus den biſſigen Geſellen.

Bald ſollte er noch mehr die Aufmerkſamkeit auf ſich lenken. Als ſich nämlich — im 16. Jahrhundert — der Advokat Pasquier einſt mit der ſchöngeiſtigen Schriftſtellerin Katharina de Roches unterhielt, bemerkte er, wie ein Floh in ihren Buſen hinabſprang; er machte ſie dezent darauf aufmerkſam, und nach einem geiſtreichen Wortgefecht beſchloſſen beide, das Ereignis durch Epigramme zu verherrlichen. Als dieſe bekannt wurden, entſtanden zahlreiche ähnliche Produkte, Barnabas Briſſonius, Jacobus Mangotius und der berühmte Scaliger beſangen den Pulex Catharinae Rupellae: Pulicelle niger, nigelle pulex. S. La puce de Madame de Roches, Paris 1582. Nun ging das Motiv nicht mehr verloren, und noch Bürger und Goethe[39]) machten davon Gebrauch. In

[38]) Leſſing (Kollektaneen 2. s. v. macc. Poeſie) giebt: .. quae omnes fere minschos, Nonnas, Weibras ... behuppere; suis fehlt in den Nugae Venales 1648, hier wie im Druck der facetiae manche Druckfehler; ebenſo mangelhaft iſt der Abdruck in der neueſten Ausgabe von Sabellicus. Auf die zahlreichen Ausgaben gehen wir hier nicht ein.

[39]) Glover („Goethe als Menſch und Schriftſteller." Halberſtadt 1832), hinter dem ſich der Buchhändler Vogler verbirgt, hat daſelbſt eine juriſtiſche Diſſertation über die Flöhe (de pulicibus) abgedruckt und als den Verfaſſer Goethe angegeben, der damit 1768 promoviert haben ſoll. Das ganze Plagiat

jene Zeit nun, als die Flohlieder ihre Glanzzeit feierten, als Fiſcharts Flöhhatz Auflage auf Auflage erlebte, fällt das erſte Erſcheinen der Floia.[40]) Das Deutſch, in dem ſie abgefaßt iſt, iſt das Niederdeutſche, wie es in Hamburg geſprochen wurde, das V. 222 erwähnt wird. Die Sprache iſt ſehr nüchtern. Vers- und Wortkünſteleien, wie ſie andere maccaroniſche Gedichte aufweiſen, finden ſich nicht. Das Vergiliſche Arma virosque cano parodierend, hebt der Dichter an: Angla floosque canam und geht dann auf die verſchiedenen Plagen der Menſchheit über, wie Schlangen, tolle Hunde, Wölfe und Bären, auch die Läuſe, aber

reliquos inter deiros non bosior ulla est:
Nec magis anfechtit minschos illisque molestas
Erregit plagas, quam swartea turba floorum.

Nun wird die Wirkſamkeit des Tieres ausführlich geſchildert, vor allem ſeine ſchreckliche Thätigkeit während des Schlafes der Menſchen:

Nec saltem haec fiunt beddo cum ligimus alto,
Sed quoque cum lesimus, cum scrivimus, etimus, imo
Bedere cum volumus bene plagitur undique corpus.

Kühn iſt er wie kein anderes Tier auf Erden, Reich und Arm muß unter ihm leiden:

---

iſt aus der Schrift des Marburger Profeſſors Zaunſchliffer: Opizii Jocoserii .. Dissertatio juridica de eo, quod justum est circa spiritus familiares foeminarum, hoc est Pulices ... Marpurgi 1683 u. ö. ausgeſchrieben. Vielleicht veranlaßte das bekannte Flohlied aus dem Fauſt zu dieſer Fälſchung.

[40]) Siehe Hauffen, „Das Flohmotiv in der Litteratur" i. d. Einltg. ſ. Fiſchartausgabe. S Xff.; es ſei noch hingewieſen auf Opizii Jocoserii curiöſe Gedancken von Flöhen, Dressd. 1702. Crepundia poet. S. 46 de pulice; nugae ven. S. 39; Fränkel, German. 36, 183; Z. f. d. D. U. 7, 688. — Angefügt möge noch werden, daß das Volk in Rätſeln gern eine Latiniſierung vieler Wörter anwendet, um dieſelben mit einer gewiſſen Dunkelheit zu umkleiden. So finden ſich aus Mecklenburg: Boomhoochjus, Kleinnestus, Kieldrifus; lämmerdanzus; semmelsurus; sahlutis, randafis, hackutis, schohschändis; schohfuntus, herrisius, muusmanus, orangiafetta, hobomus, kleinestus, kuderadus; stallimus säd to husimus: giff mi en bäten boddribus affibus, süss sech ik di na bi uns musikatzimus. Siehe Woſſidlo, Mecklenb. Volksüberlieferungen I. 28. u. 333. Rolland, Devinettes 79; Friſchbier, Z. f. d. Ph. XI. 358.

**

Non furchitat ille potentes
Kerlos: non Bapsti Krona verschrikit ab ipsa,
Bokum perkrupit sanctum lopitque behende,
Donec beroeret blotum cum snaflide livum.
Cogitur[41]) hinc Papstus slotos crutzumque sacratum
Werpere de manibus deirumque fugare bitentem.

Auch der Kaiſer und die Kardinäle bleiben nicht verſchont, ebenſowenig wie der Bettler. Am meiſten aber haben die Weiber darunter zu leiden, die alle möglichen Mittel anwenden, des Peinigers habhaft zu werden. Den Schluß des Gedichtes bildet eine Apoſtrophe an die Freunde.

Eine hochdeutſche Bearbeitung dieſes Gedichtes erſchien unter dem Titel: Flochia, seu Gedichtum versicale de Flochis, Schwartzis illis Thiericulis, qui omnes fere Menschos, Mannos, Weibras, Jungfras, Kindros, etc. behupfere, Spitzibus suis Schnablis stechere et beissere solent. Auctore Greisholdo (Greifholdo?) knickknackio Flochlando. (Vignette.) Anno 1689. 4 Bl. in 4°. Ein Abdruck davon findet ſich Weim. Jahrb. II. 437; Schade, fercul. mac. I. 31.

Beſonderer Aufmerkſamkeit wert ſcheint mir eine freie Bearbeitung der Floia, die bisher noch nicht bekannt geworden iſt. Der Titel lautet: Floia de Magna humani generis Bloga, nimirum De Floibus Schwarzis istis Thiericulis; qui vere omnes Menschos, Mannos, Wibras, Jungfrawas et Kindras cum spitzibus suis Schnabulis beissere et stechere solent. Authore Scharreo Schab-Hutio ex Flölandia [Vignette eines Flohes] Stampato in Bisnagia ditionis laternensis, Anno et die sequenti.[42])

Daß die Floia Schule gemacht, zeigt die Frauias, cuiusdam Anonymi poëma maccaronicum, in der jenes Gedicht in mangelhaften Verſen parodiert wird. Über das ganze Gedicht vermag ich nichts Genaueres mitzuteilen, da mir ein Exemplar nicht zugänglich war. Es beginnt mit den Verſen:

---

[41]) Der erſte Druck hat hier cogit ut.

[42]) Ich gedenke in Kürze an anderer Stelle einen Neudruck davon zu geben.

Jungfras Weibrasque singam, quae possunt corpore schoeno
Et wortis blickisque behexere menschulos jungos,
Et mille erregunt mannis martrasque plagasque.
Klatschere facit eis plaisirum maxime grossum.
Flittrio zierunt corpus suum, ut geflüglia hofi
Eitliae sunt affectataeque, nil liebunt ac putzum;
Anto spiglium stant stundas, facientes frisuram.

Sabellicus, der in seiner Ausgabe der Floia einige Verse davon abdruckt, läßt das Gedicht.

Zeitlich schließt sich an die Floia an: Cortum Carmen de Rohtrockis atque Blaurockis hic in Brunswicensium finibus liggentibus, qui omnes fere minschos wandrentes beplundrunt, berohfunt, bestehlunt, atque suis scharpis swertis steckunt atque schlagunt. Auctore Henninio Schelemio Breswenburgensi Ao 1600.[43]) Gedruckt ist es zuerst 1853 Lycopoli, als Gratulationsschrift von C. und O. Calliander (Schönmann) an Fr. L. A. Tacitus (Schweiger). Der Titel verrät deutliche Anlehnung an die Floia, der Text ist selbständig. Er behandelt unter manchen Wiederholungen das Treiben der Rot- und Blauröcke, von denen es heißt (Rehtmeier II. p. 1118): „Nachdem der Herzog das Volk mehrenteils in seinen Landen zusammengebracht, hat dasselbe im Amt Kahlenberg, Blumenau und da es sonst hinkommen, großen Schaden gethan und allen Mutwillen getrieben. Neben dem Fußvolk hat er zwei Estandarten Reuter, die eine blau, die andere rot, aufgerichtet, so ihren Marsch von Hannover über nach Minden genommen (1599). Die Braunschweigischen Völker haben aber vor Reetze (gegen die Spanier) wenig Ehre eingelegt, indem Verräterei vorgegangen, so daß ihnen von den Spaniern die Stücke vernagelt. Endlich haben sie am 7. September bei Nieder-Eltern am Rhein meutenirt, die Fahnen zerrissen und aus dem Feld gerückt, wovon die Rädelsführer in Haft genommen, nach Wolfenbüttel gebracht und den 27. November ihrer 24 auf 4 Heerstraßen an 4 Galgen aufgehangen worden."

---

[43]) Nach einer Mitteilung des Herrn Prof. Dr. O. v. Heinemann ist die in Wolfenbüttel befindliche Hds. den Ereignissen ziemlich gleichzeitig.

Als Probe der niederdeutſch-maccaroniſchen Sprache geben wir den Anfang:

Arma virosque canam breviter iam Principis atque
Rothröckorum hic liggentes ubicumque locorum,
In nostra patria, drifunt muthwillitiamque
Tam magnam, ac ut ego nulli vix credere possem,
Si non ipse meis oculis haec facta Bloorum
Vidissem et Rothröckorum: mihi namque stahlebant
[Instar deiforum] geldo mea büdlia plena,
Drawebantque mihi valde thoschlagere coppum.

Auch ſonſt finden wir zahlreiche Spuren davon, daß die Floia Schule gemacht hat. Sommer in ſeiner Ethographia mundi, die 1607 unter dem Namen des Olorinus Variscus erſchien, hat manches Maccaroniſche, ſo Schnarchibiliter schnarchando schnarche, schlaffe und ausruhe; doch iſt es möglich, daß er das von Fiſchart hat, dem er ſonſt wiederholt nachahmt. Johann Flitner, in ſeiner Nebula Nebulonum, hoc est Jocoseria medernae nequitiae censura von 1620 (Scheible, Kloſter IV 608) erzählt die ergötzliche, ſpäter noch öfters aufgewärmte Geſchichte von dem verbummelten Bauernſohn. Der Vater zeigt ihm die Miſtgabel und fragt ihn, wie die auf lateiniſch heiße:

mox ille: Mistgabelium.
Sed quomodo istud alterum,
Stercus revellens funditus,
Geminaque dente praeditum?
Respondet ille: Karstium.
O impudentem Schelmium!
Parens subinfert illico,
Vix me, sceleste, contines,
Quin huncce Mistgabelium
Grandemque sumam Karstium
Tuumque nequam Schwartium
Crassumque Schelmiruckium
Modis acerbis dedolem.

Auch Fiſchart (Gargantur c. XVII) hat ähnlich: Kurant zum vich, virlam enten, Ku Klee ass, Kräh sand ass, mistelinum gabelinum, treib den son auss dem stalino hinab das stiglinum, speckorum Kelberdantzen. Merkens (Volkshumor

I, 278) giebt aus Cöln: Und nimmst du nicht gleich die gabelatus und thust den mistatus auf die karratus, dann nehm ich den Flegelinus und haue dich um das wammestinus. Wossidlo (a. a. O. S. 209) hat: mien soen, nimm nu die forktibus un lad' den meßdidum up de karrimus, süß kaam ik di up den rückdimus.

Ein ähnlicher Gedanke ist verarbeitet von Moscherosch in seinem Philander von Sittewald (hrg. Bobertag) S. 65:

Gyckes Gäckes ist deine lehr,
Vnd ob du schon fährst vber Meer,
Damit so geht die Jugend hien,
Vnd ziehstu schon nach Genff und Wien,
Nach Bourges vnd nach Orleans
Vnd wilt sein ein Herr großer Hanß,
So ist doch alles dein studirn
Nicht als ein vppiges fabulirn,
Vnd wann du wieder kompst nach Hauß,
Führst Mistlinum auff Waglinum auß.

Bei demselben Autor findet sich ein ganzes maccaronisches Gedicht (Phil. v. Sittewald, 1650 I. S. 697):

Fahrimus in Schlittis, cum Thalribus atque Dukatis
Klingimus, et totam mascherati erfreyimus urbem,
Hic neque Gelt neque Speis desunt neque guldine Ketten,
Spielitur in chartis, neque Gott neque Turca timetur.
Omnia sunt sine Furcht, in Saus quoque vivitur omni,
Luditur interea um die haut cum Bauribus armis,
At miseris doctis si quid dare poscimur, omnes
Tunc neque Gelt neque Speis neque guldine Ketten habemus,
Quisque negat Geltum, casus se quisque per omnes
Excusat, semper tristis praetenditur Armuth.

Aus derselben Zeit stammen wohl auch die Verse, die das Trinkrecht von Lippe enthalten:

Ille prius rebibat primusque qui pocula sumpsit,
Si quaeris, cur fit? Lex sic Saxonica dicit:
Qui bibit ex fundo, cyatho libat ille recenti,
Qui bibit ex Neigis, ex frischibus incipit ille,[44])

[44]) Auch Jo. L. L'Estocq, Grundlegung einer pragmatischen Rechtshistorie, Königsberg 1766 S. 323, zitiert: Qui bibit ex nagibus, ex frischibus incipit ille.

worauf geantwortet wird:

Frischibus hand opus est, cum bona Neiga fuit.
Itinerarium S. 443.

Vornehmlich in Studentenkreiſen waren maccaroniſche Wendungen beliebt, ſo finden ſich ſchon in dem launigen Traktat de virginibus Bildungen wie Kussibilis, Kurtzweilitatis gratia, wenn ſie die Mistgabelinum oder Flegelinum zu der Hand nehmen, cithara schustralis u. ä. In einem Studentenſtammbuch (Keil 199) von 1723 lieſt man:

Das bloße Küßen iſt zu ſchlecht, wenn man's nicht auf ein Kiſſen legt:
O Kindri, Kindri, tantos ne treibite Bossos.

Ebenfalls aus Studentenkreiſen ſtammen zwei überaus gelungene Gedichte größeren Umfangs; das eine, wohl um die Wende des 17. Jahrhunderts entſtandene führt den Titel:

Triumphierendes Proſit
ſo den Herren Profeſſoren-Purſchen,[45]) als ſie ihr
Recht in einer ſolennen Disp. erhalten
zurufet
Bacchus
Collegii subterranei Director et p. t. Decanus[45]).

Hern Professorenbursi, nunc rufite juchhei!
Lustigeosque simul multos anstimmite Liedros!
Schmausite et in tiefam sub Schmausis sausite Nachtam!
Non etenim vobis unqnam bona Bieria fehlunt:

Auch an Pfeifen und Tabak fehlt's nicht; fehlt aber das Geld, ſo iſt doch der Credit da; darum weg mit den Grillen und Sorgen!

Trinkite cum ganzis et ne quid bleibat in Humpis,
In Naglum Daumi postremam giessite guttam.

---

[45]) „Ein Profeſſoren-Purſche iſt ein Studioſus, welcher bei einem Profeſſore und zwar an ſeinem Tiſche und in deſſen Gegenwart eine gewiſſe Zeit ſpeiſet und daher einen Vorzug in allen Dingen vor denen Convictoriſten und Bürger-Purſchen hat oder von Rechtswegen haben ſoll." Dieſe Definition iſt der komiſchen Diſſertation entnommen, die den Titel führt: „Curiöſe Inauguraldisputation von dem Recht, Privilegiis und Praerogativen der athenienſiſchen Profeſſoren-Purſchen . . . welche . . . zur öffentlichen Ventilation dargeſtellet Coecius Tappius Schlingſchlangſchlorum." Aus ihr ſtammt das maccaroniſche Gedicht, das aus 24 Hexametern beſteht.

Wenn ihr gut geſpeiſt, tandem gassatim eatis!

Hauite in Steinos ut Feurum springat ab illis!
Sic ergo vobis commendo Lusticitatem,
Freiheitas vestras dum dissertatio praesens
Juraque defendit.

Etwas älter iſt, da in dieſem Gedicht anſcheinend darauf Bezug genommen wird, das Certamen Studiosorum cum Vigilibus nocturnis, das 1689 gedruckt iſt.

Bursa Studentorum cum tempore finstere noctis
Cum Cytharis Gigisque gassatim laufen et Harpfis
Inque Steines hauen, thut Feuer springen ab ipsis:
Non aliter rabidi vigiles quam reissende Wölfi
Accurrunt celeres cum Prüglis, Penglis et Heblis.

Vergebens fordern ſie die Studenten auf, nach Hauſe zu gehen, da ſchon Mitternacht vorbei ſei; die unruhigen Geiſter revoltieren. Sie ziehen ihre Degen:

Lustiglich et Steinos furiosi kratzen et haueu,
Liechtige quo Funki de saxis springen et hupfen.

Da kehren die Wächter ihre Spieße um, und der Kampf beginnt. Die Hüter der Ordnung unterliegen; ob ſie gleich um Gnade flehen:

Domini, Gnad, Gnad conferre misellis
Quaesumus! ah armis nostris miseremini Kindris!

Aber die Studenten laſſen ſich nicht erweichen; ſie nehmen ihnen ihre Waffen ab

Et schlagiunt ipsis umb d'Oren saepe herumber,

bis alle entſetzt fliehen und die Sieger ſelbſt mit den erbeuteten Waffen lärmend ihre Behauſung aufſuchen, wo ſie Mühe haben, ihr Bett zu finden.

Das Gedicht, aus 87 Hexametern beſtehend, kennt die Feinheiten der maccaroniſchen Poeſie nicht; ſo hilft ſich der Verfaſſer z. B. damit, daß er zahlreiche Verſe (ſo 4, 9, 16, 21, 22, 33, 34, 42, 65, 74, 77, 78, 84, 87) zur Hälfte deutſch giebt: das eine Mal flektiert er die einzelnen Wörter, das andere Mal nicht.

Eine willkürliche Verunſtaltung dieſes Gedichtes findet ſich bei Keil 173 S. 201 (1733):

Bursa Studentorum finstri sub tempore Nachti,
Cum Sterni leuchtunt, Monus quoque scheinet ab himmlo,
Gassatim lauffent per omnia Compita Gassas,
Cum Geygis, Cytharis, Lauthis Harpfisque spileutes.
Haujuntque in steinios, quod feurius springit ab illis,
Quos schmeisunt in fenstros, lumen auferte ruffentes.
Tunc veniunt schuorri cum springsteckisque ruffeutes:
Fangite vogelium, schlaxit iam Zehnius uhra,
Lauffentes illi schriebant: pereat Horuvieh!

Einen letzten Nachklang finden wir in dem von Schade erwähnten Poſtbüchel, das in Wien in den vierziger Jahren gedruckt wurde; hier heißt es: Sub tempore Nachti, quum Sterni leuchtunt ab Himmlo, ibamus gassatum: resonantibus undique Schellis blaserunt Trompetae Schlegelisque cabatscherunt Paukas. Altus Narrus Peruckam crapulam portans venit ad Nachbari domum et pulsabat glockam, ut statim aufsperrat Thoras. Venit Hausmeisterus dicens „qui Flegulus? qui impertinentus?“ „Fate mihi aufe!“ Sed loridus Lumpus schwerementes sermones führebat, donec Wächteri venerant cum Spiessibus atque Laternis et beidos conduxerunt ad Wachtam per schlafen in Pritscha.

Die Perlen der hochdeutſch-maccaroniſchen Dichtung ſind zwei umfangreiche Gedichte, deren jedes den Titel Rhapsodia führt; ſie wurden aller Wahrſcheinlichkeit nach im Beginn des 18. Jahrhunderts in Leipzig verfaßt. Das erſte, 376 Hexameter enthaltende Poem führt den Titel: Rhapsodia versu heroico macaronico ad Brautsuppam[46]) in nuptiis Butschkio-Denickianis praesentata a scholae Dresdensis Petri alumno. Der Verfaſſer iſt leider unbekannt; die Angabe im Titel beſagt nur, daß er ein Nachahmer des Petrus Dresdenſis iſt, der jene oben erwähnten aus lateiniſchen und deutſchen Verſen beſtehenden Kirchenlieder dichtete. Die erſte wie die zweite Rhapſodie beſchäftigen ſich mit dem Lobe

[46]) So hieß das Frühſtück, das an dem auf die Hochzeit folgenden Tage im Brauthauſe in Gegenwart der Neuvermählten eingenommen wurde; bisweilen wurde auch die Brautſuppe den Hochzeitsgäſten ins Haus geſchickt.

des Eheſtandes. Leider giebt es, ſo beginnt nach kurzer Einleitung das erſte Gedicht, andere, die den eheloſen Stand erwählen

Hangere ne semper Weibo zwingantur ab uno,
Haltere Gesindum multosque ernehrere Kindros,
Plagentes variis se Sorgis atque Beschwerdis.

So werfen ſie ſich denn leichtſinnigen Weibern an den Hals. Da geht es dem Gimpel übel; vor dem Richter muß er der Dirne, die ihn als Vater ihres Kindes ausgiebt, eine Abfindungsſumme zahlen.

Occupat hic Kummrus ganzum Sinnum atque Gemüthum,
Augos ut nequeant per ganzas schliessere Nachtas.

Er ergiebt ſich dem Spiel, die Manichäer plagen ihn, beim Bier ſucht er ſeine Sorgen zu vergeſſen. Er fällt Werbern in die Hände,

Tamque diu kitzlunt, douec versprecheret ipsis,
Se fore Soldatum et Kalbfello folgere velle.

Durch Liſt und Lügen, die ausführlich beſchrieben werden, gelingt es ihm, ſich zu befreien, aber er hat ſich ſo verſchlagen und ränkereich gezeigt, daß er wohl nicht am Galgen vorbeikommen wird. Und was iſt an alledem Schuld? Das Hageſtolzenleben. Darum, Jünglinge und Jungfrauen, gedenkt daran, in den Eheſtand zu treten

atque Ehpflanzlos zeugere feinos,
Qui vobis poterunt mancham quoque machere Lustam.

Auch „monsieur Butzſchke“ und die Jungfer Denicke ſind von dem Segen und den Freuden der Ehe überzeugt, die ſie jetzt eingehen. Ihnen wünſcht der Verfaſſer alles Glück,

Quod superest. Glasum magnum Weinoque gefülltum
Rhenano laeti in sponsique suaeque salutem
Brautae ausstechamus! De Tischo surgite, Pfeifri!
Blasite Trompetas et Kessli schlagite Paukas!

Ein Gegenſtück dazu bildet die Rhapsodia andra versu heroico-macaronico ad Brautsuppam in Hochzeita Stollio-Jungiana praesentata a scholae Petri Dresdensis alumno, vom Verfaſſer der erſten Rhapſodie, auf die Bezug genommen wird. Die Aufgabe, die er ſich in jener ſtellt iſt, die Freuden

der Ehe zu beſchreiben; er thut das in 853 Hexametern und erledigt ſich ſeiner Aufgabe ſo geſchickt, daß Langeweile oder Überdruß bei der Lektüre nicht aufkommt. Im Eingang wendet er ſich gegen die Hageſtolzen, gegen die, welche ihm Ketzerei vorwerfen, und ſchließlich gegen die Gelehrten, die ihm nicht verzeihen, daß er ein ſolch barbariſches Latein ſchreibe. Er beruft ſich auf das Vorbild des Petrus Dresdenſis, der „Spracharum Wörtra duarum in binos studuit Zeilorum einschliessere Reimos“. Er ſei noch einen Schritt weiter gegangen: „Nos binas Sprachas in Wortum einbringimus unum“. Gerade das habe ihm Anerkennung und Geld eingebracht. Nicht gerade geſchickt kommt er dann auf den Eheſtand: jeder müſſe zugeben: „freientes bessram sibi machere conditionem“, ſonſt würden ja Witwer und Witwen nicht zum zweiten Male heiraten. Seine „Muse“ ſei verheiratet geweſen, und als Hauslehrer habe er ſich die Möglichkeit verſchafft, die Geliebte immer vor Augen zu bekommen. Nach dem Tod des Gatten habe er ihr ſeine Liebe erklärt, zugleich aber bemerkt, daß er arm wie eine Kirchenmaus ſei,

Donec forte mihi macaronica carmina Geldros
Huc zureichentes crebrius schreibendo gewinnam.

Die verſtändige Frau aber, wohl einſehend, daß ſolches Verdienſt zur Führung eines Haushaltes nicht ausreicht, rät dem Geliebten, die Hochſchule zu beziehen und dort in der Rechtswiſſenſchaft zu promovieren, ſie ſelbſt will ihm die Koſten vorſtrecken. Zugleich malt ſie ihm die Freuden der Ehe in den ſchönſten Farben aus, zuerſt „die ſchöne Zeit der jungen Liebe“, dann die Verlobung und die Hochzeit. Dieſer Teil, der in ausführlicher Breite über die Hochzeitsbräuche berichtet, iſt auch kulturhiſtoriſch hochintereſſant und, ſoviel ich ſehe, in dieſer Hinſicht litterariſch noch nicht ausgebeutet. Das Gedicht ſchließt wieder mit einem Glückwunſch an das in den Eheſtand tretende Paar:

Interea Ehstandum hoc vollum Segno atque Gelücko
Erwünscho, ut possit per multos daurere Jahros,
Et sic Beispielo könnatis erhärtere vestro
Vos ipsi, quod in Ehstando non sint nisi Freudae,
Idque scholae wünschit Petri Dresdensis alumnus.

In dieſelbe Kategorie gehört das bei J. Fr. Rottmann, Luſtiger Poete, 1718 S. 168 ff. vorhandene Hochzeitsgedicht, das in 82 Hexametern das Menſchenleben mit der Schiffahrt vergleicht:

in weito Meero (sic nennere Weltam
Possumus) et quonam Schiffo vitare periclum
Schreckibile et sicherum liceat contingere portum.

Dieſer Hafen iſt die Ehe, in die ein Chriſtophorus mit ſeiner Margaretha einläuft. Zum Schluß wünſcht der Dichter ihnen ſeinen Segen:

Rex ille omnipotens Himlum qui fecit et Erdam,
Ehstandum vestrum segnat, semperque behütat,
Absit ut a thalamo Unfriedus et Zankius isto,
Contraque in toto Freundschafftia floreat Hauso.
O utinam hunc Tagum videam, quo glaubo futurum,
Ut post Fürhangum lateat foecunda marita,
Sex ganzis Wochis et iuxta schlafeat infans
In kleinis Wiegis, Vatris Matrisque voluptas.[47])

Das 19. Jahrhundert zeigte ſich der deutſchen maccaroniſchen Poeſie am wenigſten günſtig, wenigſtens wurden keine größeren Verſuche in derſelben gemacht; aus den fünfziger Jahren iſt noch ein kleines maccaroniſches Gedicht bekannt, das ſich in einer ſehr entlegenen holländiſchen Quelle (Navorſcher VI. 330) findet. Es iſt betitelt „Lob des Seelebens" von Horatius Napier und ſcheint die Arbeit eines Horazkundigen Seemanns zu ſein, der zu unfreiwilliger Muße auf ſeiner Fregatte verdammt, die Annehmlichkeiten eines ſolchen Seemanns in gewandten Verſen ſchildert:

Beatus ille, qui procul Kronstadtio
Ut Franca gens et Anglica,
Fregattis Balticum mare exercet suis,
Soluta nulla canonne.

Am Schluß heißt es: Kommt dann der Winter mit Eis und Schnee, dann ſtellen ſich für den Seemann neue Freuden ein:

[47]) Dieſe Verſe werden auch zitiert im Recueil von allerhand Collectaneis und Hiſtorien 1. Hundert 1719 No. 4 mit den Worten: Als ich 1710 aus Flandern und Brabant zu Hauſe kam, fand ich in Weſtphalen im Wirtshauſe ein närriſches Hochzeitscarmen auf dem Tiſche liegen, wovon das Final alſo lautete: Rex ille etc. Es iſt auch abgedruckt Weim. Jahrb. 4 und Schade, Fercul. mac. S. 26.

Cum Suedicis edit procax virginibus
Kuackmaudulos et Vielliebchas,[48])
Luditque amanter iteratis osculis
Ludos amoenos piguorum.

Das ſcheint ſo ziemlich der Beſtand der deutſchen maccaroniſchen Litteratur zu ſein; möglich iſt es immerhin, daß noch das eine oder andere Stück handſchriftlich oder an entlegener Stelle veröffentlicht vorhanden iſt. Die niedere Komik machte ſie ſich dienſtbar. Dadurch unterſcheidet ſie ſich abgeſehen auch von der Form — klingen doch deutſche Wörter lateiniſch flektiert weit gröber als gleich behandelte romaniſche, ſtammverwandte Wörter — weſentlich von der italieniſchen maccaroniſchen Poeſie. Dieſe hat zum größten Teil einen aggreſſiven Charakter; ſie iſt eine kräftige Reaktion gegen den übertriebenen Humanismus, wie ähnlich die Epistolae obscurorum virorum eine ſolche gegen das Mönchslatein ſind. Sie übertreibt nicht, wie Schneegans ganz richtig urteilt, die dem humaniſtiſchen oder dem klaſſiſchen Latein anhaftenden Eigentümlichkeiten, um ſie durch eine ſolche Verzerrung zu verhöhnen; ſie verwandelt ſie vielmehr ins gerade Gegenteil, indem ſie alles Erhabene an ihr ins Gemeine herunterzieht; in ihrem Inhalt weiſt ſie auch meiſt burleske Parodieen oder Traveſtieen der klaſſiſchen Poeſie auf. Eine ſolche „burleske Verhöhnung des klaſſiſchen Prinzips“ liegt der deutſchen und, wie wir gleich hinzufügen wollen, auch der holländiſchen maccaroniſchen Poeſie völlig fern.

---

b) Sektion für Neuere Sprachen (NS).

In dieſer Sektion ſprachen am

21. Januar Herr Prof. Hauſchild über
„Herkunft und Geſchichte des en d'itentité“;

24. Februar und 24. März Herr Direktor Walter über
„Behandlung der neuſprachlichen Lektüre in den oberen Klaſſen“.

---

[48]) Das umſchreibt der holländiſche Überſetzer mit „eu drinkt puusch“!

2.

Abteilung für Soziale Wissenschaften (SzW).

a) Sektion für Jurisprudenz (J).

Dieser Sektion wurde in dem Zeitraume vom 1. Januar bis zum 30. April 1897 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr Dr. jur. Rob. Hirsch hier.

Es sprach am

18. Januar Herr Dr. Levi über
„Geschäftsfähigkeit und Willenserklärung nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch".

---

b) Sektion für Volkswirtschaft (V).

In dieser Sektion sprachen am

20. Januar Herr Dr. Hübner über
„Der Arbeiter und die Ärztewahl";

20. Januar Herr Direktor Koßmann über
„Zur Statistik des Frauenüberschusses in Deutschland";

3. Februar Herr M. A. Loeb über
„Die Frau im Handel und Gewerbe";

17. Februar Herr Dr. von Mangoldt über
„Der gegenwärtige Stand der Wohnungsfrage in Deutschland";

7. April Herr Stadtrat Dr. Flesch über
„Erfahrungen beim Arbeitsnachweis".

* * *

Die eingesandten Berichte lauten:

1. **Die freie Arztwahl bei den Krankenkassen.** Von Herrn Dr. Hübner.

Als das Krankenversicherungsgesetz Millionen deutscher Reichsangehöriger zwang, Krankenkassen beizutreten, legte es diesen Kassen die Verpflichtung auf, ihren Mitgliedern im Erkrankungsfalle ärztliche Hilfe, Heilmittel und ein Krankengeld zu gewähren. Die allermeisten Krankenkassen stellten ihren Mitgliedern bestimmte Ärzte zur Verfügung, nur wenige, die sogenannten freien Hilfskassen, überließen es den Mitgliedern, von dem erhaltenen Krankengelde die Kosten der ärztlichen Behandlung zu bestreiten. Der letztere Modus ist seit der Novelle zum Krankenversicherungsgesetz vom Jahre 1893 nicht mehr zulässig, und es sind jetzt alle Krankenkassen, welche den gesetzlichen Bestimmungen entsprechen wollen — also nicht rein privater Natur sind — gehalten, ihren Mitgliedern die ärztliche Hilfe in natura zu leisten. Die allermeisten Krankenkassen hatten, wie gesagt, gleich nach dem Inkrafttreten des Arbeiter-Krankenversicherungsgesetzes Ärzte angestellt, welche sie ihren Mitgliedern zur Verfügung stellten, meist in der Weise, daß jeder Arzt die in einem bestimmten geographisch abgegrenzten Bezirk wohnenden Mitglieder zu behandeln hatte. Um den Arzt intensiv für das Gedeihen der Kasse zu interessieren, erschien es vorteilhaft, ihm ein erhebliches Einkommen zuzuwenden; man schuf dementsprechend ziemlich ausgedehnte Bezirke, was freilich zur Folge hatte, daß der Arzt eine sehr erhebliche Anzahl von Kassenpatienten zu behandeln hatte, denn der Betrag, der ihm pro Jahr und Kopf gezahlt wurde, war stets ein recht niedriger.

Bei dem Übergang in die neuen Verhältnisse wurden nun sehr viele Arbeiter, und zwar waren dies vor allem diejenigen, welche eine geordnete Lebenshaltung führten, gezwungen, den Arzt, welchem sie bisher ihr Vertrauen geschenkt hatten, aufzugeben und sich beim Eintritt einer Erkrankung an einen ihnen unbekannten, vom Kassenvorstande bestimmten Arzt zu wenden. Jeder Zwang verstimmt den Menschen, und so kamen sehr viele der Kassenmitglieder dem Kassenarzte von vornherein mit Mißtrauen entgegen;

ſie hatten wohl das Gefühl, daß der Arzt es nicht nötig habe, ſie ebenſo höflich und gewiſſenhaft zu behandeln, wie ſeine Privatpatienten — ſie konnten ja nicht fortbleiben, ſie mußten wiederkommen; überdies war ihnen auch nicht unbekannt, welches Honorar der Arzt für ihre Behandlung bekam. So war bei vielen der Mitglieder eine Stimmung gegen den Kaſſenarzt vorhanden, noch ehe ſie ihn kannten; wenn dann noch in dem ſtarkgefüllten Wartezimmer die Patienten lange warten mußten und ſchließlich die Beratung durch den Arzt etwas kürzer ausfiel, als ſie gewünſcht hatten, ſo wuchs die Verſtimmung gegen den „Kaſſenarzt". Daß bei einem vielbegehrten Arzte die Privatpatienten auch lange warten und es ſich gefallen laſſen müſſen, wenn der Strom ihrer Klagen und Vermutungen durch ſachliche Fragen ſeitens des Arztes abgekürzt wird, das änderte die Auffaſſung der Kaſſenmitglieder nicht, denn mit Recht konnten ſie ſich ſagen, daß jene Patienten aus freien Stücken warteten und jederzeit das Recht hatten, zu einem anderen Arzte zu gehen.

Gewiß iſt es ſo manchem Kaſſenarzte gelungen, durch ſeine aufopfernde Thätigkeit viele der ihm anvertrauten Mitglieder mit den neuen Verhältniſſen auszuſöhnen, aber ſelbſt dann blieb noch ein Teil übrig, welcher es gar nicht verſuchte, ob der Kaſſenarzt ihn zu ſeiner Zufriedenheit behandeln würde, ſondern von vornherein auf eigene Koſten einen anderen Arzt konſultierte. Und manche Kaſſenärzte haben es nie gelernt, den Arbeiter zu verſtehen, ſich in ſeine Gedankenwelt hineinzuarbeiten; dann blieben ſie ihm fremd, trotz des beſten Willens ihrerſeits. Kurzum, die Klagen ſeitens der Kaſſenmitglieder über den Arztzwang verſtummten nicht und bildeten eine crux perpetua der Kaſſenvorſtände.

Auch die Kaſſenärzte fanden in ihrem Verhältniſſe manches zu wünſchen übrig; ſie empfanden ſchwer die Abhängigkeit von den Kaſſenvorſtänden, die ſich ſehr häufig aus Kreiſen rekrutieren, welche tief unter dem Bildungsniveau des Arztes ſtehen; die Sorge, ihre Stelle zu verlieren, zwang ſie zu mancher Nachgiebigkeit, die ihnen ſchwer werden mußte. Der Gedanke, daß ſeine Patienten ihn doch immer als den Kaſſenarzt anſehen, den ſie nehmen müſſen, mag manchem von ihnen die Freude an der Berufsthätigkeit geraubt haben.

*

Noch mehr Unzufriedenheit riefen die neuen Verhältniſſe bei den Ärzten hervor, denen keine Krankenkaſſe zu teil geworden war. Viele von ihnen mußten einen mehr oder minder erheblichen Teil ihrer Klientel und damit ihres Einkommens an die neugeſchaffenen Ärzte abtreten, ohne die Ausſicht, irgend einen ausgleichenden Zuwachs ihrer Klientel erhalten zu können. Am ſchwerſten wurden die neu in die Praxis tretenden Ärzte getroffen; ſie fanden gerade das Krankenmaterial, an dem der junge Arzt ſeine Befähigung erweiſen, an dem er in aufopfernder Arbeit zum erfahrenen Arzte ausreifen ſoll, in feſten Händen. Die Millionen Arbeiter, welche ſich ſonſt gern an einen jungen Arzt wandten, von dem ſie ſahen, daß er Zeit und den guten Willen hatte, ſich ihrer auf das ſorgſamſte anzunehmen, und der auch in der Honorarfrage ſich ihren Verhältniſſen anpaßte, die waren eben in den Händen der Kaſſenärzte. So war leider nur zu oft der junge Arzt trotz beſter Vorbildung und beſtem Willen zur Unthätigkeit verurteilt, was für den Arzt um ſo verhängnisvoller iſt, als alles theoretiſche Studium, dem er in ſeinen vielen freien Stunden ſich widmen könnte, die lebensvolle Thätigkeit am Krankenbette nicht erſetzen kann. Mit jedem Jahre wuchs die Anzahl der jungen Ärzte, welche unter dieſen Verhältniſſen litten, und welche ſchließlich durch die Not gezwungen wurden, ſich um Kaſſenarztſtellen zu bewerben. Dieſe Bewerbungen geſchahen je nach der Individualität des Bewerbers mit ſehr verſchiedenen Mitteln; aus der Wahlurne gingen nicht immer die Würdigſten hervor. Während alſo junge Ärzte in großer Anzahl vorhanden waren, bereit, für geringe Entlohnung die ihnen zugehenden Patienten auf das ſorgfältigſte zu behandeln, mußte der Kaſſenarzt alle Kräfte aufbieten, um die gewaltige Arbeitslaſt, welche auf ihm ruhte, zu bewältigen, und man darf ruhig ſagen, daß er bei ſtarkem Krankenſtande nicht imſtande war, ſeine zahlreichen Patienten ſo eingehend zu behandeln, wie er wohl wünſchte. Für jeden Staat iſt es von der größten Wichtigkeit, über ein gut geſchultes Ärztematerial zu verfügen; ſchon in gewöhnlichen Zeiten wird dadurch viel Unheil verhütet und ſehr viel hygieniſche Aufklärung in das Volk getragen, zu Zeiten von Epidemieen oder Kriegen kommen auch die ſonſt

wenig oder gar nicht beſchäftigten Ärzte zu reichlicher Verwendung, und es kann ſich dann ſchwer rächen, wenn verkehrte Einrichtungen einen großen Teil der Ärzte gezwungen hatten brach zu liegen.

Von Jahr zu Jahr wurde von ſeiten der Kaſſenmitglieder ſowohl wie von ſeiten der Ärzte das Verlangen lauter nach Einführung der freien Ärztewahl. Die Kaſſenmitglieder forderten dasſelbe Recht, das außer ihnen jeder Patient beſitzt, die Wiederherſtellung ihrer Geſundheit, die meiſt ihr ganzer Beſitz iſt, dem Arzte zu übertragen, zu dem ſie Vertrauen haben, und die Ärzte forderten freien Zutritt auch zu dem Krankenbette der Kaſſenpatienten.

Trotzdem wollten und konnten ſich die Vorſtände der Krankenkaſſen nicht ſo leicht zu einem Verſuche mit der freien Arztwahl entſchließen. Vor allem waren es die Aufſichtsbehörden, welche aus finanziellen Gründen glaubten, ihre Zuſtimmung hierzu nicht geben zu dürfen. In den beteiligten Kreiſen herrſchte die Anſicht, daß die Einführung der freien Arztwahl eine ſolche Steigerung der Ausgaben zur Folge haben würde, daß die Kaſſen dadurch ruiniert würden. Im Einzelnen führte man aus: die Ausgaben für Arznei und Heilmittel würden ſteigen, da die in der Kaſſenpraxis nicht geſchulten Ärzte die Sparſamkeit im Rezeptieren nicht üben würden, welche dem angeſtellten Kaſſenarzte zur Pflicht gemacht und zur Gewohnheit geworden iſt, die Ausgaben an Krankengeld würden ſteigen, da die Ärzte, welche ſtets nur Privatpraxis getrieben, in der Beurteilung der Erwerbsfähigkeit und -unfähigkeit nicht genügend geübt, den Kaſſenmitgliedern gegenüber zu viel Nachſicht üben würden, da ſie ſich leichter durch Simulanten täuſchen laſſen würden — zudem würden gerade diejenigen Ärzte, welche in dieſer Frage eine milde Praxis übten, von den Kaſſenmitgliedern bevorzugt werden —, die Ausgaben an Ärztehonorar würden wachſen, da die Ärzte in ihrem lockeren Verhältniſſe zur Kaſſe gewiß nicht mit der Honorierung zufrieden ſein würden, welche der feſt angeſtellte Arzt erhält, endlich würde die Verwaltung außerordentlich kompliziert werden und die notwendige Vermehrung des Perſonals der Kaſſe würde wiederum erhebliche Mehrausgaben verurſachen. — Nicht unerwähnt darf bleiben, daß natürlich viele

Kassenvorstände es angenehmer und bequemer fanden, mit angestellten Ärzten, ihren Arbeitnehmern, zu rechnen, als mit Ärzten, die ihnen par pari gegenüberstehen.

Wie sollten die Ärzte das Gegenteil beweisen? Doch nur durch einen Versuch, aber gerade dazu kam es ja nicht, da die Behörden einen über mehrere Jahre zu erstreckenden Versuch nicht wagten. Es konnte erst zu einem Versuche kommen, nachdem sich die Ärzte organisiert hatten, nachdem sie zu Verbänden zusammengetreten waren, welche den Vorständen die nötigen Garantieen geben konnten. Die Mitglieder dieser Verbände verpflichteten sich, in jeder Beziehung das Interesse der Kasse zu wahren, soweit dies ohne Nachteil für die erkrankten Mitglieder möglich, sie verpflichteten sich zu möglichster Sparsamkeit im Rezeptieren, zu sorgfältiger Prüfung der Frage der Erwerbsunfähigkeit, sie schufen sich selbst in ihrer Organisation eine Behörde, der gegenüber sie verantwortlich waren und welche das Recht hatte, einen Arzt, der das Interesse der Kasse schädigte, auszuschließen. Mit einem solchen Verbande konnten die Kassenvorstände einen Vertrag schließen, der auch für die Aufsichtsbehörden annehmbar war.

So hat in einer Anzahl größerer Städte die freie Arztwahl Eingang gefunden, und schon jetzt kann man sagen, daß sowohl eine finanzielle Gefahr für die Kassen daraus nicht erwächst als auch daß der Verkehr zwischen Arzt und Patient zur gegenseitigen Zufriedenheit sich gestaltet. Wie sich der geschäftliche Verkehr zwischen Kassenvorstand, Arzt und Kassenmitglied gestalten läßt, ohne daß die Verwaltungsarbeit der Kasse erheblich erhöht wird, wird eine Darlegung der Verhältnisse ergeben, wie sie sich hier in Frankfurt a. M. ausgestaltet haben und zwar ausgestaltet unter gemeinsamen Beratungen zwischen dem Vorstande des Ärzteverbandes und den Vorständen der Krankenkassen.

Der Ärzteverband für Krankenkassen mit freier Arztwahl zu Frankfurt a. M. besteht zur Zeit aus etwas über 150 Ärzten, von denen ungefähr ein Drittel Spezialärzte sind. Dieser Verband verhandelt durch seinen Vorstand mit den Vorständen der Krankenkassen; eventuelle Beschwerden gehen diesen Weg, und nur für den Fall, daß der Meinungsaustausch in diesen Instanzen

nicht zum Ziele geführt haben ſollte, wird eine beſondere Beſchwerdekommiſſion, wiederum aus Ärzten und Kaſſenmitgliedern beſtehend, gewählt, ein Fall, der in den drei Jahren ſeit Beginn der Thätigkeit des Ärzteverbandes noch nicht eingetreten iſt.

Betrachten wir zunächſt den Modus, wie er bei der Allgemeinen Frankfurter Ortskrankenkaſſe mit über 30,000 Mitgliedern eingeführt iſt.

Das erkrankte Kaſſenmitglied begiebt ſich zum Arzt oder, wenn es bettlägerig iſt, beſtellt es ihn mit der einfachen Mitteilung der Zugehörigkeit zur Ortskrankenkaſſe. Der Arzt übernimmt die Behandlung und ſchickt noch an demſelben Tage eine Anmeldung an das Bureau der Kaſſe. Zu dieſem Zweck hat er von dieſem einen Block erhalten, deſſen Blätter durchlocht ſind; die eine Hälfte iſt für Notizen des Arztes beſtimmt, die andere für die Mitteilungen an den Kaſſenvorſtand. Sofort nach Eingang der Mitteilung wird auf der ſtatiſtiſchen Abteilung des Kaſſenbureaus die Mitgliedſchaft des gemeldeten Patienten feſtgeſtellt; kann dies nicht mit Sicherheit geſchehen, ſo wird ſofort der Arzt benachrichtigt, der ſeinen Patienten zu weiterer Auskunft an das Bureau veranlaßt. Mißbräuchliche Inanſpruchnahme der Krankenkaſſe wird in jedem einzelnen Falle ſtrafrechtlich verfolgt; hiervon ſind die Mitglieder in Kenntnis geſetzt, da eine darauf bezügliche Bemerkung dem Ärzteverzeichnis, das jedes Mitglied erhält, beigedruckt iſt.

Das Kaſſenmitglied hat alſo im Falle der Erkrankung keinerlei Formalitäten zu erfüllen, es hat keinen Gang nach dem Kaſſenbureau nötig, es braucht dem Arzte keinerlei Legitimation vorzulegen, im Falle der Bettlägerigkeit bringt ihm der Kontroleur den Krankenſchein, auf den es ſein Krankengeld ausbezahlt erhält, in die Wohnung. Die Kupons des Blocks behält der Arzt zum Zwecke der Verrechnung zurück. Dieſe geſchieht in der Weiſe, daß die Kaſſe vierteljährlich den vertragsmäßigen Satz an den Kaſſierer des Verbands bezw. die hierzu beſtimmte Bank abführt. Die zur Verfügung ſtehende Summe wird durch die Anzahl ſämtlicher, im Quartal vorgekommener Erkrankungen dividiert, und jeder Arzt erhält ſeinen Anteil nach Maßgabe der von ihm behandelten

Erkrankungsfälle. Bei der Verteilung des Honorars hat die Bezahlung der Ärzte nach der Anzahl der von ihnen behandelten Erkrankungen, nicht nach der Anzahl der Einzelleiſtungen, verſchiedene Vorteile. Zunächſt vereinfacht ſie die Abrechnung ſehr weſentlich, ferner geſtattet ſie es dem Arzt, in Erkrankungsfällen, die ein beſonderes Intereſſe für ihn haben, den Kranken nach Belieben zu beſuchen, ohne daß er in den Verdacht kommen kann, ſich durch dieſe häufigen Beſuche einen Vermögensvorteil zuwenden zu wollen. Sollte ein Arzt einen Patienten zu ſelten beſuchen, ſo ſteht es dem letzteren frei, bei der nächſten Erkrankung ſich an einen anderen Arzt zu wenden; glaubt der Patient ſich vernachläſſigt, nicht gewiſſenhaft behandelt, ſo kann er mit Einwilligung des Kaſſenvorſtandes auch im Verlaufe einer und derſelben Erkrankung den Arzt wechſeln.

Bei den anderen Krankenkaſſen: den zentraliſierten Hilfskaſſen, einigen Betriebskrankenkaſſen, der Krankenkaſſe des Kaufmänniſchen Vereins und einer größeren Zahl von Kaſſen, die zu einer Gruppe, dem „Medizinal-Verein“ ſich zuſammengeſchloſſen haben, und die im weſentlichen einen gleichen Vertrag wie die Ortskrankenkaſſe abgeſchloſſen haben, müſſen die Mitglieder bei der Konſultation dem Arzte als Legitimation einen Zuweiſungsſchein vorlegen, welchen ihnen der Kaſſenvorſtand oder der Schriftführer des Medizinalvereins ausgeſtellt hat; auch dieſer Schein gilt für den Arzt als Beleg für die Verrechnung. So hat namentlich bei dem Modus der Ortskrankenkaſſe das Mitglied im Falle der Erkrankung keinerlei Formalitäten zu erfüllen; wie irgend ein Privatmann begiebt es ſich zum Arzt und braucht dieſem nur mitzuteilen, daß es der Ortskrankenkaſſe angehöre, um ſofort in Behandlung genommen zu werden. Die Summe an Zeit, welche auf dieſe Weiſe den 30000 Mitgliedern im Jahre geſpart wird, iſt eine ſehr beträchtliche.

Die Einführung der freien Arztwahl bedeutet für den Arbeiter eine Hebung des Niveaus ſeiner Lebenshaltung: es iſt ihm dadurch ein Recht gegeben, welches ihn aus ſeiner früheren Sonderſtellung heraushebt und mit den übrigen Geſellſchaftsklaſſen gleichſtellt. Wenn man bedenkt, daß das Kapital des Arbeiters in ſeiner Arbeits-

kraft besteht, und diese völlig von seinem Gesundheitszustand abhängt, so kann man ermessen, was es für den Arbeiter bedeutet, die freie Verfügung über die Behandlung, in die er sich begeben will, zu haben. Der Ärzteverband besteht nur aus approbierten Ärzten und schließt nur mit solchen Kassen Verträge, welche die Behandlung ihrer Mitglieder ausschließlich approbierten Ärzten übertragen. Damit aber nach keiner Seite eine Terrorisierung der Kassenmitglieder stattfinde, ist es diesen gestattet, auch Homöopathen und Naturärzte zu konsultieren, vorausgesetzt, daß sie die ärztliche Approbation besitzen; diese Ärzte werden dann von der Kasse in gleicher Höhe honoriert wie die Ärzte des Verbandes.

Prinzipiell suchen die Ärzte des Verbandes den gesamten Geschäftsgang so zu gestalten, daß der Arzt, zu dem ein Kassenmitglied hereintritt, die Überzeugung haben kann, daß dieses aus völlig freien Stücken, völlig unbeeinflußt —, zu ihnen kommt.

Dieses Verhältnis bietet die beste Grundlage für einen gedeihlichen Verkehr zwischen Arzt und Kassenmitglied.

* * *

2. **Zur Statistik des Frauenüberschusses in Deutschland.** Von Herrn Direktor Koßmann.

In dem in den vorjährigen Veröffentlichungen des Deutschen Hochstiftes erschienenen Aufsatze „Zur Frauenfrage von M. A. Loeb", der auch als Sonderabdruck erschienen ist, wurde neben manchen interessanten Ausführungen auch die Anregung zur statistischen Untersuchung einiger bisher noch wenig geklärter Fragen gegeben; dieses Verdienst soll anerkannt werden, obschon die von Herrn Loeb gleichzeitig erfolgte Beantwortung dieser Fragen einer eingehenden Kritik kaum standhalten dürfte.

Es handelt sich darum zu untersuchen, ob und wieweit die vorhandene Ehelosigkeit durch die Bevölkerungsstruktur bedingt ist, und auf welche Ursachen die große Anzahl der Witwen im Deutschen Reiche zurückzuführen ist. Erstaunlich ist es, daß in einer Zeit, in der sowohl die Frauenfrage als auch der Schutz der menschlichen Gesundheit einen so hervorragenden Platz auf unserer

politiſchen und kulturellen Tagesordnung einnehmen, die Statiſtik ſich über dieſe Fragen nahezu ausgeſchwiegen hat. Zu dem, was ſie zu ſagen hätte, mögen die folgenden Ausführungen einen kleinen Beitrag liefern.

Die Statiſtik lehrt, daß in allen europäiſchen Staaten, mit Ausnahme von Italien und einem Teile der Balkanſtaaten, die weibliche Bevölkerung in der Mehrzahl iſt, und dieſes, obſchon mehr Knaben als Mädchen geboren werden.

In Deutſchland ſind im Jahre 1893 992466 Knaben
und 935798 Mädchen
zur Welt gekommen, was einen Überſchuß von 56668 Knaben ergiebt, oder 6,1 %.

Die Sterblichkeit iſt im erſten Jahre eine ſehr ſtarke — ſie beträgt ca. 23 % der Geburten — und iſt für die Knaben eine größere als für die Mädchen. Nach der Volkszählung von 1890 haben das erſte Jahr vollendet 662126 Knaben
und 648999 Mädchen;
hier beträgt der Überſchuß nur noch 13127 Knaben,
und er ſchmilzt in den folgenden Jahren raſch zuſammen. Bei den Siebzehnjährigen iſt ſchon das weibliche Geſchlecht in der Majorität und dieſe ſteigt von Jahr zu Jahr. Von den Perſonen, die über 70 Jahre zählen, ſind weiblichen Geſchlechts 757081,
männlichen „ 619192,
was einen weiblichen Überſchuß von 137889,
oder 22¼ % ergiebt.

Der weibliche Überſchuß der Perſonen, die im 20.—40. Jahre ſtehen, betrug 223565, und der weibliche Geſamtüberſchuß bei der ganzen Bevölkerung 966806.

Nach den Sterblichkeitstabellen der Stadt Berlin hat von den lebend geborenen Kindern
jedes Mädchen eine durchſchnittliche Lebenschance von 34,97 Jahren
jeder Knabe nur „ „ „ „ 30,14 „

Von denjenigen, die das 5. Lebensjahr glücklich vollenden, hat jedes Mädchen die Ausſicht durchſchnittlich noch 52,75 Jahre zu leben, jeder Knabe nur noch 47,98 „

Bei den Zwanzigjährigen stellen sich die Zahlen	auf	42,52
	und	37,35
„ „ Vierzigjährigen	auf	28,36
	und	23,40
„ „ Sechzigjährigen	auf	14,65
	und	12,13
„ „ Achtzigjährigen	auf	5,02
	und	4,28
„ „ Fünfundachtzigjährigen	auf	3,68
	und	3,38
„ „ Neunzigjährigen	auf	2,84
	und	2,85.

Aus diesen Ziffern ist ersichtlich, daß bei dem männlichen Geschlechte der Geburtsüberschuß mehr als ausgeglichen wird durch eine größere Sterblichkeit. Daß diese größere Sterblichkeit blos auf Gründe physiologischer Natur zurückgeführt werden muß, läßt sich mit Bestimmtheit jedoch nur für die Jugendjahre behaupten, also nur so lange die Kinder beiderlei Geschlechts unter den gleichen Bedingungen aufwachsen. Der Antritt eines Berufs bringt Ungleichheit in die Lebensbedingungen, und um die relativ immer größer werdende Sterblichkeit des männlichen Geschlechts zu erklären, müßte man von den vielen Unbekannten (physiologische Lebenszähigkeit der Erwachsenen, Untergrabung der Gesundheit durch die Berufe, durch Trunksucht, Unglücksfälle ꝛc.) wenigstens einige in höherem Grade kennen lernen, als solches an der Hand der heutigen Statistik möglich ist.

Auch über das so wichtige Verheiratungsalter der Geschlechter wissen wir, trotzdem die statistischen Ämter das ganze Material hierüber in Händen haben, nur wenig. Das Reichsgesetz vom 6. Februar 1875 hatte die Ehemündigkeit bei dem weiblichen Geschlechte als „mit dem vollendeten 16. Jahre beginnend" fixiert, und bei dem männlichen „mit dem vollendeten 20. Jahre", und die Statistik hatte lange Zeit für beide Geschlechter das heiratsfähige Alter kurzer Hand auf 15 Jahre festgesetzt. Daß sich aus den hierbei gewonnenen Zahlen wenig ableiten läßt, ist selbstverständlich. Die Statistik des Deutschen Reiches hat neuerdings die Alters-

klaſſen einzeln bis zum vollendeten 21. Jahre verfolgt, dann faßt ſie 4 Jahrgänge — alſo 21.—25. Jahr — zuſammen, und von da ab immer 5 Jahrgänge, alſo 25.—30., 30.—35. ꝛc.

Nun wiſſen wir, daß die körperliche Reife des Mannes mehrere Jahre länger auf ſich warten läßt als diejenige des Weibes und daß parallel hiermit von jeher auch andere Gründe dem Manne die Heirat erſt ſpäter geſtattet haben. Dieſes wird wiederholt in den Veröffentlichungen der Reichsſtatiſtik im begleitenden Texte betont, aber wie groß der Altersunterſchied iſt, darüber können wir uns nicht informieren, wenn nicht für jede Altersklaſſe auch über das 21. Jahr hinaus genaue Angaben vorliegen. Es ſei geſtattet an dieſer Stelle die Bitte auszuſprechen, daß bei der Bearbeitung der Volkszählung von 1895 dieſe Ergänzung ſtattfinde.

Nach der Reichsſtatiſtik waren verheiratet im Deutſchen Reiche:

	Männer	Frauen
Unter 20 Jahren	1080	32077
Im 20.—21. Jahre ſtehend	2697	45056
„ 21.—25. „ „	163412	512558

In Berlin hatten im Jahre 1890 1131 Frauen unter 20 Jahren geheiratet und nur ein Mann.

Für den Altersunterſchied der Ehepaare ſind wir ganz auf Spezialunterſuchungen angewieſen.

Bücher hat in ſeiner Statiſtik des Kantons Baſel (Stadt) eine intereſſante Altersſtatiſtik der Verheirateten veröffentlicht. Durch Bearbeitung der betreffenden Tabelle gelangt man zu dem Reſultate, daß unter 10884 Ehen in 7535 Fällen der Mann älter war, und zwar durchſchnittlich mit $6^1/_4$ Jahren, in 2580 Fällen die Frau, und zwar durchſchnittlich mit $4^1/_3$ Jahren, und daß in 769 Fällen beide im gleichen Lebensjahre ſtanden; ſomit war für alle 10884 Ehen der Mann durchſchnittlich um $3^1/_3$ Jahr älter.

Bleicher hat eine gleiche Tabelle für Frankfurt a. M. veröffentlicht. Aus ihr ergiebt ſich, daß bei den vorhandenen 22800 Ehen der Mann durchſchnittlich $3^2/_3$ Jahre älter war.

Herr Dr. Ph. Stein teilt mir aus ſeinen bis jetzt noch nicht veröffentlichten Unterſuchungen der ſozialen Verhältniſſe von Höchſt

und Umgegend mit, es habe sich herausgestellt, daß bei 86 Bauernehen, die sich auf 20 Orte und für 3 Jahre verteilten, der Mann durchschnittlich 3,36 Jahre älter gewesen sei, und bei 198 Arbeiterehen 2,27 Jahre.

Nach Mayr ist in Bayern der Mann durchschnittlich ca. 3,1 Jahre und in der bayrischen Pfalz ca. 2,85 Jahre älter.

Angenommen, diese Altersunterschiede seien im großen und ganzen für die verschiedenen Bevölkerungsklassen typisch, so dürfte in Deutschland der mittlere Altersunterschied in der Ehe ungefähr 3 Jahre betragen.

Um nun zu ermitteln, wie Viele beiderlei Geschlechts — nach Ausscheidung der schon Verheirateten — für die Ehe noch in Betracht kommen könnten, muß man bei der Vergleichung der Altersklassen der beiden Geschlechter diesen durchschnittlichen Altersunterschied von 3 Jahren berücksichtigen. Thut man dieses nicht, so verfällt man in den Fehler des anfangs erwähnten Aufsatzes, in welchem für das heiratsfähige Alter ein Überschuß an ledigen Männern in einer Anzahl von 641483 herausgerechnet wurde, obgleich die absolute Zahl der weiblichen Bevölkerung diejenige der männlichen in der in Betracht gezogenen Periode um 223565 übersteigt.

Man kann eben nur kommensurable Größen miteinander vergleichen. Das männliche Geschlecht um das 20. Lebensjahr herum kommt in keinem Stande für die Ehe in Betracht; aus den Ledigen dieser Klassen kann also auch kein Schluß auf die Heiratsfähigen gezogen werden.

Wie sich das Resultat bei Berücksichtigung des Altersunterschiedes ändert, möge aus folgenden zwei Tabellen ersehen werden.

	Ledige		Verheiratete	
	männlich	weiblich	männlich	weiblich
20.—25. Jahr	1937654	1588682	166109	557614
25.—30. „	933207	692928	900646	1186398
30.—35. „	387462	332794	1256211	1338572
35.—40. „	196499	198935	1206850	1202742
	3454822	2813339	3529816	4285326
	2813339			
also	641483	männliche Ledige mehr,		

dagegen bei einem Altersunterschiede von 5 Jahren:

Ledige

männlich		weiblich	
25.—30. Jahr	933 207	20.—25. Jahr	1 588 682
30.—35. „	387 462	25.—30. „	692 928
35.—40. „	196 499	30.—35. „	332 794
40.—45. „	133 822	35.—40. „	198 935
	1 650 990		2 813 339
			1 650 990
		also weibliche Ledige mehr	1 162 349

Der gewaltige Unterschied der Resultate dieser beiden Tabellen beläuft sich auf nicht weniger als 1 803 832 und entspricht dem Unterschiede der zahlreichen, für die Ehe nur wenig in Betracht kommenden Klassen von ledigen Männern im Alter von 20—25 Jahren, in Höhe von 1 937 654

und den durch Verheiratung und durch Tod stark gelichteten Klassen von unverheirateten Männern im Alter von 40—45 Jahren, in Höhe von 133 822

Unterschied 1 803 832

Nun ist hier, weil keine anderen Zahlen zur Verfügung standen, ein Altersunterschied von 5 Jahren angenommen worden. Beträgt dieser nur 3 Jahre, so reduziert sich die obige Zahl des Überschusses der Unverheirateten weiblichen Geschlechts über diejenigen männlichen Geschlechts in Höhe von 1 162 349 um mehr als die Hälfte, und noch zwei andere Reduktionen müssen stattfinden, weil der Mann auch über die in Betracht gezogenen Jahre hinaus in höherem Grade als die Frau Ehekandidat bleibt, und ferner deswegen, weil verwitwete Männer weit öfter als verwitwete Frauen (das Verhältnis war laut Volkszählung von 1885: 13,9 zu 8,5) zu einer zweiten Ehe schreiten.

Wie groß ist nun der verbleibende Überschuß? Ich scheue mich an dieser Stelle hierfür Zahlen zu geben, die ja nur vage Taxationen sein könnten; nur soviel darf gesagt sein, daß die Zahl von 223 565 (Majorität des weiblichen Geschlechts über das männliche in den Altersklassen von 20—40 Jahren) jedenfalls sehr

beträchtlich hinter der Zahl derjenigen zurückbleibt, die infolge der geschilderten Bevölkerungsstruktur und des Altersunterschiedes bei der Eheschließung auf eine Heirat nicht rechnen können, und es darf weiter daran erinnert werden, daß bei den unteren Klassen, die den Haupt-Prozentsatz der Bevölkerung bilden, die Ehelosigkeit seltener ist als bei den mittleren und höheren, daß also in das Rayon der beiden letzteren Klassen der größere Teil der zu ermittelnden Zahl fallen würde.

Auch um die große Anzahl der in Deutschland lebenden Witwen zu erklären — der zitierte Aufsatz weiß hierfür nur die männlichen Berufe verantwortlich zu machen, welche Leben und Gesundheit zerstörende sein müßten —, darf der Altersunterschied bei der Verheiratung nicht außer Acht gelassen werden.

Nach der Statistik des Deutschen Reiches gab es 1895:

2157870 verwitwete Frauen
und 774967 „ Männer
somit erstere mehr 1382903.

Will man nun, obschon die nötigen Detailangaben für die Verheirateten fehlen, annähernd herausrechnen, welcher Teil der Zahl von 1382903 sich durch den genannten Altersunterschied erklärt, so könnte man die in Betracht kommenden Altersklassen der Gesamtbevölkerung untersuchen und das Resultat auf die bekannten Gesamtzahlen der Verheirateten anwenden. Aber hier begegnet man sofort einer neuen Schwierigkeit. Denn vergleicht man die Jahrgänge der weiblichen Bevölkerung vom heiratsfähigen Alter ab mit den um 3 Jahre älteren Jahrgängen der männlichen Bevölkerung, so werden in dem gewonnenen Resultate nicht nur die Konsequenzen des Altersunterschiedes liegen, sondern es würde in ihm auch die auf verschiedene Gründe zurückzuführende größere Sterblichkeit des männlichen Geschlechts enthalten sein. Man müßte also einen Weg suchen, auf welchem man alles, was diese größere männliche Sterblichkeit bedingt, ausscheiden kann, und dieser Weg ist meiner Ansicht nach gefunden, wenn man die weiblichen Jahrgänge nicht mit den 3 Jahre älteren männlichen Jahrgängen, sondern mit den 3 Jahre älteren weiblichen Jahrgängen vergleicht.

Aber auch hier ist eine Reserve zu machen; denn begeht man schon eine Ungenauigkeit, indem man unberücksichtigt läßt, daß bei beiden Geschlechtern die Sterblichkeit der Unverheirateten größer ist als diejenige der Verheirateten (weil die Ehelosigkeit anormal ist, aber auch weil Kränkliche und Kranke weniger leicht heiraten), so tritt als weiterer störender Faktor die Thatsache hinzu, daß das Kindbett die Sterblichkeit der verheirateten Frau verstärkt. Wenigstens von dem ersten Kindbette läßt sich dieses behaupten, denn von je 1000 weiblichen Geschlechts starben — nach der Reichsstatistik — im Alter von 20—25 Jahren von Ledigen 8,32, von Verheirateten 9,92, während vom 25. Jahre ab die relative Sterblichkeit der Ledigen eine größere ist und sich fortwährend steigert.

Wir können diese das Endresultat nur wenig beeinflussenden Faktoren hier nicht weiter verfolgen und müssen uns an die Hauptzahlen halten.

Wenn wir uns fragen, wie viele Menschen in einem Lande, dessen Bevölkerungszahl in allen seinen Altersklassen unvariabel d. h. stationär wäre, von einem beliebigen Lebensalter ab in einem Jahre sterben müssen, so liegt die Antwort sehr nahe; sie lautet: genau soviel als in der untersten in Betracht kommenden Klasse vorhanden sind. Gäbe es z. B. in einem solchen Lande eine Million Personen im Alter von 15 Jahren, so müßten im Laufe eines Jahres, von diesen sowie von allen späteren Altersklassen zusammengenommen, eine Million sterben. Beweis: Von den jetzt 14 jährigen rückt in einem Jahre eine neue Million heran, und da die Bevölkerungszahl konstant bleiben soll, so muß wieder genau eine Million durch Tod abgegangen sein.

Nun ist zwar in Deutschland die Bevölkerung keine konstante sondern eine rasch wachsende, aber dieses Wachstum ist ein im großen und ganzen recht regelmäßiges und erstreckt sich ziemlich gleichmäßig auf alle Jahresklassen: es beträgt durchschnittlich ca. 1% pro Jahr. Ich schlage deshalb, um zur gewünschten Feststellung zu gelangen, den folgenden Weg vor, ohne befürchten zu müssen, daß das Resultat allzu ungenau wird.

Nach der Volkszählung von 1890 betrug die weibliche Bevölkerung:

im 20. Jahre	stehend		457253
„ 21. „	„		440214
„ 22. „	„		421504
	Zuſammen		1318971

und die geſamte weibliche Bevölkerung vom 20. Jahre ab aufwärts 14157692. Vergleicht man nun dieſe Bevölkerung mit den um 3 Jahre älteren Altersklaſſen oder fragt man ſich, wie viele von dieſen 14157692 innerhalb dreier Jahre ſterben werden, ſo kann man folgende Berechnung aufſtellen, bei welcher abſichtlich einige kleinere Faktoren außer Acht gelaſſen werden ſollen:

Die Zahl von		14157692
repräſentierend die weiblichen Altersklaſſen vom 20. Jahre ab aufwärts, wird in 3 Jahren um 3 % =		424730
gewachſen ſein, alſo betragen:		14582422
Hierin enthalten wären aber die 3 neu hinzugekommenen Jahrgänge, die jetzt nicht, wie oben, 1318971 ſtark wären, ſondern + 3 % =	39569	1358540
Zieht man dieſe ab, ſo ergiebt ſich, daß von der urſprünglich vorhandenen Zahl von		14157692
nur noch am Leben ſind		13223882
Der Reſt von		933810

Perſonen oder 6,59 % der urſprünglichen Zahl iſt in dieſen drei Jahren geſtorben.

Betrachten wir die 3 nächſten Jahrgänge[1]) unter etwas abgekürztem Verfahren, ſo muß es heißen:

im 23. Jahre	ſtehend	410156	Perſonen
„ 24. „	„	426521	„
„ 25. „	„	397195	„
		1233872	
	+ 3 %	37016	
		1270888	

Da die weibliche Bevölkerung von 23 Jahren aufwärts aus 12838721 Perſonen beſteht, ſo ſind hiervon 3 % mit 385161

[1]) Es ſind hier, nur der Kürze halber, immer 3 Jahrgänge zuſammengenommen worden; das Reſultat würde genauer ſein, wenn man jeden einzelnen Jahrgang mit dem 3 Jahre älteren vergleichen wollte.

an der obigen Zahl zu kürzen. Die Differenz 885 727 bilden die Gestorbenen, in einem Prozentsatz von 6,9.

Bei den Jahrgängen 26, 27, 28 ergiebt sich für die nächsten 3 Jahre ein Prozentsatz von 7,35 %,

bei den Jahrgängen 29, 30, 31, ein solcher von 7,64 %,
" " " 32, 33, 34, " " " 7,95 %,
" " " 35, 36, 37, " " " 8,11 %.

Eine Probe für die ungefähre Richtigkeit des ganzen Verfahrens kann man sich dadurch verschaffen, daß man an seiner Hand sich die Gesamtsterblichkeit im Deutschen Reiche zu rekonstruieren sucht.

Laut Volkszählung von 1890 gab es in Deutschland Kinder im Alter von 1—2 Jahren 1 282 098
Im nächsten Jahre würde diese Altersklasse 1 % mehr betragen 12 820
also 1 294 918
Die Gesamtbevölkerung von 1890 war 49 428 470
und minus der Kinder unter einem Jahr 1 428 687
47 999 783
Hiervon 1 % Zuwachs der Bevölkerung 479 997
es müßten also von der Bevölkerung von 1 Jahr ab aufwärts sterben 814 921
Um nun die Gesamtsterblichkeit zu ermitteln, muß man hier die Todesfälle der Kinder hinzuziehen, die im ersten Jahre sterben; es sind dieses ca. 23 % auf die Geburten, die im Jahre 1890 1 820 264 betrugen, was ergiebt: 418 660
Gesamtsterblichkeit für 1891 also 1 233 581
In Wirklichkeit hat die Sterblichkeit von 1891 1 227 409 betragen.

Wenn nun auch gegen die Methode selbst nicht viel einzuwenden sein wird, natürlich immer nur unter der Voraussetzung eines gleichmäßigen Wachstums aller Jahrgänge, um so diskutabler ist die Anwendbarkeit für unsern Zweck. Denn die Struktur unserer Gesamtbevölkerung vom 20. Jahre ab aufwärts (von Jahr zu Jahr abnehmend) ist durchaus nicht identisch mit derjenigen der Ver-

heirateten, da in den Stand der letzteren immer Neue mit späterem Lebensalter eintreten. Erst vom 39. Jahre ab, dem mittleren Lebensalter der verheirateten Frauen, werden die Strukturen einander ähnlich. Es ist daher selbstverständlich, daß hier nicht der zuerst ermittelte Prozentsatz der 20jährigen in Anrechnung gebracht werden darf; aber auch derjenige der 26jährigen (mittleres Heiratsalter der Frau) dürfte ein zu niedriger sein, und ich vermute, daß derjenige der 30jährigen der Wahrheit am nächsten kommen wird. Unter diesen Umständen muß man aber darauf verzichten, auf diesem Wege ein genaues Resultat zu erhalten, und sich darauf beschränken zu konstatieren, daß dieses zwischen 7 % und 8 % liegen muß.

Noch ein anderes Verfahren habe ich eingeschlagen. In der hier folgenden Tabelle stehen in der Mitte die aus Bleichers Statistik entnommenen Zahlen der in Frankfurt lebenden verheirateten Frauen, nach Altersklassen geordnet. Die Zahlen, die links daneben stehen, sind den Veröffentlichungen des Berliner statistischen Amtes entnommen und geben die wahrscheinliche Lebensdauer für jede Altersklasse der weiblichen Berliner Bevölkerung wieder. Daneben links steht das Produkt aus dieser Zahl und der Personenzahl jeder Altersklasse. Rechts von der Mitte stehen gleichfalls die Ziffern für die wahrscheinliche Lebensdauer der weiblichen Bevölkerung, aber für 3 Jahr ältere Altersklassen, also steht beispielsweise links von den 20jährigen die wahrscheinliche Lebensdauer der 20jährigen und rechts diejenige der 23jährigen; weiter links und rechts steht das Produkt aus diesen Zahlen und der Personenzahl der 20jährigen.

Zählung von 1885 Frankfurt.

Verheiratete Frauen.

	Produkt	Durchschnittliche Lebensdauer	Verheiratete Frauen	Durchschnittliche Lebensdauer 3 Jahre später	Produkt
20 Jahre alt u. darunter	395 436	42,52	93	40,22	374 046
21 Jahre alt	480 125	41,75	115	39,46	453 790
22 „ „	725 346	40,98	177	38,72	685 344
Zu übertragen	1 600 907		385		1 513 180

*

		Produkt	Durchschnittliche Lebensdauer	Verheiratete Frauen	Durchschnittliche Lebensdauer 3 Jahre später	Produkt
	Übertrag	1 600 907		385		1 513 180
23	Jahre alt	1 210 622	40,22	301	37,98	1 143 198
24	„ „	1 720 456	39,46	436	37,25	1 624 100
25	„ „	1 862 432	38,72	481	36,53	1 757 093
26	„ „	2 256 012	37,98	594	35,81	2 127 114
27	„ „	2 678 275	37,25	719	35,12	2 525 128
28	„ „	2 732 444	36,53	748	34,43	2 575 364
29	„ „	2 857 638	35,81	798	33,73	2 691 654
30	„ „	3 094 072	35,12	881	33,04	2 910 824
31	„ „	2 647 667	34,43	769	32,37	2 489 253
32	„ „	3 106 533	33,73	921	31,72	2 921 412
33	„ „	2 834 832	33,04	858	31,05	2 664 090
34	„ „	2 812 953	32,37	869	30,37	2 639 153
35	„ „	2 886 520	31,72	910	29,70	2 702 700
36	„ „	2 900 070	31,05	934	29,02	2 710 468
37	„ „	2 517 673	30,37	829	28,36	2 351 044
38	„ „	2 714 580	29,70	914	27,69	2 530 866
39	„ „	2 028 498	29,02	699	26,99	1 886 601
40	„ „	1 985 200	28,36	700	26,31	1 841 700
41	„ „	2 112 747	27,69	763	25,61	1 954 043
42	„ „	1 700 370	26,99	630	24,91	1 569 330
43	„ „	1 707 519	26,31	649	24,18	1 569 282
44	„ „	1 749 163	25,61	683	23,49	1 604 367
45	„ „	1 255 464	24,91	504	22,79	1 148 616
46	„ „	1 363 752	24,18	564	22,08	1 245 312
47	„ „	1 186 245	23,49	505	21,38	1 079 690
48	„ „	1 096 199	22,79	481	20,70	995 670
49	„ „	816 960	22,08	370	20,00	740 000
50	„ „	870 166	21,38	407	19,30	785 510
51	„ „	747 270	20,70	361	18,60	671 460
Zu übertragen		61 053 239		19 663		56 968 222

		Produkt	Durchschnittliche Lebensdauer	Verheiratete Frauen	Durchschnittliche Lebensdauer 3 Jahre später	Produkt
	Übertrag	61 053 239		19 663		56 968 222
52	Jahre alt	716 000	20,00	358	17,92	641 536
53	„ „	546 190	19,30	283	17,26	488 458
54	„ „	517 080	18,60	278	16,58	460 924
55	„ „	397 824	17,92	222	15,94	353 868
56	„ „	405 610	17,26	235	15,30	359 550
57	„ „	281 860	16,58	170	14,65	249 050
58	„ „	306 048	15,94	192	14,04	269 568
59	„ „	292 230	15,30	191	13,42	256 322
60	„ „	202 170	14,65	138	12,84	177 192
61	„ „	197 964	14,04	141	12,25	172 725
62	„ „	179 828	13,42	134	11,70	156 780
63	„ „	147 660	12,84	115	11,16	128 340
64	„ „	132 300	12,25	108	10,60	114 480
65	„ „	111 150	11,70	95	10,08	95 760
66	„ „	99 324	11,16	89	9,55	84 995
67	„ „	96 460	10,60	91	9,03	82 173
68	„ „	61 488	10,08	61	8,55	52 155
69	„ „	42 975	9,55	45	8,07	36 315
70	„ „ u. darüber	172 473	9,03	191	7,64	145 924
		65 959 873		22 800		61 294 337

durchschnittl. 28,93 Jahre, durchschnittl. 26,883 Jahre,
also Unterschied 2,047 Jahre = 7,075 % von den 28,93 Jahren.

Hieraus ergiebt sich, daß, die Lebenschance als Lebensdauer genommen, die 22 800 verheirateten Frauen durchschnittlich noch 28,93 Jahre zu leben haben; wären sie aber 3 Jahre älter, als sie es thatsächlich sind, nur noch 26,883 Jahre; es sind dieses 7,025 % weniger. Oder anders ausgedrückt:

Von der 3 Jahre älteren Generation von 22 800 Frauen werden, im Durchschnitt gerechnet, in 26,883 Jahren (Produkt 61 294 337)

alle gestorben sein. Von der jüngeren Generation werden in der gleichen Zeit nur 21187 bei durchschnittlicher Lebensdauer von 28,93 Jahren (Produkt 61 294 337) gestorben sein, während restliche 1613 mithin 7,025 % überlebend, also in unserm Sinne verwitwet sein würden.

Bei dieser Art von Untersuchung haben wir nur die uns bekannten Angaben über die verheirateten Frauen in Betracht gezogen; in Wirklichkeit handelt es sich aber auch um diejenigen Frauen, die ihre Männer schon verloren haben. — In Frankfurt gab es im Jahre 1890 bei 29000 Ehen

7643 verwitwete Frauen im Durchschnittsalter von 57 Jahren
und 2068 „ Männer,
also 5575 Überschuß der ersteren; dieses würde für das Jahr 1885 mit seinen hier in Betracht gezogenen 22800 Ehen
4383 Überschuß der Witwen
ergeben, und da die Lebenschance für die 57jährigen 16,58 Jahre und für die 3 Jahre ältere Generation 14,65 Jahre beträgt, so ergiebt sich für die ersteren ein Überlebungsprozentsatz — man entschuldige dieses neue Wort — von 11,64 %.

Die Rechnung würde also für Frankfurt lauten:

22800	Verheiratete mit einem Überlebungs-prozentsatz von	7,025 %
4383	Verwitwete mit einem solchen von	11,64 %

was für 27183 einen Durchschnittssatz von 7,77 % ergiebt.

Bei diesen beiden Untersuchungen ist die effektive Bevölkerung als Grundlage genommen. Man könnte nun noch einen dritten, wesentlich verschiedenen Weg gehen, indem man sich nur auf die jährlichen Eheschließungen stützt. Diese betrugen in Deutschland in den letzten 37 Jahren, unter starken Schwankungen nach oben und nach unten, ca. 370000 per Jahr. Da bei dem Durchschnittsalter der Heiratenden des weiblichen Geschlechts (26 Jahre) die wahrscheinliche Lebensdauer noch 37¼ Jahre (nach den Berliner Sterbetafeln) beträgt, so käme das Produkt dieser zwei Zahlen — 13782500 Personen — in Betracht. Da nun bei den 3 Jahre älteren Frauen die wahrscheinliche Lebensdauer nur 35,12 Jahre beträgt und der Unterschied von 37¼ und 35,12 Jahren 5,72 %

auf die erstere Zahl ausmacht, so würde die frühere Sterblichkeit (5,72 % auf 13 782 500 Personen) 788 359 Personen betragen.

Im übrigen mußte hier, und vorher bei der Berechnung der Lebensdauer der Witwen, eine Ungenauigkeit mit in den Kauf genommen werden, denn das durchschnittliche Lebensalter braucht nicht zu bedingen, daß die zu diesem gehörige Lebenschance auch genau die mittlere Lebenschance für die in Betracht kommenden Lebensalter bildet; bei unseren Untersuchungen waren aber die Abweichungen sehr geringfügig.

Bei der Volkszählung von 1890 belief sich die Zahl der verheirateten Frauen auf 8 398 607
und die des Überschusses der verwitweten Frauen über die verwitweten Männer auf 1 382 903
9 781 510

Hiervon mußten, infolge des durchschnittlich dreijährigen Altersunterschiedes gegenüber ihren Männern, nach der ersten Untersuchung 7—8 %, nach der zweiten 7,77 % = 760,023 nach der dritten 788,359 zu Witwen werden.

Faßt man die drei Ergebnisse, bei deren Eruierung ja zahlreiche Ungenauigkeiten mit unterlaufen mußten, zusammen, so gelangt man zu einem Resultate von etwa 750 000.

So groß wäre also ungefähr die Zahl derjenigen Frauen, welche zu Witwen werden müssen, infolge eines durchschnittlichen dreijährigen Altersunterschiedes bei Eingehen der Ehe.

Ferner ist noch zu berücksichtigen, daß die Zahl der Männer, welche zum zweiten Male geheiratet haben und deshalb aus den Vergleichsziffern der Witwer und Witwen ausscheiden, in Deutschland um ca. 40 000 größer sein dürfte als diejenige der Frauen, die nochmals in den Ehestand getreten sind. Der Witwenüberschuß, welcher 1 382 903 betragen hatte, verringert sich also auf 592 903.

Die Erklärung für diese letztere Zahl muß gesucht werden in der natürlichen kürzeren Lebensfähigkeit des Mannes, in seiner Lebensführung (die Trunksucht z. B. kürzt das Leben ab) und in der Aufreibung und den Gefahren, die häufig sein Beruf mit sich bringt.

3.

Abteilung für Geſchichte (G).

In dieſer Sektion ſprach am

30. März Herr Dr. O. Liermann über
„Larevelliere-Lepeaux, Mitglied des Direktoriums, nach ſeinen Memoiren."

* * *

Der eingeſandte Bericht lautet:

Larevelliere-Lepeaux, Mitglied des Direktoriums, nach ſeinen Memoiren.[1]) Von Herrn Dr. Otto Liermann.

Die Phyſiognomie der erſten der franzöſiſchen Revolutionen ändert ſich mit den Geſichtspunkten, unter denen die Zeugen und die Geſchichtſchreiber dieſer Epoche dieſe einzigartige Erſcheinung betrachten. Die tiefgründigen Forſchungen eines Sybel, Taine, Sorel, Chuquet u. a. haben uns das Geheimnis der Zertrümmerung und der Wiedergeburt des franzöſiſchen Staates enthüllt. Aber die hiſtoriſche Wiſſenſchaft begnügt ſich nicht mit dieſen Meiſterwerken. Frankreich läßt vielmehr, ſtolz darauf, in ſeiner Vergangenheit ein Faktum ohne gleichen zu verzeichnen, faſt von Tag zu Tag neue Quellen ſprudeln, welche die Kenntnis der Revolutionsära bereichern und vertiefen. Die Veröffentlichungen der „Société de l'histoire de la Révolution française" haben ſchon viele, einſt dunkle Gebiete aufgehellt. In zahlreichen Monographien, über welche die „Revue historique", ein Muſter bibliographiſcher Genauigkeit, Rechenſchaft giebt, ſind wiederaufgefundene Dokumente verarbeitet. Memoiren, deren Zahl ſich von Jahr zu Jahr vermehrt, liefern friſches Material, um verwickelte Abſchnitte zu ent-

[1]) Vgl. Mémoires de Larevellière-Lépeaux, 3 vol. Paris, Plon 1895. — Mémoires de Barras, III. IV. — Revue des Deux-Mondes 1896. 15 mars. (G. Duruy, le régime directorial.) — Biographie générale, t. XXIX p. 589 et suiv. (E Regnard). — Revue historique, t. X p. 68—91 (J. Destrem), t. LVII p. 354 (Ch. Bémont). — Vte. E. Melchior de Vogué, Devant le siècle, 1896. p. 56 et suiv. „un plaidoyer pour le Directoire".

wirren und die Charaktere der Schauspieler, die bei diesem großen politischen Drama mitgewirkt haben, gründlicher zu verstehen.

Unter den jüngst veröffentlichten Werken der letzteren Art verlangen die Denkwürdigkeiten von Barras und die von Larevellière eine besondere Aufmerksamkeit im Hinblick auf die Rolle, welche ihre Verfasser als Mitwirkende und Zuschauer gespielt haben. Beide sind Mitglieder des Directoire exécutif gewesen und haben eine Zeitlang nicht unerheblichen Einfluß auf Frankreichs Geschicke ausgeübt. Beide Kollegen haben zu dem Zwecke Memoiren hinterlassen, ihr politisches Verhalten vor dem Richterstuhl der Nachwelt zu verteidigen. Aber sie haben das Unglück gehabt, in einem höchst ungünstigen Augenblick wieder ins volle Licht der Geschichte zu treten. Denn wir sind gegenwärtig in einer Epoche, in der die große Mehrzahl urteilsfähiger Franzosen entzückt ist von dem Genie und der Größe des ersten Napoleon, während unsere beiden Memoirenschreiber seine erbitterten Gegner waren.

Die Lebenserinnerungen dieser zwei Revolutionsgrößen zeigen ein durchaus verschiedenes Gepräge, wie auch die Verfasser selbst in ihren Grundanschauungen starke Gegensätze bilden.

Barras ist in der Wurzel verdorben, einer der schlausten, verwegensten Lügner, die je ihren Fuß auf die Bretter der politischen Bühne gesetzt. Larevellière ist „keiner Lüge fähig", nach Thiers, ein Ehren- und Biedermann, den das Würfelspiel einer launenhaften Revolution für einige Zeit in den Vordergrund gestellt hat, ohne ihn mit den für eine führende Stellung unumgänglichen Eigenschaften auszustatten. Die Denkwürdigkeiten des einen sind nur giftige Schmähungen einer niedrigen Seele, die Lebenserinnerungen des anderen bieten dem Leser die Apologie eines Autors, der sich um die Wahrheit ernstlich bemüht, der indes verbittert ist durch die Thatsache, daß er Schiffbruch gelitten mit der Überzeugung seines ganzen politischen Lebens. Den geschichtlichen Wert der Herzensergüsse eines Barras hat der Herausgeber seiner Denkwürdigkeiten, G. Duruy, schon selbst mit jener Rücksichtslosigkeit genügend gekennzeichnet, wie sie Leuten dieses Schlags gebührt. Die Memoiren des anderen der „fünf Könige des Palais Luxembourg" sollen auf den folgenden Blättern einer näheren Betrachtung unter-

zogen werden; möge es dabei gelingen, ein annähernd richtiges Porträt dieſer kurzlebigen politiſchen Berühmtheit zu entwerfen.

Die Memoiren von Larevelliere beſtehen aus 3 Bänden von 1441 Seiten in 8°. Ein Index fehlt bedauerlicher Weiſe. Die beiden erſten Bände enthalten den Text, den der Verfaſſer gegen Ende ſeines Lebens niedergeſchrieben und am 1. Januar 1823 zum Abſchluß gebracht hat. Der letzte Band ergänzt den Text durch „pièces justificatives“, durch Schriften, Reden, unveröffentlichten politiſchen Briefwechſel. Nach dem Tode des Verfaſſers hielten ſeine Erben, ebenſo wie die ſeines Genoſſen Barras, ihren Schatz ein halbes Jahrhundert lang aus politiſchen Gründen unter Verſchluß, über die das Vorwort des Autors und die einführenden Bemerkungen des Herausgebers Auskunft erteilen. Wenn auch dieſe Memoiren nicht jedermann zugänglich geweſen waren, ſo hatten doch einzelne Geſchichtſchreiber den Vorzug, aus dieſer Quelle ſchöpfen zu dürfen. Die darauf bezüglichen Bemerkungen des Herausgebers ſind übrigens nicht ganz zutreffend. Die Dinge liegen vielmehr ſo. Thiers und de Lamartine hatten Einblick in einzelne Teile des Manuſkriptes erhalten, der eine um 1827, als er für ſeine „Geſchichte der Revolution“ das Ende der Direktorialperiode ſchrieb, der andere um 1848, als er für ſeine „Girondiſten“ den Bericht Larevellieres über ſeine Ächtung brauchte. E. Regnard, der mit der Familie des Autors in alten Freundſchaftsbeziehungen ſtand, hat ebenfalls die Handſchrift benutzen dürfen, um 1862 einen Artikel über den Ex-Direktor in der „Biographie générale“ zu veröffentlichen. Kurz vor Ausbruch des deutſch-franzöſiſchen Krieges ſchickte man ſich endlich an, die ſo lange verborgen gehaltenen Memoiren dem Druck zu übergeben; die deutſchen Geſchoſſe hätten ſie beinahe vernichtet. Die Drucklegung, die der einzige Sohn des Revolutionshelden, Oſſian Larevelliere, überwachte, war 1873 beendet. Aber erſt 1895 wurde das Werk in den Buchhandel gebracht. Nur ein einziges Exemplar des erſten Abdrucks, der in der Nationalbibliothek deponiert war, ſtand den Hiſtorikern zur Verfügung. Zuerſt hat es Michelet für den zweiten Band ſeiner „Geſchichte des 19. Jahrhunderts“ benutzt. 1879 hat Deſtrem Auszüge daraus in der „Revue historique“ veröffent-

licht. Erſt 1895 hat der Urenkel des Verfaſſers, Robert David d'Angers, den buchhändleriſchen Vertrieb zugeſtanden. So hat denn die Zentenarfeier des Direktoriums ein Werk ans Licht der Öffentlichkeit gezogen, welches eine ſtattliche Sammlung von Thatſachen, Porträts, Beobachtungen, Betrachtungen bietet, die zur Revolutionsära im allgemeinen und zur Direktorialzeit im beſonderen in Beziehung ſtehen.

Die Echtheit und Vollſtändigkeit der Memoiren ſteht außer Zweifel. Die Herausgeber haben der hiſtoriſchen Forſchung den Dienſt erwieſen, den urſprünglichen Text ohne jegliche Veränderung zu veröffentlichen, obgleich ihnen der Verfaſſer ſelbſt dazu freie Hand gelaſſen hatte.

Larevelliere hat ſeinen Lebenserinnerungen 51 Kapitel gewidmet.

Ein Kind der Vendee, geboren in Montaigu (Bas-Poitou) am 24. Auguſt 1753, ein Bürgermeiſtersſohn, beginnt er ſeine Aufzeichnungen mit der Schilderung ſeines Lebens vor Beginn ſeiner politiſchen Laufbahn (1753—1789). Die Lektüre dieſes in der Art Rouſſeaus geſchriebenen Abſchnitts giebt eine Vorſtellung von den leidlich einwandfreien Sitten der Bürgerfamilien in der Provinz am Vorabend der großen Umwälzung. Die Geſtalten einiger arbeitſamer, aufgeklärter, tugendfeſter Provinzialen werden lebenswahr gezeichnet. Mit ſchätzenswerter Aufrichtigkeit läßt der Verfaſſer die Grundzüge ſeines eigenen Charakterbildes deutlich hervortreten. Mit ſeinen Eltern hat er eine ſeltſame Empfindſamkeit, eine Rührſeligkeit gemein, die an die „Wertherperiode" erinnert. Nur ſelten trocknen die Thränen in dieſer gefühlvollen Familie, in der die Melancholie am Hausaltare ſitzt. Liebebedürftig ſucht der kränkliche und von der Vorſehung ſtiefmütterlich, mit einem Buckel, bedachte Knabe Zuſpruch und Zuneigung gleichgeſtimmter Seelen. Die Verunſtaltung ſeines Rückens legt er ſeinem erſten Lateinlehrer zur Laſt, einem ſüßlichen, jähzornigen Pfarrer, der den klugen aber ſtarrköpfigen Jungen nach dem Rezepte behandelte, das Horaz von ſeinem Zuchtmeiſter, Orbilius plagoſus, berichtet. Hier haben wir den Keim ſeines von Jahr zu Jahr wachſenden Haſſes gegen die Prieſter. Auch den Anfängen ſeiner

politiſchen Verbitterung nachzugehen, iſt nicht ſchwierig. Er war ein guter Schüler des „Collège de l'Oratoire“ in Angers, mußte aber erleben, daß die Söhne des Adels ohne jedes Examen die erſten Preiſe erhielten. Daher rührt ſeine Abneigung gegen den Adelsſtolz, ſeine Geringſchätzung der bevorrechteten Klaſſen. „Wir ſpielten,“ ſagt er, „‚Plebejerrollen‘, wir waren ‚ignobile vulgus‘.“ Nach Beendigung ſeiner Schulſtudien ſollte er ſich in Paris der Rechtswiſſenſchaft widmen. Er fand keinen Gefallen daran; als Schöngeiſt fühlte er ſich weit mehr angezogen durch die Beſchäftigung mit den lebenden Sprachen, mit Philoſophie, Moral, Politik, Muſik und ſchönen Künſten.

Nach mehrjährigem Studienaufenthalt in der Hauptſtadt zog er ſich wieder in ſeine Provinz zurück, verheiratete ſich und wurde durch ſeine Frau, eine eifrige Pflanzenſammlerin, zum ergebenen Jünger der Botanik. Die Naturgeſchichte, fortan der Gegenſtand ſeiner Lieblingsbeſchäftigung, entriß ihn denn auch ſeinem Stillleben. Bei einer Vorleſung, die er in der botaniſchen Geſellſchaft zu Angers hielt, wurde ſeine Rednergabe mit einem Male entdeckt. „Wie Schuppen fiel es meinen Zuhörern von den Augen“ erzählt der begeiſterte Verehrer eines Linne und Tournefort.

So verlief, in kurzen Worten, die ſtille Jugend des dereinſt zum Mitregenten Frankreichs auserſehenen, ehrſamen Privatgelehrten. „Keine Jugenderinnerung treibt mir die Schamröte ins Geſicht,“ verſichert er uns. Politiſcher Ehrgeiz hatte ihn noch nicht gequält. „Der Himmel iſt mein Zeuge,“ ruft er feierlich aus, „daß ich mich niemals danach geſehnt habe, aus meinem „ſüßen Dunkel“ herauszutreten.“ Nicht lange mehr blühte das Veilchen im Verborgenen. Die Sturmvögel der Revolution ließen ihren Flügelſchlag vernehmen. Die Wahlen zu den Reichsſtänden ſtehen vor der Thür. Da legt er ſein Herbarium in den Winkel, tritt ein in die Arena des kampfreichen, öffentlichen Lebens. Schon längſt im Innerſten ſeines Herzens ein Schwärmer für republikaniſche Ideen, ein Bewunderer des Rouſſeauſchen „Geſellſchaftsvertrags“, ein Verehrer amerikaniſcher Freiheit, hatte er eine Zeitlang daran gedacht, in der neuen Welt die Verwirklichung ſeiner Ideale zu ſuchen. Die kritiſchen Tage vor Ausbruch der Revolution feſſelten ihn an

die Heimat. Nach Einrichtung der Provinzialverſammlungen übernahm er ſeine erſte politiſche Funktion, das Amt eines „syndic municipal de la commune de Faye“. (Anjou.)

Im Verein mit ſeinem älteren Bruder, der ſpäter auf dem Blutgerüſt ſtarb, ſchlug er die Abſchaffung aller Vorrechte, die Aufhebung der Eheloſigkeit der Prieſter vor, verfaßte er das „cahier“ der assemblée bailliagère; er wurde Mitglied des „corps électoral direct“ und ſchließlich auch Abgeordneter für die Conſtituante. Er zeigt ſich überraſcht über dieſe Ehrung, die er nie geſucht habe. Ohne Grund. Ein Mann, der biſſige Pamphlete gegen Adel und Klerus ſchleudert, dürfte wohl eine gewiſſe politiſche Bedeutung erringen wollen.

Bei Gelegenheit eines in Anjou zu Ehren der Abgeordneten der drei Stände veranſtalteten Feſtmahles führte unſer beherzter Kleinſtädter eine bis dahin unerhörte Sprache gegen die Bevorrechteten, wies die freundlichen Worte, mit denen Herzöge und Grafen den Leuten des dritten Standes ihren Rat und ihre Unterſtützung anboten, kühl zurück. Von vornherein ſtellte er ſich auf gleichen Fuß mit ihnen, er gab dieſen Großen der Erde nur den Titel „Monsieur“. In dieſer Weiſe machte der dritte Stand ſeine Kraftprobe: es war die Plänkelei vor dem Gefechte. Die Kerkernacht der Baſtille, mit der man ihm gedroht, machten dem überzeugungstreuen Vorkämpfer nicht bange. Im Gegenteil. Eben in Verſailles mit ſeinem Genoſſen, dem berühmten Revolutionslitteraten Volney,[2]) angekommen, ſuchte er Streit mit dem Großzeremonienmeiſter bei einer Prozeſſion, die der Eröffnung der Reichsſtände vorausging. Er wollte ſich der Platzordnung in der Kirche Saint-Louis nicht unterwerfen, ſondern ſich mit ſeinen Freunden auf den für Adel und Geiſtlichkeit beſtimmten Plätzen im Hauptſchiff niederlaſſen. Aufgefordert, ſich mit ſeinen Genoſſen nach dem Seitenſchiff auf die dem dritten Stande vorbehaltenen Plätze zu verfügen, wurde er gereizt und überſchüttete nun den gold- und edelſteinſtrotzenden Höfling mit einer Pandorabüchſe von Liebenswürdigkeiten. „Wer

[2]) Vgl. Ruines ou considérations sur les révolutions des empires (1791), und Catéchisme du citoyen français (1793).

ſind Sie, mein Herr," polterte er unter anderem heraus, „daß Sie es wagen können, in ſolchem Tone mit den Abgeordneten der franzöſiſchen Nation zu ſprechen?" „Sie ſetzen die Abgeordneten der Nation hinter den Rücken zweier kleiner bevorrechteter Körperſchaften, die nur zwei ſchwache Fraktionen bilden." — „Das ſind unverſchämte Anordnungen." — Gelaſſen erwiderte der Großzeremonienmeiſter im Prunkgewand dem in das beſcheidene ſchwarze Koſtüm des dritten Standes gekleideten Therſites: „Mein Herr, es ſind die Anordnungen von 1614". „Da haben Sie," erwiderte unſer Heißſporn, „dem Fortſchritt der Bildung, der gegenwärtigen Geiſtesrichtung wenig genug Rechnung getragen, wenn Sie nicht merken, daß es ſich hier nicht mehr um die Stände von 1614 handelt. Mein Herr, geben Sie anderwärts ihre Befehle, hier haben Sie nichts zu befehlen." Selbſt die Parteigenoſſen Larevellieres waren verdutzt über dieſes Scharmützel, allgemeine Unruhe entſtand in der Kirche, der königliche Hofſtaat konnte ſeinen Einzug nicht halten; da ließ ſich endlich der ſtandesbewußte Deputierte zu unwilligem Nachgeben beſtimmen. Auch die Kleiderordnung paßte ihm nicht. Um keinen Preis legte er mehr das Koſtüm des Mr. Orgon im „Tartuffe" an.

In der „Conſtituante" in Paris hielt er ſich im allgemeinen zur Linken, ohne indes ſeiner Selbſtändigkeit etwas zu vergeben. Er wiegte ſich in ſchönen Träumen von der Möglichkeit einer vollkommenen Gleichheit, deren Herſtellungskoſten natürlich Adel und Prieſter zu tragen hätten. Die zornige Erregung des Tages machte Abends einer milderen Stimmung Platz, wenn er ſich in den Schoß der Familie des großen Botanikers Thouïn geflüchtet hatte, des Direktors des „Jardin des Plantes". Auf der Terraſſe vor den Gewächshäuſern oder in der beſcheidenen, rußgeſchwärzten Küche ſeines Freundes fühlte er ſich glücklich in anregender Unterhaltung mit den litterariſchen Berühmtheiten des Tages, mit Bernardin de Saint-Pierre und anderen Stammgäſten aus der Schriftſtellerwelt. Das Sekretariat der konſtituierenden Verſammlung berief ihn in ſeine Mitte; er wurde Mitglied des Penſionsausſchuſſes. Die „Höflinge" mußten von nun an ſeine Gunſt ſuchen. Das that ihm natürlich wohl.

Von der Auflöſung der Conſtituante an bis zur Eröffnung der Convention nahm Larevelliere ſeinen Aufenthalt in der Provinz, wurde Generaladjutant der Nationalgarden des Weſtens, Verwalter des Departements Maine-et-Loire. Für die Entwickelung ſeines politiſchen Charakters wurde dieſer Zwiſchenakt von beſonderer Bedeutung. Er trat an die Spitze des Klubs von Angers, der ſich die Propaganda der revolutionären Ideen in der Vendee zum Ziel geſetzt hatte. Als feuriger Wanderredner bewährte er ſich auf häufigen Agitationsreiſen, nicht ohne perſönliche Gefahr predigte er den Bauern ſein Evangelium, hielt vor der Freiheitsſtandarte begeiſterte Anſprachen an die Dorfjugend. Seine Bekehrungserfolge waren aber nur von kurzer Dauer. Mit ſeiner Abreiſe war auch das Samenkorn vernichtet, das er eben ausgeſtreut. Er ſelbſt aber war, indem er ſo oft in ſeinen Hetzreden den Vergleich zwiſchen der Feudalwirtſchaft und dem Regimente der Gleichheit zu ziehen hatte, immer ingrimmiger geworden gegen ſeine wohlbekannten Widerſacher. Recht bemerkenswert ſind die Anſichten dieſes Apoſtels der Gleichheit über die Urſachen des Aufſtandes in der Vendee; ſeine Schilderung von Land und Leuten ſeiner Heimat, die für Erhebungen dieſer Art wie geſchaffen war, iſt von hohem Intereſſe. Ein guter Kenner der eigenartigen Verhältniſſe der Vendee verſichert er, daß nicht Zuneigung zum Adel, ſondern einzig und allein religiöſer Einfluß, Angſt vor den Martern der Hölle, ſeine Landsleute angeſpornt habe, ſich zu Verteidigern des Thrones aufzuwerfen.

Das ehemalige Mitglied der Conſtituante wurde auch in den Konvent berufen durch den Bezirk Maine-et-Loire. Ehedem verhältnismäßig zahm, war er inzwiſchen, ſo lange er gewiſſermaßen zur Dispoſition geſtellt war, radikaler geworden. Er ſchlug ſich zur Partei der Girondiſten, ohne ſich dieſer geradezu zu verkaufen. Er ſtimmte für den Tod des Königs. Ja, er brüſtet ſich ſogar mit ſeiner Rede, durch die er Vergniaud und einige andere Freunde, welche Ludwig XVI. freigeſprochen wiſſen wollten, zu ſeiner Anſicht zu bekehren verſucht hat. Sein politiſches Verſtändnis ging in dieſem Falle nicht ſehr tief. Aus ſeinen gewundenen Erklärungen erſieht man mit ziemlicher Klarheit, daß er den König zum Tode

verdammte, weil ihn die Besorgnis um den Fortbestand seines eigenen politischen Daseins peinigte. Sein ängstliches Gemüt fürchtete die Niedermetzelung aller für Freisprechung stimmenden Abgeordneten. Damit sind wir an der schwarzen Stelle auf seiner sonst vorwurfsfreien Lebensbahn angelangt, an dem dunklen Punkt seiner Memoiren, zugleich an einem Wendepunkt seiner Entwickelung.

Als die Dantonisten die Herren geworden waren, blies er zum Rückzug. Die wachsende Anarchie war ihm im innersten Herzensgrunde verhaßt. Mit viel Behagen schildert er seine Redeschlacht mit dem „Zyklopen" Danton, dem „Koloß auf thönernen Füßen". Wenn man ihn hört, sollte man meinen, die Wucht seiner Worte habe seinen Gegnern Achtung abgenötigt. Er täuscht sich selbst, wenn er sich ungefähr ein viertel Jahrhundert nach den Ereignissen in seiner Phantasie ausmalt, wie ernst ihn die Schreckensmänner genommen. Ungehört schrie er in die Wüste. Er schwatzte, der kränkliche, bucklige Wortheld; Danton aber, Robespierre und ihre Sippe „vergossen Menschenblut oder ließen es vergießen, wie Wasser". Einer der Dantonisten, Fabre d'Eglantine, bekannt als Komödienschreiber und Schüler J. J. Rousseaus,[3]) versuchte eines Tages Larevelliere in sein Heerlager hinüberzuziehen; doch dieser blieb fest.

Nach den verhängnisvollen Ereignissen des 31. Mai und 2. Juni 1793, nach der Ächtung der „73", trat er aus der Versammlung aus; er verspürte keine Lust, unter dem Henkerbeil der Montagnards zu fallen. Geächtet fand er einen ersten Schlupfwinkel im Walde von Montmorency, lebte dort von Kartoffeln und Schnecken in der Einsiedelei des Freundes der Mme. Roland und gelangte schließlich mit Gefahr seines Lebens nach der „Somme", wo er sich bei seinem besten Freunde, de Buire, verborgen halten konnte. Die mannigfachen Gefahren auf dieser Flucht schildert er in den lebhaftesten Farben. Während seiner Verbannung fand Larevelliere Trost und Zerstreuung in seiner geliebten Botanik. Wertvoll sind die Einzelheiten, die er uns in dem eben skizzierten

---

[3]) In dem Stück „les précepteurs" verteidigt er die Rousseauschen Erziehungsgrundsätze.

Abſchnitte ſeiner Denkwürdigkeiten über die Sitzungen des Konvents bietet, nicht minder anziehend ſind die von ihm entworfenen Porträts der Politiker dieſer Periode, auch verdienen ſeine Betrachtungen über „die Taktik der Verſammlungen“ und über den „Föderalismus“ Beachtung. „Das Einheitsſyſtem“ ſagt er in letzterer Hinſicht, „hat Frankreich der Anarchie, der Schreckensherrſchaft, dem Despotismus ausgeliefert“.

Der bedeutungsvollſte Teil ſeines Lebens beginnt mit dem 9. Thermidor, er endigt mit dem 30. Prairial des Jahres VII. Das ſind die vier Jahre ſeines größten Einfluſſes auf die Geſchicke Frankreichs. Begreiflicherweiſe hat der Memoirenſchreiber dieſer Zeit ſeiner ſtolzeſten und zugleich bitterſten Lebenserinnerungen einen erheblichen Raum zugemeſſen. Er bietet uns indes keine fortlaufende Erzählung, er liefert nicht, wie der andere Verteidiger der Direktorialregierung, eine Tageschronik, er begnügt ſich vielmehr eine Unmaſſe hiſtoriſcher Bemerkungen und politiſcher Betrachtungen jeder Art der Nachwelt zu übermitteln. „Nicht die Geſchichte des Direktoriums beabſichtige ich zu geben,“ bemerkt er gelegentlich, „ich ſammle nur einfache Notizen.“ Es iſt daher nicht leicht eine ins einzelne gehende Zergliederung dieſer redſelig in die Länge gezogenen Kapitel zu liefern, um ſo mehr, als die Darſtellung der Thatſachen die rechte Ordnung vermiſſen läßt und Wiederholungen nicht ſelten ſind. Ein Überblick mag genügen. Zurückberufen in den abſterbenden Konvent wurde er in den Präſidentenſtuhl der Verſammlung erhoben, unter die Elfmänner aufgenommen, welche die Verfaſſung des Jahres III (1795) vorbereiten ſollten und zum Mitglied des dritten Wohlfahrtsausſchuſſes gemacht. Mit Vergnügen lieſt man ſeine Erzählungen von den nächtlichen Sitzungen dieſes Komitees; durch das Bild, das er von ſeiner eigenen Not und Entbehrung während ſeiner Präſidentſchaft entwirft, gewinnt ſeine Geſtalt ungemein. Endlich kam der große Tag der Proklamation der Verfaſſung des Jahres III, welche an die Stelle des Konvents die Herrſchaft einer anſcheinend regelmäßigen Regierung ſetzen ſollte. Larevelliere war einer der unermüdlichſten Mitarbeiter an dieſem Verfaſſungswerk geweſen; begreiflich alſo, daß er ſein Geiſteskind verhätſchelte, alle anderen Verfaſſungen für minderwertig hielt.

Doch widerſpricht er ſich ſelbſt, wenn er gelegentlich von den ſchweren Gebrechen dieſer Verfaſſung redet, die eben alle Vorzüge in den Schatten ſtellten, von dem Mangel einer Exekutive und dem überwiegenden Einfluß des Corps législatif. Die fünf Regenten ſind jeder Initiative beraubt. Faſt einſtimmig wählt man ihn zum Direktor, macht man ihn zu einem der Staatsoberhäupter ſeines Vaterlands. Er konnte die niegeahnte Würde kaum faſſen. Leichter werden diejenigen Leſer ſeiner Memoiren des Rätſels Löſung finden, die imſtande ſind, den ganzen Verlauf der Revolution zu verfolgen und zu beurteilen.

Wodurch empfahl ſich ein Larevelliere, ein Politiker von höchſtens Durchſchnittsbegabung, den Parteien? Man wußte recht wohl, daß er nicht der Mann war, die ehrgeizigen Sonderbeſtrebungen der Parteioberhäupter mit Erfolg zu bekämpfen. Er genoß den Ruf eines ehrenwerten, uneigennützigen Patrioten, der ſich auf alles andere beſſer verſtand, als auf politiſche Schliche und Kniffe. In beiden Verſammlungen hatte er ſich als brauchbarer Verwaltungsbeamter bewährt, er hatte den Vorzug, Königsmörder zu ſein und zugleich Republikaner gemäßigter Richtung, ein erklärter Feind der Anarchiſten, wie der auf Rückberufung der Bourbonen hinarbeitenden Reaktionäre. In dem Zuſammentreffen dieſer Umſtände liegt das Geheimnis ſeiner Schilderhebung, die in einem Zeitpunkte ſtattfand, wo die Größen Seltenheiten geworden waren.

Zum Präſidenten der Directoire exécutif ernannt und ſomit zeitweilig zum Staatsoberhaupt erklärt richtet er ſich mit ſeinen vier Mitregenten im kleinen Luxembourg ein. Arg dürftig ſah, nach ſeinen Worten, die Wiege dieſer neuen Regierung aus. „Man glaubte nicht an die Dauer unſerer politiſchen Exiſtenz," fügt er mit unverkennbarer Wehmut hinzu. Im Augenblick der Einrichtung der neuen Gewalt (26. Oktober 1795) herrſchten in Frankreich chaotiſche Zuſtände: wertloſe Aſſignaten im Staatsſchatz, Hungersnot in der Hauptſtadt und beinahe im ganzen Lande, ausſichtslos die Geſamtlage. Selbſt unſer citoyen président befand ſich in kläglicher Not. „Wir waren," ſo erzählt er etwa, „von allen Mitteln entblößt. Meine Frau mußte zugleich ihre Köchin und Kammerzofe ſein, meine Tochter mußte in der Küche helfen, ich ſelbſt mußte, ſo oft

ich die Gesandten fremder Mächte empfing, gleichzeitig mein Schweizer sein, mein Kammerdiener, und die Schar der Lakaien darstellen."

Keineswegs glänzend war demnach der Anfang der Regierung, die die Verfassung des Jahres III ins Leben gerufen hatte. Larevelliere ließ den Mut nicht sinken. Mit seinen Amtsgenossen, mit deren Gestalten er uns in ausführlicher Schilderung vertraut macht, sann er auf Heilmittel für sein leidendes Vaterland. Mit Feuereifer arbeitete er an der Wiederaufrichtung des Staates. Nachdem die Ernennung der Minister und der Würdenträger zweiter Ordnung vollzogen war, waren die Arbeiten der Regierung hauptsächlich dem Heere, der Verpflegung, den Finanzen gewidmet. Eine Menge Leute sucht jetzt sachte an den Präsidenten des Direktoriums heranzukommen, um seine Gunst zu buhlen. Er ließ sich nicht verführen, ging nicht einmal in die Falle, die Mme de Stael ihm gestellt, die sich bekanntlich im Mittelpunkt einer Koterie befand und durch ihren Salon einen merklichen Einfluß ausübte. Mit Frau von Stael setzt sich Larevelliere im Verlaufe seiner Memoiren öfter auseinander, weist ihre übelwollenden Behauptungen zurück und stellt die greifbaren Irrtümer richtig, durch die sie das Direktorium angeschwärzt hatte. Überhaupt unterhält der Verfasser im zweiten Teile seiner Aufzeichnungen seine Leser ausgiebig mit den Vorwürfen, die gegen die Majorität des Direktoriums von seinen erbitterten Gegner geschleudert worden waren. Er nimmt seinen Freund Rewbell in seinen Schutz und verteidigt sich selbst gegen die Verkleinerer seines Ruhms. Voller Leben ist sein Gemälde der inneren Lage der neuen Regierung. Er führt uns mitten hinein in die unausgesetzten Kämpfe zwischen den Conseils und dem Direktorium. Sein Zeugnis fällt als das eines Mannes, der diese verwickelten Dinge aus nächster Nähe beobachtet hatte, schwer ins Gewicht.

Larevelliere rechtfertigt in wortreichen Ausführungen die innere Politik und die diplomatischen Maßnahmen der Majorität des Direktoriums. Diese bestand aus Rewbell, ihm und Barras, den die beiden ersteren aber nur mit Argwohn betrachteten.

Seine Anschuldigungen richten sich besonders gegen drei Widersacher, gegen Bonaparte, Carnot und Barras.

*

Letzteren, seinen Mitarbeiter, behandelt er wenig glimpflich; er konnte nie und nirgends sich des Mißtrauens erwehren gegenüber dieser übelberüchtigten Persönlichkeit. Barras dagegen erlaubt sich in seinen Memoiren nicht, den Charakter Larevellieres anzugreifen. Nach diesem ist Barras ein unermüdlicher Ränkeschmied, „er liebkost euch im nämlichen Augenblick, indem er euch verrät." Trotzdem mußte Larevelliere schließlich über diese sittlichen Mängel hinwegsehen; seine Dienste waren ihm unentbehrlich. Gerade der 18. fructidor (4. Sept. 1797) hat bewiesen, daß die Stunde der Gefahr den strengen Sittenrichter zwang, sich mit dem sitten- und schamlosen Genußmenschen zu verbünden. Die Verschwörung Baboeufs, bei der Barras eine verdächtige Rolle gespielt, wird von Larevelliere ausführlich besprochen.

Sein geschworener Feind ist Carnot.

Diese beiden Männer haßten sich herzlich. Larevelliere hatte Carnot „fructidorisiert", dieser war nach Deutschland geflüchtet und hatte sich an ihm gerächt, indem er in seiner „Antwort an Bailleul" das Gift seiner Verleumdungen gegen ihn spritzte. Ohne Carnots ausgezeichnete Fähigkeiten zu verkennen, kann er ihm nicht den Vorwurf ersparen, Teilnehmer der Royalistenverschwörung der Jahre IV und V gewesen zu sein. Das Komplott auf dem Felde von Grenelle hatte ihn in seinen Vermutungen bestärkt. Noch anderes legt er Carnot zur Last, so z. B. das Vergehen zweifelhafter Beziehungen zur Wiener Hofburg während der Verhandlungen von Campo-Formio. Das wäre der vollendete Hochverrat. Einen Beweis seiner ungeheuerlichen Behauptungen tritt aber der Ankläger nicht an. Er, wie der Angeklagte, bewarfen sich in blinder Wut gegenseitig mit Schmutz. Für leichtgläubige Leser ist daher Vorsicht anzuraten. Auch stumpft der Memoirenschreiber selbst die Schärfe seines Schwertes, mit dem er so tollkühn um sich gehauen, ab, indem er in seinen „Wesentlichen Bemerkungen über meine Memoiren" die Worte fallen läßt: „Sollte ich mich Carnot gegenüber einiger maßloser Ausdrücke bedient haben, wünsche ich, daß man sie mäßigt. Ich darf nicht seine Wutausbrüche nachahmen."

Jegliche Anmaßung von militärischer Seite war unserem von der Natur nicht zum Jünger des Mars geschaffenen Autor von

jeher zuwider, aber nichts gleicht ſeiner Abneigung gegen Bonaparte. Mit dieſem Rieſen zu ringen, ergreift der tapfere „Bucklige“ in ſeinen Erinnerungsblättern jede Gelegenheit. Hat dieſer Gegner doch das unverzeihliche Verbrechen begangen, den „Citoyen directeur“ vom Schauplatz der Thaten zu verdrängen. Schier unerſchöpflich iſt der Wechſel gehäſſiger Wendungen, mit denen er den Bändiger der Revolution verfolgt. Seine Todfeindſchaft iſt erklärlich. Bonaparte hatte den „Herrn Direktor“ gereizt, ſeine Polemik herausgefordert durch die Geringſchätzung, mit der er dieſen Staatsmann behandelte. Auch hatte er ihn als Vater der „Theophilanthropie“ lächerlich gemacht. Larevelliere verwahrt ſich gegen die Ehre, Stifter dieſer Sekte zu ſein, die eine auf der Liebe zu Gott und den Mitmenſchen aufgebaute Naturreligion predigte, bekennt ſich aber als ihren eifrigen Beſchützer in Wort und Schrift. Von Wichtigkeit ſind die Mitteilungen Larevellieres über die Beziehungen der Regierung zu Bonaparte während des italieniſchen Feldzuges.

Der große Realpolitiker erfocht Sieg auf Sieg, kümmerte ſich aber keinen Deut um die freundlichen Ratſchläge des Direktoriums. Bei Gelegenheit des Vertrags von Campo-Formio hatte er auf eigene Rechnung alles erledigt, ehe die verblüfften fünf Direktoren es merkten; ſie brauchten nur noch die kühne Initiative ihres Untergebenen gutzuheißen. Der Gedanke eines ägyptiſchen Feldzugs iſt nach den Memoiren einzig dem Hirn des reklamebedürftigen Generals entſprungen. In dem gleichen Maße, wie Bonaparte von Larevelliere in den Staub gezogen wird, wird Hoche von ihm in den Himmel erhoben, obgleich dieſer augenſcheinlich dem gleichen Ziele zugeſteuert hat, das jener ſpäter erreicht hat.

In dreifacher Beklemmung befand ſich Larevelliere immerzu. Er mußte auf ſeiner Hut ſein vor den Anarchiſten, vor den Royaliſten und vor den politiſchen Generalen. Dieſe mußte er aber ausſpielen gegen die beiden anderen, ohne militäriſche Unterſtützung war er hilflos, darum war Bonaparte für ihn unentbehrlich. Ohne ihn hätte er den 18. Fructidor nicht überlebt. Als dieſer wichtigſte Tag ſeiner politiſchen Laufbahn, deſſen Vorgänge er ausführlich ſchildert, erſchien, vermochte er ſein Ideal von einer

Republik nur durch einen Staatsſtreich zu retten, zu dem ihm ein von Bonaparte erbetener und überlaſſener General die Machtmittel bot, durch Entfernung Carnots und Barthelemys aus dem Direktorium.

Zum erſten Male ſehen wir hier den Granitboden der Grundſätze eines Moraliſten im Wanken, der ſich ſo manchesmal der vollkommenen Geſetzlichkeit aller ſeiner politiſchen Maßregeln gerühmt. Er verrät ſich indes ſelbſt durch die naive Bemerkung: „der Zweck heiligt die Mittel“. Das iſt gerade der Grundſatz, mit dem fünf Monate ſpäter Bonaparte ſeinem Beiſpiel gefolgt iſt und die wichtigſte Sproſſe auf der Stufenleiter ſeiner ſpäteren Machtſtellung erklommen hat.

Larevelliere ſchreibt ſeiner eigenen Umſicht und Thatkraft das Verdienſt zu, für diesmal noch die wahre Republik gerettet zu haben; er ſchätzt ſich glücklich, zum Ziele gekommen zu ſein, „ohne einen Tropfen Blut vergoſſen zu haben“. Die zahlreichen Proſkriptionen, die zahlreichen Verbannungen, deren Urheber er geweſen, ſcheinen ſeinem Gedächtnis entſchwunden zu ſein.

In die andern gegrabene Grube ſtürzte er ſelbſt. Das Carnot bereitete Schickſal ereilte ihn ſelbſt ſchon am 30. Prairial. Mit weniger Umſtändlichkeit, bei Gelegenheit einer einfachen politiſchen Kriſis, entledigten ſich Barras, Sieyes, Merlin des Triumphators vom 18. Fructidor. Auch ſeine wohlgeſetzten Anſprachen verfingen nicht mehr. Er mußte den Direktorenmantel ablegen. Nach ſeiner Erzählung hat er ſich nicht der Gewalt gebeugt, die „Thränen“ ſeiner Freunde haben ihn „gerührt“.

Seine, vom erſten bis zum letzten Tage bewieſene, unbeſtreitbare Uneigennützigkeit, eine ſeltene Erſcheinung in dem Wirrwarr dieſer Zeit, zeigte er auch noch einmal, als er das Feld räumte. Er verließ den Schauplatz ſeiner von beſten Abſichten getragenen Thätigkeit „ohne einen Sou“, um eine erſte Zuflucht zu finden bei den Gelehrten des Jardin des Plantes. Er war für immer von der Bühne abgetreten. Nichts konnte ihn ſpäter beſtimmen, ſich dem Konſulat oder dem Kaiſertum in die Arme zu werfen, wie es mit gefügigem Nacken ſo mancher andere gethan. Lieber verzichtete er auf ſeinen Platz im „Inſtitut“, als

daß er Napoleon den Treueid leiſtete. In dieſer Hinſicht gab er Proben einer unter den damaligen Verhältniſſen außergewöhnlichen ſittlichen Stärke.

Die Schlußpartie ſeiner Denkwürdigkeiten, die uns bis zum Tode des Verfaſſers führt, kann kein größeres hiſtoriſches Intereſſe beanſpruchen. Ohne ſich mehr auf Politik einzulaſſen, ſammelte er in ſeiner Einſiedelei in der Sologne Pflanzen, vereinigte um ſich einen ausgewählten Kreis von Männern gediegener Geiſtes- und Herzensbildung, zu denen auch der Dichter Ducis, ein Nachahmer Shakeſpeares, gehörte. Am 27. März 1824 ſchied er im 71. Jahre aus dem Leben mit dem Bewußtſein, bis zum Grabesrand die aufrichtige Überzeugung ſeines ganzen Lebens hochgehalten zu haben.

Einige Worte noch über den allgemeinen Charakter ſeiner Memoiren und ihren hiſtoriſchen Wert.

Ihr Verfaſſer ſchreibt ſehr lange, ein Vierteljahrhundert, nach den Ereigniſſen; gleichwohl läßt er dieſe in außerordentlicher Friſche wieder aufleben. Die Porträts der Perſönlichkeiten, die er in ſtattlicher Anzahl vorführt, ſind ſicherlich gewiſſenhaft gezeichnet. Indes verrät er den grämlichen Blick des Alters. Die menſchlichen Schwächen ſeiner Zeitgenoſſen betont er zu ſtark. Ohne willkürlich die Thatſachen umgeſtalten zu wollen, konnte er ſich doch bei Abfaſſung ſeiner Erinnerungen von einer gewiſſen Herbheit und Bitterkeit des Gefühls nicht frei machen. Indes, mögen auch manche Einzelzüge nicht genau genug ſein, im ganzen hinterläßt er uns ein treffendes Bild der Geſellſchaft zur Zeit des Direktoriums. Die Porträtgalerie, die er auf die Nachwelt bringt, bietet einen wertvollen Beitrag zur Pſychologie der Zeitgenoſſen der großen Revolution. Die Denkwürdigkeiten Larevellieres gehören aber vor allen Dingen auch zu den aufrichtigſten Selbſtbekenntniſſen. Er malt ſich ſelbſt mit ſeltener Ehrlichkeit, er erſchließt uns treuherzig den innerſten Winkel ſeiner Dulderſeele.

Was iſt von dieſem in den Ahnenſaal der Geſchichte eingetretenen Manne zu halten?

Die Meinungen der Geſchichtſchreiber gehen auseinander. Thiers, Lamartine, Michelet ſind ſeine Verehrer, Taine und Voguë ſtehen auf der Gegenſeite.

Ein vorsichtiger Leser dieser Memoiren wird zugeben, daß Larevelliere in jeder Hinsicht ein politischer Stern zweiter Größe gewesen. Der reine Zufall hat auch ihn zum Spielball der Revolution gemacht, in anderen Zeitläuften wäre er im dunklen Winkel bescheidener Erdengrößen sitzen geblieben. „Ich bin," gesteht er einmal selbst, „einer derjenigen gewesen, die sich im Vordergrund befanden. Habe ich nicht mit Glanz gespielt, so habe ich wenigstens alle Anstrengungen gemacht, meine Pflichten zu erfüllen."

Gefeit gegen die Vergessenheit als Apostel einer moralischen Reform und Würdenträger der großen Revolution, wird er sich der historischen Kritik immer darstellen als ein phantasiereicher Utopist, nicht als ein gedankenreicher, zielbewußter Staatsmann. Es fehlte ihm der weite Blick, sein Urteil war beschränkt, im Verkehr mit der Welt war er zu engherzig, zu unschlau. Wer ihn kennen gelernt, rühmt den Adel seiner Gesinnung, die gerade, offene Art, sich zu geben. Aber auf den ungeraden Pfaden der Politik spricht die Macht das letzte Wort, und die Macht bleibt in den Händen eines vielgewandten, listenreichen Odysseus. Darum hat die Verschlagenheit eines Bonaparte vor dem Richterstuhl eines Larevelliere keine Gnade finden können, der unentwegt als Moralist redet und handelt. Darin liegt seine Größe und zugleich seine Schwäche. Er war ein guter Mensch, ein schlechter Staatsmann.

In solcher Beleuchtung tritt die Gestalt dieses Mitgliedes des Direktoriums aus seinen umfangreichen Denkwürdigkeiten hervor, die als Materialsammlung sicherlich einen bevorzugten Platz in der Quellenkunde der ersten französischen Revolution einnehmen werden.

4.

Abteilung für Deutsche Sprache und Litteratur (DL).

In dieser Abteilung sprach am

17. Februar Herr Professor Dr. Fr. Rehorn über:

„Zur Auffassung des Tasso (mit Beziehung auf die Ansicht Bielschowskys)".

5.

Abteilung für Mathematik und Naturwissenschaften (N).

Dieser Abteilung wurde in dem Zeitraum vom 1. Januar bis zum 30. April 1897 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen mit Wahlrecht:

Herr Dr. med. G. Linck, hier.

In dieser Abteilung sprach am

23. Februar Herr Oberlehrer Dr. Dobriner über „Das Verhältnis zweier Flächen".

II. Litterarische Mitteilungen.

Neuere Goethe- und Schillerlitteratur XIV.

Von Professor Dr. Max Koch zu Breslau.

Im Laufe des Jahres 1897 ist Frankfurt um zwei Monumentalbauten bereichert worden, die Goethes Namen an der Stirne tragen. Zwar sucht man in dem Bericht über die bei „Eröffnung des Goethe-Gymnasiums“ gehaltene Rede[1]) selbst vergeblich nach irgend einer Nennung seines hohen Paten. Aber in Goethes Sinn hat der Leiter der Anstalt in der Rede wie in dem die „Festschrift“ einleitenden trefflichen Aufsatz „Goethe-Gymnasium“ auf die Bedeutung der humanistischen Studien hingewiesen, und wie ein Nachhall aus der pädagogischen Provinz von „Wilhelm Meisters Wanderjahren“ klingt die Mahnung des Festredners an die Schüler der Anstalt: „Habet Ehrfurcht vor den Dingen, die euch umgeben“. In klaren festen Linien entwirft die Festschrift ein Bild von Goethes pädagogischen Grundsätzen und fordert ihre Nutzbarmachung in der nach ihm benannten Lehranstalt. Nicht blos durch den Namen dagegen, sondern durch seine ganze Bestimmung thatsächlich Frankfurts größtem Sohne gewidmet erscheint das am 20. Juni 1897 eröffnete Frankfurter Goethemuseum. Des bedeutsamen Ereignisses wäre in diesen Übersichten zu gedenken, auch wenn wir

---

[1]) Programm des Goethe-Gymnasiums in Frankfurt a. M. Frankfurt 1897 (Druck von Gebr. Knauer). — Festschrift zu der am 7. Januar 1897 stattfindenden Einweihung des Goethe-Gymnasiums. Herausgegeben vom Lehrerkollegium. Frankfurt a. M. 1897 (Druck und Verlag von Gebr. Knauer).

der Einweihung der ſchönen Räume nicht gleich eine beſondere litterariſche Gabe zu danken hätten.[2])

„Das Goethehaus in Weimar“ haben vor kurzem Paul Heyſes pietät- und ſtimmungsvolle Reime in einem mit Bildern reizend ausgeſchmückten Büchlein[3]) geſchildert und gefeiert. Aus den Räumen, die noch ſo völlig unverändert wie in Goethes letzten Lebensjahren den Beſucher empfangen, weht ein eigener, ehrfurchtgebietender Geiſt uns noch lebensvoll entgegen. Das Goethehaus in Frankfurt ebenſo geſchichtlich treu der Geſtaltung wieder anzunähern, die es in der Entſtehungszeit von Götz, Werther und Stella den zahlreichen Beſuchern der „Casa santa“ zeigte, iſt ſeit 1862 das Ziel der unermüdlichen Sorgfalt des Freien Deutſchen Hochſtiftes. Erreichen ließ es ſich aber nicht, ſo lange die Zimmer des Hauſes auf dem Hirſchgraben zugleich auch als Geſchäfts- und Bibliotheksräume für das Hochſtift ſelbſt und als Aufbewahrungsort für eine ſich ſtets mehrende Anzahl auf Goethe bezüglicher Gegenſtände dienen mußten. Indem in unmittelbarſter Nachbarſchaft des alten Goethehauſes der Neubau eines Goethemuſeums ausgeführt wurde, ward einerſeits die geſchichtlich treue Wiederherſtellung der Innenräume des Goethiſchen Familienhauſes ermöglicht und andererſeits eine neue Sammelſtätte für Goetheandenken im allgemeinen und die verſchiedenartigſten Zeugniſſe für Goethes Beziehungen zu ſeiner Vaterſtadt im beſonderen geſchaffen. Daß auch die Goethelitteratur unmittelbaren Gewinn von der Errichtung des Muſeums erhoffen darf, zeigt bereits in erfreulichſter Weiſe die zur Eröffnung erſchienene Feſtgabe. Dem Muſeum wurden dreizehn bisher ungedruckte Briefe Goethes an den Frankfurter Johann Iſaak von Gerning geſchenkt, die nun als prächtig ausgeſtattete Einweihungsſchrift von Otto Heuer mit allen nötigen Erläuterungen kundig und ſorgfältig herausgegeben wurden. Das Fakſimile eines Goethe-

---

[2]) Freies Deutſches Hochſtift. Zur Eröffnung des Frankfurter Goethemuſeums. Ungedruckte Briefe Goethes an J. J. von Gerning in Frankfurt a. M., 1897. (Nicht im Buchhandel. Druck von Gebr. Knauer).

[3]) Berlin 1897 (Verlag von W. Hertz. Der Ertrag iſt zu gleichen Hälften der Unterhaltung des Goethe-Hauſes und der Deutſchen Schiller-Stiftung gewidmet).

briefes und ein Bild Gernings, 1798 von Angelika Kauffmann zu Rom gemalt, ſind nebſt je einer Anſicht vom Äußern und vom Innern des Goethemuſeums den Briefen beigegeben.

Die Briefe ſelbſt enthalten nicht eben Bedeutendes, aber als neue Belege für Goethes Beziehungen zu Frankfurtern und der Mannigfaltigkeit ſeines brieflichen Verkehrs ſind ſie beachtenswert. Der ſich immer erweiternde Überblick über Goethes Briefwechſel erfüllt mit Staunen und Bewunderung, freilich auch etwas mit ängſtlicher Scheu vor der Schwierigkeit, in dieſer „Fülle der Geſichte“ als Litterarhiſtoriker ſich noch zurechtzufinden. Seit an dieſer Stelle der Weimariſchen Ausgabe[4]) zum letzten Mal gedacht ward, haben Band 17—21 der Briefabteilung für die Jahre 1804—10 vierhundertfünfundfünfzig und als Nachtrag[5]) zu den vorangehenden Bänden neunundſechzig ungedruckte Briefe gebracht: In der Sophienausgabe liegen nunmehr bereits über 6100 Briefe Goethes in kritiſch geprüftem Wortlaute vor. Einen größeren Beitrag zu den erſtmalig veröffentlichten Briefen liefern die vertraulichen Schreiben an Chriſtiane, in denen der einfach gemütliche Ton waltet, während Goethe ſeinen ſonſtigen Briefen, nach eigenem Geſtändnis an Hirt (13. Juni 1809), „einigen Gehalt geben und für ein bedeutendes Mitgeteilte nicht bloß einen allgemeinen Dank erwidern möchte“. Dagegen enthalten gerade die Briefe an Chriſtiane offene Bekenntniſſe über die Mühen der Theaterleitung, für die eine Reihe offizieller Schriftſtücke an Kirms und die Theaterkommiſſion aus den Akten hervorgezogen ſind. „Ohne Dich,“ ſchreibt er von Karlsbad aus an Chriſtiane (7. Auguſt 1806), „weißt Du wohl, könnte und möchte ich das Theaterweſen nicht weiter führen.“ Und als im November ein böſer Riß eintrat, meinte er, die Dinge beim Theater wären gelinder abgegangen, wenn Chriſtiane in Weimar geweſen wäre. Wenn bisher nur von Chriſtianens Freude am Theater die Rede war, ſo erſcheint ſie nach dieſen Zeugniſſen als

[4]) Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachſen. Weimar 1895—1897 (Hermann Böhlaus Nachfolger).

[5]) Auf zwei überſehene Briefe an Ramann vom 14. April 1804 und 20. Juni 1806 hat Otto Günther im 10. Bande der „Zeitſchrift für vergleichende Litteraturgeſchichte“ hingewieſen.

ſchätzenswerte Helferin in Theaterſachen. Je mehr wir durch die Briefe das Verhältnis überſehen können, um ſo wahrer erſcheint Heyſes Gruß beim Durchſchreiten des Goethehauſes an die „Vielgeläſterte“, die ihr Geſchick preiſen durfte,

Daß er Dich wählt' und Du ihm nichts verſagt,
Nicht nur zu flücht'ger Luſt als niedre Magd:
Ein Stück Natur, das in dem kahlen Drang
Des Alltags warm den Buſen ihm umſchlang,
Dem Vielbedürft'gen gab ein heitres Glück,
Demütig, ſelbſtlos, treu ein Leben lang.

Vor und nach der Eheſchließung ermahnt Goethe die kleine Freundin und Gattin, ſie ſollte ſich durch Anfeindungen nicht die Freude an ihrem Verhältnis ſtören laſſen. Wenn Schiller einmal von Goethes jämmerlichen häuslichen Verhältniſſen ſpricht, ſo müſſen wir feſtſtellen, daß die brieflichen Zeugniſſe bis 1810 ein ganz entgegengeſetztes, durchaus freundliches Bild von Goethes häuslichem Leben entwerfen. Er fühlt ſich wohl in ſeiner Häuslichkeit, wenn er auch ſeiner Geſundheit wegen ſich immer nach Karlsbad und zur ſtillen Arbeit nach Jena ſehnt. Auswärts vermochte er ſich den Freunden und der Arbeit unbefangener hinzugeben als in Weimar, wo „ich in meinen vielfachen Verhältniſſen nicht eben immer mit Leib und Seele zu Hauſe bin“ (Aug. 1796 an Marianne v. Eybenberg); „ein Intereſſe,“ ſchrieb er 1804 an Nikolaus Mayer, „jage da das andere“. Klar über Mittel und Ziele erkannte er die ganze Bedeutung des politiſch ohnmächtigen Weimar „in einer gegen unſere Kräfte disproportionierten Beförderung der Künſte und Wiſſenſchaften“ (7. Oktober 1807 an Cotta). „Ich kann,“ ſchrieb er einige Monate früher an ſeinen Amtsgenoſſen Voigt, „keine andern Pläne hegen als ſolche, die darauf hinausgehen, daß Weimar ſeinen alten litterariſchen Ruf erhalten und von dieſer Seite bedeutende Wirkungen äußern möge, zu einer Zeit, da unſere Widerſacher, beſonders ſeit den letzten Unfällen, uns ſo gern für vernichtet erklären möchten“. In der Sorge um die unter Eichſtädts Leitung neu begründete Jenaiſche Litteraturzeitung bethätigt ſich gerade in dieſem Zeitraum beſonders ſein Eifer „zur Ehre des Weimar-Jenaiſchen Weſens, welches denn doch eigentlich nicht ſepariert

werden kann". In der allgemeinen Litteraturzeitung sah er einen Anker, woran sich die Akademie Jena im Sturme ein Weile halten könne, und er war entrüstet über die Tücke der scheidenden Unternehmer, die das alte, große, kritische Institut nach Halle verpflanzten. Ende 1803 widmete er vier Monate der Arbeit, eine neue A.-L.-Z. „für diesen antiken Stadt- und Lehrkörper in Jena zu konservieren, zu instaurieren, zu restaurieren". Und als die Sache endlich im Gang war, da brach in einem Schreiben an Eichstädt, das er dann als zu persönlich nicht absandte, seine Teilnahme an dem Unternehmen fast leidenschaftlich hervor (Nr. 5013): „Und überhaupt, warum lebt man denn?! Warum bildet man sich mit Mühe und Eifer aus, wenn man nicht auch in seinem Volke eine Stimme haben soll, die sich der hohle Dünkel täglich anmaßt. Unsere Zeitung hat im vorigen Jahre (1804) Charakter gezeigt, den zeige sie ferner und so ist sie geborgen. An Gegenreden, Gegenschreiben wird es ohnehin auch niemals fehlen, aber zu wissen, wieviel das wert ist und was man dagegen zu thun hat, das ist eigentlich die Sache." Da für und gegen die Namenlosigkeit der Kritiken in den größeren Rezensieranstalten schon so manches Wort gefallen ist, verdient eigens hervorgehoben zu werden, daß Goethe sich als entschiedenen Anhänger der Anonymität, als einer „alten, aber richtig gefühlten Einrichtung", bekannte. Seine eigenen Urteile über die einzelnen Rezensionen sind höchst lehrreich. Die Bedeutung von Görres erkannte er sofort bei dessen erster Einsendung und ließ sich auch durch dessen Sonderbarkeiten nicht irre machen.

Die Jenaer Universitätsverhältnisse erpreßten ihm manche Klage. Aber wenn er auch jeden Glauben an eine Besserung des akademischen Unwesens aufzugeben erklärte, so ließ doch seine Sorge dafür niemals nach. Sein Betreiben der Sendung des Botanikers Voigt nach Paris wie seine weitaussehende Vorsorge für Ausgestaltung der naturwissenschaftlichen Sammlungen in Jena und der Kunstschule in Weimar zeigt seine persönliche und sachliche Teilnahme an den einzelnen Universitätslehrern und der Wissenschaft im hellsten Lichte. Daß seine Teilnahme vor allem den Naturwissenschaften galt, hängt mit seinem eigenen Studium zusammen. Gleich nach den Unglückstagen von Jena läßt er den

Druck der Farbenlehre beginnen, die neben der Theaterbearbeitung des „Götz“ und den „Wahlverwandtschaften“ in den Briefen dieses Zeitraums von seinen Arbeiten am meisten erwähnt wird. Freilich kostete die Ausarbeitung der Farbenlehre viel Zeit, aber sie reute ihn nicht. „Ich bin dadurch zu einer Kultur gelangt, die ich mir von einer anderen Seite her schwerlich verschafft hätte“ (11. Mai 1810 an Frau v. Stein). Der Brief an Leonhard vom 12. Oktober 1807 enthält ein vollständiges Bekenntnis: „Um manches Mißverständnis zu vermeiden, sollte ich vor allen Dingen erklären, daß meine Art die Gegenstände der Natur anzusehen und zu behandeln, von dem Ganzen zu dem Einzelnen, vom Total-Eindruck zur Beobachtung der Teile fortschreitet, und daß ich mir dabei recht wohl bewußt bin, wie diese Art der Naturforschung, so gut als die entgegengesetzte, gewissen Eigenheiten, ja wohl gar gewissen Vorurteilen unterworfen sei.“ Der Brief war längst veröffentlicht, aber das Bekenntnis selbst wird nicht immer nach Gebühr beachtet. Unbekannt dagegen war bisher der die Übersendung der „Wahlverwandtschaften“ an Alexander von Humboldt begleitende Brief. Unter Bezugnahme auf Ottiliens Wunsch in ihrem Tagebuche, einmal Humboldten erzählen zu hören, schreibt der Dichter an den verehrungswerten Naturforscher: „Sie werden gewiß freundlich aufnehmen, daß in dem kleinen Roman Ihr Name von schönen Lippen ausgesprochen wird. Das, was Sie uns geleistet haben, geht so weit über die Prosa hinaus, daß die Poesie sich wohl anmaßen darf, Sie bei Leibesleben unter ihre Heroen aufzunehmen.“

Für die „Wahlverwandtschaften“ selbst fällt in einem Briefe an Frau von Eybenberg einmal die Bemerkung: „Man findet sich schon glücklich genug, wenn man sich in dieser bewegten Zeit in die Tiefe der stillen Leidenschaften flüchten kann.“ Der im Briefe vom 22. Februar 1809 erwähnte schlanke Architekt aus Kassel, auf den Bettina Eindruck gemacht haben soll, darf sicher mit dem Architekten des Romans in Verbindung gebracht werden. Den Briefen an Bettina wendet sich natürlich die Teilnahme ganz besonders zu. Zu den 31 Schreiben, die „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ für diesen Zeitraum enthält, bringt die Weimarer Ausgabe 14 echte, unveränderte Briefe Goethes. Die Folgerung,

daß die übrigen 17 von Bettina ganz erfunden seien, darf hieraus nicht gezogen werden. Soweit wir das Original und Bettinas Fassung jetzt miteinander vergleichen können, ist ihr Verfahren sehr verschieden. Ein wenig geändert hat sie überall, meistens aber sind diese Änderungen bescheidener Art; einigemale ist dagegen eine größere Partie ihre eigene Zuthat. Bettina hat sich aber so gut in Goethes Art hineingelebt, daß gerade unter ihren Zusätzen sich Stellen finden, die man von vornherein als echtgoethisch bezeichnen möchte. Den angezweifelten Ausdruck „Mein artig Kind! Schreiben Sie bald, daß ich wieder was zu übersetzen habe" hat Goethe dagegen am 9. Januar wirklich gebraucht. Auch ist er schon im siebenten der erhaltenen Briefe zum traulichen „Du" übergegangen. Jedenfalls zeigt der jetzt zum erstenmal in weiterer Ausdehnung mögliche Vergleich zwischen den Originalbriefen und Bettinas Mitteilungen, daß Bettina über den Grundton des Briefwechsels nicht getäuscht hat. Wenn Goethe schreibt, seine Frau habe Bettina eingeladen, er thue es nicht, so weist dies vielleicht auf die übergroße Zärtlichkeit des schwärmenden Mädchens hin, das Goethe entfernt halten wollte. Die Erwähnung Arnims in Goethes Briefen mußte Bettina bei ihrem Buche aus künstlerischen Gründen beseitigen. Wie Goethes Briefe an Bettina, so gehören auch jene an Zacharias Werner zu den durch die Sophien-Ausgabe zum erstenmal veröffentlichten Dokumenten. Nach den Berichten über die Berliner Aufführung von Werners „Weihe der Kraft" hatte Goethe sein ungünstiges Urteil über die Arbeiten der jüngeren Romantiker mit besonderer Schärfe gegen Werner gerichtet. Aber schon am 11. Dezember 1807 schrieb er an Meyer, seinen Jenaer Aufenthalt mache ihm „Werner sehr interessant. Es ist ein sehr genialischer Mann, der einem Neigung abgewinnt, wodurch man denn in seinen Produktionen, die uns andern erst einigermaßen widerstehen, nach und nach eingeleitet wird". Seine Teilnahme für Werner hielt auch nach dessen Abreise an; er will seine Schriften 1808 mit nach Karlsbad nehmen, und „zwar nicht Ihr Evangelium aber doch Sie unterwegs predigen". Den „Vierundzwanzigsten Februar" fand er ein so lobenswürdiges und gutes Stück, daß er es selbst gegen den Verfasser verteidigen wollte.

„Sie kennen mich genug," ſchrieb er am 1. Oktober 1809 an Werner, „um zu wiſſen, daß wir immer einmal wieder eine Strecke Wegs mit Luſt zuſammen fortwandern können, wo wir uns auch treffen mögen; nur enthalten Sie ſich ja, mir Fußangeln aus der Dornenkrone vor meine Schritte hinzuſtreuen. Laſſen Sie mich den Pfad, den ich mir ſelbſt gebahnt und gekehrt, ruhig hin und wider ſpazieren und begleiten mich, inſofern es die Gelegenheit giebt". Werner kehrte ſich freilich nicht an dieſe freundliche Mahnung und zerſtörte durch ſeine Unduldſamkeit das Verhältnis.[6])

Einen teilweiſen Erſatz für den Verluſt Schillers fand Goethe in dem Briefwechſel mit Reinhard und Zelter. Riemers Ausgabe des Goethe-Zelteriſchen Briefwechſels bedarf bekanntlich ſehr entſchieden der Nachprüfung. In einem bisher unbekannten Briefe aus Lauchſtädt an den Herzog vom 10. Auguſt 1805 giebt Goethe ſeiner Freude Ausdruck, den Berliner Zelter, dieſen köſtlichen Mann, für einige Tage zu beſitzen. „Wenn die Tüchtigkeit ſich aus der Welt verlöre, ſo könnte man ſie durch ihn wieder herſtellen." An Zelter wendet er ſich auch wegen der Muſik zu der großen Trauerfeier für Schiller, deren Schema Suphan ſo findig ausgedeutet hat (vgl. XI. 224). Vor allen an Zelter, doch auch an Iffland und Humboldt richtet er ſeine Klagen über die Mühe, die antitheatraliſche Grundrichtung des „Götz" zu überwinden. In einem neu veröffentlichten Briefe an den Prinzen Auguſt von Gotha ſpottet er über ſeine Bemühung „von dieſem wiedergeborenen Mondkalb zum zweiten Mal entbunden zu werden". Die Entlehnung der Briefe des hl. Bonifatius aus der Jenenſer Bibliothek (Nr. 5236) möchte ich mit der Arbeit an dem „Trauerſpiel in der Chriſtenheit" in Verbindung bringen. Daß der Dichter von Werthers Leiden einmal an eine Überſetzung von Foscolos Ortisbriefen, des dem Werther nachgebildeten italieniſchen Romans dachte (Nr. 5191), iſt merkwürdig genug. Goethe freute ſich der tieferen Wirkung ſeiner Werke, aber er durfte wahrheitsgemäß ſagen (19. Januar

[6]) Wie völlig Werner in ſeinen ſpäteren Jahren in religiöſen Fragen aufging, zeigt die neueſte Veröffentlichung aus ſeinem Briefwechſel, Albert Zippers Lemberger Gymnaſialprogramm „Zacharias Werner und die Familien Grocholski und Choloniewski" Lemberg 1896.

1804 an Eichstädt), daß er beim Arbeiten sich niemals um die Effekte nach außen bekümmert habe. Das Verlangen nach gründlicher Sachkenntnis hatte seine Abneigung gegen allen Dilettantismus zur Folge, und bilderreich, wie er bei innerer Teilnahme stets wird, klagt er angesichts der belletristischen Rezensionen in der Litteraturzeitung: „Es giebt immer eine sehr schreckliche Marmelade, wenn dilettantische Schriften von Dilettanten beurteilt werden (vgl. Faust V. 4217 f.): der Nagel hat keinen Kopf und der Hammer trifft falsch.“ In einem der neu veröffentlichten Briefe (Nr. 4948) schreibt Goethe, in den glücklichsten Augenblicken, wo die besten Meister sich der höchsten Kunst näherten, verschwinde die Individualität und werde das, was durchaus recht ist, hervorgebracht. Solche Zurücksetzung des Charakteristischen gegenüber einem höchsten Kunst-(Schönheits)Ideal entspricht ja wohl den auch sonst geäußerten Ansichten der W. K. F., aber in der hier ausgesprochenen Schärfe wird der Satz doch höchst anfechtbar.

Unter den neu mitgeteilten Briefen sind vor allen die an Karl August nach den Schreckenstagen von Jena bedeutend. Gegenüber der Vorliebe des Gothaischen Hofes für die französische Sprache hatte Goethe sich selbst schon 1796 bezeichnet „als einen, der nichts anders als deutsch sein kann“. Aus dem März 1804 stammt der Vorschlag zu einer kleinen Sozietät, oder wie Goethe in Erinnerung an die Crusca schrieb, „nicht zu einem Kleien-, sondern wo möglich Weizenverein“, der ohne den gewöhnlichen Hokuspokus solcher Gesellschaften „ein wahrhaft allgemeines deutsches Wörterbuch“ und Idiotiken zusammen bringen solle. Den wichtigsten Briefbekenntnissen Goethes wird man den bisher völlig unbekannten Brief an Jacobi vom 7. März 1808 anreihen müssen. Schiller habe sich an das Edle gehalten; um ihn zu überbieten, griffen die Romantiker nach dem Heiligen. Aber während bei den Alten das Heilige aus dem sinnlich gefaßten Schönen entsprang, ruhe das Moderne auf dem sittlich Schönen, dem das Sinnliche entgegenstehe.

Man greift unwillkürlich solche Einzelheiten aus der Masse der Briefe heraus, obwohl sie noch kein Bild von dem Eindruck dieser Briefe als Masse geben. Leitzmann hat für den 18. Band, der auch zahlreiche Nachträge zu allen bisher erschienenen Bänden

*

enthält, ein Register zu Band 9—18 ausgearbeitet, und wohl ist dies dringend nötig, um die Möglichkeit der Ausnutzung der hier gesammelten Bemerkungen über Menschen und Kunstwerke, Theater und Wissenschaft, häusliche und öffentliche Angelegenheiten anzubahnen. Liest man mehrere Bände dieser Briefe hintereinander durch, so beugt man sich in Ehrfurcht vor dem nach allen Seiten strömenden Reichtum dieses Lebens. Man bewundert die unerschöpfliche Fülle des Ausdrucks und verkennt selbst in dem ängstlich pedantischen Verhalten des Weimarischen Beamten nicht den zielbewußten Menschen, der seine Sonderexistenz in dieser kleinen Welt so unvergleichlich großartig aufzubauen wußte. Die schaffende Thätigkeit des einzelnen Tages, deren volles Bild aus den Briefen sich auferbaut, verzeichnen registermäßig die Tagebücher, deren siebenter und achter Teil uns über die Jahre 1819—22 in der aus den früheren Bänden bekannten Weise unterrichtet. Für die Jahre 1821 und 22 kommt zu den Tagebüchern auch noch ein „Agenda"-Verzeichnis und eine „Bücher-Vermehrungsliste", die, obwohl sie nur Geschenke aufweist, eine ganz stattliche Anzahl Bände verzeichnet. Auf ein ungedrucktes Tagebuch Johann Konrad Wagners aus den Feldzügen 1792—94 weisen die Lesarten VIII, 373 hin. Arthur Schopenhauers „Die Welt als Vorstellung und Wille", in dieser Umstellung des Titels wird das Werk erwähnt, erhielt Goethe am 18. Januar 1819 aus Adelens Händen und las sofort einiges darin. Am 20. April erhielt er einen Brief des Philosophen aus Rom. Grillparzers Jugendtragödie wird zuerst als „Die Ahnenfrau" erwähnt. Am 27. September 1820 lautet der Eintrag „Über die Fortsetzung von Faust". Die maurische Romanze, die Goethe am 10. September 1822 zu übersetzen anfing, ist mir unbekannt. Die Lesarten, die zwei kaum hierhergehörige Briefkonzepte aufgenommen haben, bemerken dazu ebensowenig etwas wie zu dem auffallenden Vermerk vom 2. September: „Die Papiere zum biographischen Abriß meines ganzen Lebens hatten sich wieder gefunden. Ich durchlief dieselbigen." Schon Werner hatte bei Herausgabe seines Buches „Goethe und Gräfin O'donnell" (S. 57) bei einem Scherze des Herzogs über die Fortführung der Goethischen Biographie gefragt, ob hinter dem Scherze nicht eine That-

ſache verborgen ſei. Die Worte des Tagebuchs bedürfen jedenfalls der Aufklärung, und dies um ſo mehr, als ſie in dem höchſt wichtigen Schema „zu einer vollſtändigen Ausgabe zu Goethes Nachlaß von ihm ſelbſt entworfen“ eine Stütze finden. Das in den Lesarten zum Mai 1822 verborgene Schema enthält vieles, was dann in die Ausgabe letzter Hand überging, aber auch andere nicht ausgeführte Gruppen wie: Erotika, Priapeia, Juvenilia, an mich gerichtete Gedichte; Geſchichte des Weimariſchen Theaters; Lücken in den Mitteilungen aus meinem Leben, angedeutet, fragmentariſch bearbeitet, Stoff dazu niedergelegt, dadurch Bearbeitung durch einen dritten möglich gemacht.

Die Abteilung der Juvenilia hat nun die Weimariſche Ausgabe in den drei Bänden 37, 38, 39 als Jugendſchriften verwirklicht. Sie beginnen mit drei Neujahrsgedichten an die Großeltern und der „Höllenfahrt“, der ſich das nun zum erſtenmal vollſtändig mitgeteilte Buch „Annette“ anreiht. Ich meine, entweder müßten die Glückwunſchgedichte im vierten Bande der „Gedichte“ in der Gruppe „an Perſonen“ ſtehen, oder, was freilich das Beſſere wäre, die dort untergebrachten Verſe an die Mutter, an Moors, Rieſe und Björkland und anderes hätten in den 37. Band kommen ſollen. Die Trennung dieſer zuſammengehörenden Jugendgedichte erſcheint mir nicht wohl begründet. Von den 19 Gedichten und Erzählungen des 1767 für Käthchen Schönkopf zuſammengeſtellten Büchleins hat Goethe nur „das Schreyen“ ins Leipziger Liederbuch, die Ode an Zachariä in ſeine Werke aufgenommen. Eine Charakteriſtik der Sammlung, die dem Leipziger Liederbuch gegenüber noch einen höchſt unerquicklichen Eindruck der Unreife und lüſterner Altklugheit macht, hat Suphan ſchon 1895 in der „Deutſchen Rundſchau“ gegeben. Die Corneilleüberſetzung aus Leipzig und die Oſſianverdeutſchung aus Straßburg (mit Ausſcheidung der irrtümlich in den „jungen Goethe“ geratenen metriſchen Übertragungen Herders), die Ephemeriden und juriſtiſchen Theſen der Lizentiatenpromotion wie die kleineren Proſaarbeiten der Frankfurter Zeit, die durch v. d. Hellen feſtgeſtellten Beiträge zur Phyſiognomik, denen ich gerne das „Lied des phyſiognomiſchen Zeichners“ beigefügt geſehen hätte, mit den betreffenden Bildern und die Rezenſionen aus den

„Frankfurter gelehrten Anzeigen“ füllen den erſten Band der Jugendſchriften. Den Hauptinhalt des zweiten bilden die Singſpiele „Erwin und Elmire“ und „Claudine von Villa Bella“, denen das „Concerto dramatico“, Hans Wurſts Hochzeit, Der ewige Jude, Künſtlers Vergötterung und nach einer noch unbenutzten Handſchrift aus Mercks Nachlaß „Götter, Helden und Wieland“ vorangehen. Band 38 enthält den kritiſchen Apparat für beide Teile. In ihm hat Veit Valentin eine die richtige Reihenfolge herſtellende Redaktion der Labores juveniles und die drei deutſch-lateiniſchen Dialoge daraus in authentiſcher Widergabe mitgeteilt. Aus Kriegks Mitteilungen über „Goethe als Rechtsanwalt“ haben zwei größere Aktenſtücke Aufnahme gefunden, und Witkowski hat die Unterſuchungen von Biedermann, Scherer, Seuffert über Goethes Anteil an den „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ wieder aufgegriffen. Im Texte fanden natürlich alle von Goethe ſelbſt ausgewählten Rezenſionen nebſt drei ausdrücklich für ihn bezeugten Stücken (Geßners Idyllen, Hauſen Leben Klotzens, Nachrede) Aufnahme, wobei aber diejenigen, die Goethe ſich nachweisbar irrtümlich zuſchrieb, in kleinerem Druck erſcheinen. Als Paralipomena ſind dagegen noch weitere 71 Rezenſionen aufgenommen, für die Witkowski die Gründe für Goethes Autorſchaft überwiegend findet. Mit ſchwankenden Wahrſcheinlichkeitsbeweiſen müſſen wir uns hier eben begnügen. Sieht ſich doch Witkowski gezwungen, eine ganze Reihe der von Scherer als Goethiſch beanſpruchten Rezenſionen wieder zurückzuweiſen.

Für das Perſonenverzeichnis von Hans Wurſts Hochzeit haben die Handſchriften manchen Nachtrag geliefert. Eine anziehende Sammlung ganz kurzer fragmentariſcher Aufzeichnungen hat Erich Schmidt unter der Bezeichnung „Späne“ an den Schluß der Lesarten geſtellt. Es iſt unter ihnen gar manches köſtliche Zeugnis für die Friſche, Eigenart und auch für die Gedankentiefe des jungen Goethe. Im dritten Bande der Jugendſchriften hat Schmidt den „Urfauſt“, Sauer den „Gottfried von Berlichingen“ herausgegeben, deſſen erſte Theaterbearbeitung in dem noch nicht abgeſchloſſenen dreizehnten Bande der Weimariſchen Ausgabe erſchienen iſt. Schmidt hebt nun ſelbſt hervor, daß Goethes Frank-

furter Fauſtpapiere mehr enthalten haben müſſen, als uns die Abſchrift der Frl. von Göchhauſen überliefert hat. In der erſten Freude über Schmidts Fund wollten manche von dieſer für die Beurteilung der ganzen Frage ſo wichtigen Einſchränkung nichts hören. Ich freue mich, daß nun der glückliche Entdecker ſelbſt die von mir von Anfang an betonte Einſchränkung macht. „Prometheus“ iſt nach der Straßburger Handſchrift abgedruckt; die Einſicht in die in Kochberg aufbewahrte Handſchrift wurde für den „Mahomet“ wie in andern Fällen von der Steiniſchen Familie verweigert und damit auch die Möglichkeit, die noch ungedruckten Fabeln Goethes endlich zu veröffentlichen, abgeſchnitten. Ein Hinweis auf Alis und Fatemas Wechſelgeſang wäre beim Mahomet doch ſehr am Platze geweſen. Die Bearbeitung der voritalieniſchen Iphigeniendichtung wurde Michels anvertraut. Im Texte iſt die Proſa-Iphigenie nach der aus Knebels Beſitz ſtammenden Berliner Handſchrift (Bächtolds A) abgedruckt, in den Lesarten erfolgte ein vollſtändiger Abdruck der Deſſauer Handſchrift aus Lavaters Beſitz in unregelmäßigen Jamben (Bächtolds B). Eine Handſchrift aus Herders Nachlaß, von Vogel geſchrieben, und eine vom Kanzler Müller in Goethes Nachlaß verwieſene ſind für den kritiſchen Apparat der Proſa-Iphigenie überhaupt zum erſtenmal, die Bächtold nur bruchſtückweiſe zugängliche Handſchrift G zum erſtenmal vollſtändig benutzt. Trotz dieſes Reichtums an handſchriftlichem Material bereitet aber die Ausgabe in der Hauptſache eine Enttäuſchung. Bei der Ausgabe der jambiſchen Iphigenie erzählte Litzmann (X, 389) von einer im Sommer 1786 in Weimar durch Vogel hergeſtellten Iphigenienhandſchrift in Verſen, die Goethe nach Karlsbad und, nachdem er ſie dort Herder vorgelegt, nach Italien mitnahm. Dieſes Manuſkript würde demnach die Grundlage der römiſchen Bearbeitung und deshalb von beſonderer Wichtigkeit ſein. Da Michels bei der Vogeliſchen Handſchrift aus Herders Nachlaß nichts von einer metriſchen Faſſung erwähnt, kann es ſich bei ihr nicht wohl um die von Litzmann angezogene Handſchrift handeln. Dann hätte deren einſtiges Vorhandenſein aber doch in der Textgeſchichte erwähnt werden müſſen? Allein ſtatt Erwähnung dieſer letzten metriſchen Vorſtufe macht der Herausgeber, der ſich hierin ja wohl in Über-

einſtimmung mit der Redaktion befinden wird, den Verſuch, die metriſche Faſſung von 1780, alſo Bächtolds B, als unecht zu verdächtigen. Dem Einwand, wir hätten kein direktes Zeugnis von Goethe für eine metriſche Bearbeitung aus dem Jahre 1780, muß man doch die Frage entgegenſetzen: Iſt es wahrſcheinlich, daß Lavater ſelbſt oder der vermittelnde Knebel eine ſolche Umformung der Iphigenie vorgenommen habe? Lavater hatte ſein eigenes Drama in Proſa geſchrieben und die Herrſchaft des Proſadramas war 1780 noch ſo unbedingt, daß wohl niemand außer Goethe ſelbſt an eine ſolche Umarbeitung gedacht haben würde, am wenigſten der vielbeſchäftigte Züricher Prophet, der in der Proſa ſich wohler fühlte als in Verſen. Knebel aber hat niemals, und am wenigſten Goethe gegenüber, Ramleriſche Neigungen verraten. Ich halte es für ganz unmöglich, Lavater oder Knebel als Urheber dieſer metriſchen Faſſung anzuſehen. Das Ungenügende und Flüchtige dieſer noch nicht flügge gewordenen Verſe und das zufällige Verſagen brieflicher Zeugniſſe kann der Exiſtenz dieſer Bearbeitung gegenüber mir den Glauben an Goethes Autorſchaft nicht erſchüttern.

Ein vollſtändig neues Werk Goethes, gleich den „Aufgeregten“ und den „Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten“, mit denen es der 18. Band vereinigt, eine dichteriſche Widerſpiegelung der franzöſiſchen Revolution, aber leider auch gleich den „Aufgeregten“ ein Bruchſtück, iſt das Trauerſpiel „Das Mädchen von Oberkirch“. Wie in den beiden anderen Revolutionsdichtungen geht der Dichter aus von dem Zwieſpalt der politiſchen Meinungen innerhalb eines befreundeten Kreiſes. Söhne und Töchter der Gräfin mußten ſich flüchten vor der Revolution, deren Anfänge ihr Neffe, der Baron Karl, und der Geiſtliche Manner begünſtigten. Der Baron glaubt ſeine Lage der drohenden Pöbelherrſchaft gegenüber zu verbeſſern, wenn er vorurteilsfrei Marie, die ſchon lange von ihm geliebte Dienerin und Pflegetochter ſeiner Tante, heiratet. Aber auch Manner liebt die Treffliche, die noch keinem ihre Neigung kund gethan hat. Die Gräfin ſcheint ganz gegen die Heirat, die der Baron nicht ohne den Willen ſeiner Tante vollziehen will. Daß Marie in der Folge als Göttin der Vernunft im Straßburger Münſter eine Rolle ſpielen muß, wie ähnliches ja auch in Paul

Heyſes Tragödie eintritt, geht wohl aus dem Schema hervor, das auch Gefangennahme und Rettungspläne verzeichnet. Um aus dem Schema aber weiteres über den Gang des Stückes zu entwickeln, müßte man die eigene Phantaſie ſo ſtark wirken laſſen, daß man Gefahr liefe, ſich zu weit von Goethes Plänen zu entfernen. Ein etwas reichhaltigeres Schema erhalten wir zur „Reiſe der Söhne Megaprazons“. Als den Kernpunkt der „Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten“, an den ſich alles übrige anreihte, hebt die Textgeſchichte die Novelle vom ehrlichen Prokurator heraus. Den „guten Weibern“, die mit zwei von ihrem Bilderdutzend ausgeſtattet ſind, iſt Seufferts langjähriges Studium ihres Textes zu gute gekommen. In Ergänzung ſeiner früheren Ausgabe konnte er nun auch die vom Künſtler ſelbſt herrührende Erklärung der zwölf Kupfer mitteilen. Reiches handſchriftliches Material, Schemata und Varianten bot das Archiv für die „Novelle“. Neben den einzelnen Bearbeitern und dem überall fördernden Eingreifen Suphans haben Heitmüller, Wahle und Freſenius in der Ausgabe der Briefe und Tagebücher wie der einzelnen Werke wieder aufs neue ihre hingebende Sorgfalt und ſichere Detailkenntnis bewährt. Die Ausgabe der auf drei Teile berechneten „Schriften zur Kunſt ſeit der italieniſchen Reiſe“ hat Otto Harnack ſoeben mit dem 47. Bande begonnen, Rudolf Steiner dagegen ſeine Mitwirkung an der II. Abteilung, der Sammlung von „Goethes naturwiſſenſchaftlichen Schriften“, mit dem 12. Bande („Allgemeine Naturlehre. Zweiter Teil“) abgeſchloſſen. Ein Regiſter zu den letzten ſieben Bänden dieſer von den vier Abteilungen der ganzen Ausgabe wohl am früheſten der Vollendung entgegenſehenden Abteilung hat Steiner ſeinem Schlußbande beigegeben. Seinen Hauptinhalt bilden Goethes Beobachtungen über Meteorologie, die erſt ſeit 1815 durch Luke Howards „Verſuch einer Naturgeſchichte und Phyſik der Wolken“ eine feſte Unterlage gewannen. Einzelne Aufſätze aus den Heften zur Naturwiſſenſchaft reihen ſich dieſen Studien noch an. Wie in den früheren Bänden konnte auch in dieſem letzten manches Ungedruckte veröffentlicht werden, vor allem eine ſehr ausführliche „Inſtruktion für die Beobachter bei den großherzogl. meteorologiſchen Anſtalten“ und mehrere kleinere Nieder-

ſchriften über Winderzeugung und Witterungskunde. Durch gefällige Einkleidung zeichnet ſich der 1819 zu Karlsbad ausgearbeitete Aufſatz aus. Daß Goethe für dieſe Studien ſich der Hilfe des jungen Preller bediente, iſt bekannt. Bei den Wolkenbildungen in ſeinen berühmten Odyſſeelandſchaften mag man ſich der im Auftrage Goethes in ſeiner Jugend gezeichneten Wolkenſtudien erinnern. Bei Goethes Aufſatz „Wolkenzüge“ von 1823 aber denkt man unwillkürlich vergleichend an Fauſts Schilderung des geballten Zugs ſeiner entlaſſenen „Wolke Tragewerk“ (V. 10041 f.).

So tritt auch bei dieſem Zweige von Goethes Naturſtudien ihr Zuſammenhang mit der Dichtung hervor, ein Zuſammenhang, der ſo innig iſt, daß Rudolf Steiner in der Vorrede zu ſeinem Buch über „Goethes Weltanſchauung“[7]) geradezu erklärt: „die Eindrücke, welche Goethe von den Erſcheinungen der Natur empfangen hat, muß man kennen, wenn man den vollen Gehalt ſeiner Dichtungen verſtehen will.“ In Goethes naturwiſſenſchaftlichen Arbeiten und Bekenntniſſen ſieht Steiner das ſicherſte Mittel, um über „die Grundrichtung ſeines Geiſtes“, die ſeine Weltanſchauung beſtimmenden Kräfte Klarheit zu gewinnen. Nicht in einem geſchloſſenen Syſtem habe Goethe ſeine Weltanſchauung aufgezeichnet. Es gehört, meint Steiner, im Gegenteil zu Goethes Eigenheiten, ſeine eigene Erkenntnisart nicht an ſich zu beobachten („Ich hab' es klug gemacht; ich habe nie über das Denken gedacht“). Sein Denken blieb ſtets mit den Gegenſtänden der Anſchauung erfüllt, ſein Anſchauen ein Denken über die Gegenſtände. Aber in ſeiner Lebensführung, in ſeiner geſchloſſenen Perſönlichkeit hat er ſeine Weltanſchauung „dargelebt“.

Steiners neueſtes Buch gehört zweifellos zu den bedeutenderen Werken der Goethelitteratur. Aber gerade weil es bedeutend iſt, trägt es auch das ſtark perſönliche Gepräge ſeines Autors. 1884 hat Steiner in Kürſchners „Deutſcher Nationallitteratur“ die Herausgabe von Goethes „naturwiſſenſchaftlichen Schriften“, von denen der vierte (Schluß-) Band noch ausſteht, begonnen und in den 84 Einleitungsſeiten des erſten Bandes (vgl. V, 475) zuerſt die

[7]) Weimar 1897 (Verlag von Emil Felber).

Forderung ausgesprochen: die Bedeutung von Goethes naturwissenschaftlichen Arbeiten nicht in den einzelnen Ergebnissen zu suchen, sondern in der großen Anschauung, die sich darin offenbare, die einen Wesensteil von Goethes Persönlichkeit ausmache. „Goethes Naturansicht", heißt es in der neuen Schrift (S. 88), „ist ein Ausfluß seiner Persönlichkeit". Steiner fühlte schon 1886 das Bedürfnis im Anschluß an seine Ausgabe seine von Goethes Naturstudien ausgehende Auffassung in einem eigenen Büchlein („Grundlinien einer Erkenntnistheorie der Goetheschen Weltanschauung mit besonderer Rücksicht auf Schiller") klar zu legen und auch die daraus für die Ästhetik sich ergebenden Folgerungen anzudeuten („Goethe als Vater einer neuen Ästhetik" 1889). Jetzt, nach dreizehnjähriger Arbeit an Goethes naturwissenschaftlichen Schriften faßt er am Abschluß ihrer Ausgabe zusammen, „was ich an Gedanken zu dieser Arbeit mitgebracht und was ich während derselben ersonnen habe". Daß Steiner in der naturwissenschaftlichen Richtung Goethes die Grundrichtung der ganzen Persönlichkeit sieht, ist durch Steiners eigene Beschäftigung bedingt: es stimmt indessen wohl auch mit den Thatsachen überein. Steiner hat aber während dieser Herausgeberthätigkeit in Weimar sich auch sein eigenes philosophisches System gebaut,[8]) und es ist ganz natürlich, daß er nun dies System auch auf Goethe anwendet oder, vorsichtiger ausgedrückt, Goethes Verhalten zu diesem System prüft. Und dies ist der Gesichtspunkt, von dem aus wir manche Behauptungen Steiners als subjektiv bestimmte nur mit großer Vorsicht aufnehmen dürfen. Das Buch selbst, dessen Darstellung erfreulich zeigt, daß sein Verfasser auch stilistisch aus der andauernden Beschäftigung mit Goethe Nutzen zu ziehen wußte, zerfällt in zwei Hauptteile. Wie Steiner in der früheren Schrift über die Grundlinien einer Goethischen Erkenntnistheorie Schiller besonders berücksichtigt hatte, so geht er auch diesmal von der Zusammenstellung Goethes mit Schiller aus, um den alten Gegensatz von Erfahrung und Ideenwelt scharf zu charakterisieren. Goethe selber hat in der Geschichte der Farben-

[8]) Die Philosophie der Freiheit. Grundzüge einer modernen Weltanschauung. Berlin 1894 (zweite Auflage in Vorbereitung. Verlag von Emil Felber).

lehre ihre größten hiſtoriſchen Vertreter, Ariſtoteles und Plato, mit einander verglichen. In Plato und ſeiner Aufſtellung einer Schein- (Erfahrungs-) und Ideenwelt ſieht Steiner den eigentlichen Urheber der dualiſtiſchen Weltanſchauung und ihrer Übel. Das Chriſtentum bezeichnet er als volkstümlich vergröberten Platonismus. Mit Übergehung des Gegenſatzes der mittelalterlichen Realiſten- und Nominaliſtenſchulen charakteriſiert er dann Bacon, Descartes — der aber keineswegs erſt „drei Jahrhunderte (! S. 18) nach Bacon ſeine Betrachtungen anſtellte“ —, Spinoza, Hume, Kant. Es kann ſich dabei natürlich nicht um ein ſtrengeres Abwägen im Einzelnen, ſondern nur um Anzeige der Grundrichtung handeln, ſonſt würde der befreiende, günſtige Einfluß Platos in der florentiniſchen Renaiſſance den ſcharfen Anklagen gegenüber doch zu betonen ſein. Aber die von Plato ausgehende dualiſtiſche Richtung wirkte in der That auch bei Kant noch fort. Goethe dagegen war nach ſeiner Künſtlernatur von Hauſe aus Moniſt und vermochte es nicht, die Trennung von Idee und Erfahrung, Vorſtellungen und Dingen anzuerkennen. Er ſah die Urpflanze in der Natur, die Schiller ihm nur als eine Idee gelten laſſen wollte. Die Philoſophen von Plato bis zu dem Kantianer Schiller glaubten über den Dingen zu ſtehen, um über ſie nachzudenken; Goethe will „ſich in ihre Tiefen eingraben und aus ihnen herausholen, was in ihnen lebt und wirkt“. Er zeigte ſich höchſt erfreut, als der Anthropologe Heinroth ihm ein „gegenſtändliches Denkvermögen“ zuſprach, denn ſein Denken ſonderte ſich nicht von den Gegenſtänden, ein von den Dingen der Natur getrenntes Denken iſt ihm „kraftloſes Gedankengeſpinſt“. Das Ineinsfühlen mit der Natur, dem er ſchon 1782 im Tiefurter Journal begeiſterten Ausdruck gab, wurde ihm in Italien erſt voll lebendig und fruchtbar. Die hohen Kunſtwerke erſchienen ihm zugleich als die höchſten Naturwerke. „Alles Wirkliche, Eingebildete fällt zuſammen; da iſt Notwendigkeit, da iſt Gott.“ Der Menſch müſſe das Schaffen der Natur in ſich erleben können (S. 60). Wie nun Goethe auf den einzelnen naturwiſſenſchaftlichen Gebieten, in der Morphologie (Pflanzen- und Tiermetamorphoſe), Farbenlehre, Geologie, Meteorologie, ſeine Vorſtellungen über die Naturerſcheinungen durch die Einzelforſchungen und wie beim

Zwischenknochen durch eine im voraus geforderte Entdeckung bethätigte (S. 89), bald der modernen Naturforschung vorangehend, bald im Gegensatz zu ihrer mehr mechanischen Erklärungsweise, das führt Steiner im zweiten, umfassenderen Teile seines Buches aus. Vielleicht ist er dabei in der an sich höchst dankenswerten Darlegung der Farbenlehre mehr in die Einzelheiten eingegangen, als man in einem Werke über „Goethes Weltanschauung" sucht. Vertiefende Belehrung bietet er überall. Daß Goethe bei solch monistischer Weltanschauung nicht auf dem Boden der christlichen Dogmenlehre stehen konnte (S. 80), ist eigentlich selbstverständlich. Daß Steiner sich nicht um die Widersprüche zwischen einzelnen Aussprüchen, sondern nur um die große Grundrichtung kümmert, ist durchaus zu loben. Hat er sich jedoch nicht selber von solchen Aussprüchen verführen lassen, bei seiner scharfen Scheidung von Goethes aufsteigender Entwickelung, durch die „sein eignes Wesen den Einfluß der christlich-religiösen und philosophisch-platonischen Vorstellungen allmählich überwand", und der absteigenden Entwickelung, „die ihn wieder zu christlichen und mystischen Vorstellungen hinführte"? Der Mystizismus, wie er am Schlusse des Faust sich geltendmacht, steht meiner Ansicht nach nicht im Widerspruch mit Goethes aus Naturvertiefung erwachsender Weltanschauung.

Steiner führt eine Stelle aus der italienischen Reise an, wo Goethe sich freut, „in der Urpflanze Modell und Schlüssel zur Erfindung unendlich vieler Pflanzen gefunden zu haben, die, wenn sie auch nicht existieren, doch existieren könnten, und nicht etwa malerische oder dichterische Schatten und Scheine sind, sondern eine innerliche Wahrheit und Notwendigkeit haben. Dasselbe Gesetz wird sich auf alles übrige Lebendige anwenden lassen." Jeder Leser wird unter diesem Lebendigen Goethes eigene Dichtungsgestalten miteinbegreifen. Sollte er wirklich den Schlüssel nun im Alter verloren haben, oder sind nicht auch diese mystischen Gestalten so nach dem in der Natur erkannten Modell, daß sie existieren könnten, wenn es solche Wesen gäbe? Mit dem Vorwurfe des Mystizismus gegen Goethes Alter würde ich zurückhaltender sein als Steiner.

Goethes Farbenstudium führt Steiner auf seine italienischen Kunstbetrachtungen zurück. „Jedes Gemälde gab ihm Rätsel auf,

in die Gesetze einzudringen, denen die Erscheinungen des Gesichtssinnes unterworfen sind." Für diese Fragen des Verhältnisses des Hell-Dunkel zu den Farben, warum Gelb eine heitere, Blau eine ernste Stimmung bewirke, hatte die Newtonische Farbenlehre keine Antwort. Schon die „Einleitung in die Propyläen", die den 47. Band der Weimarischen Ausgabe eröffnet, hebt hervor, daß der Maler die Lehre des Physikers von den Farben nur anstaunen, nicht daraus Vorteil ziehen könnte. „Das natürliche Gefühl des Künstlers aber, eine fortdauernde Übung, eine praktische Notwendigkeit führte Goethe auf einen eigenen Weg, er fühlte die lebhaften Gegensätze, durch deren Vereinigung die Harmonie der Farben entsteht, er bezeichnete gewisse Eigenschaften derselben durch annähernde Empfindungen, durch welche er diese Phänomene den allgemeinsten Naturgesetzen auf seine Weise näher brachte." Ja in diesem Zusammenhang ließ sich Goethe, der seinen 1794 niedergeschriebenen „Versuch, die Elemente der Farbenlehre zu entdecken" noch geheim hielt, in den „Propyläen" zu ersten Andeutungen seiner eigenen Lehre verleiten: „Vielleicht bestätigt sich die Vermutung, daß die farbigen Naturwirkungen, so gut als die magnetischen, elektrischen und andere, auf einem Wechselverhältnis, einer Polarität, oder wie man die Erscheinungen des Zweifachen, ja Mehrfachen in einer entschiedenen Einheit nennen mag, beruhen." In dem Verzeichnis der für die „Propyläen" noch „zu bearbeitenden Materien", das die nun bekannt gewordene reiche Sammlung der „Vorarbeiten und Bruchstücke" zu der lang und sorgfältig vorbereiteten aber kurzlebigen Zeitschrift, einleitet, finden wir denn auch: „Forderungen des Malers an den Farbenlehrer." Sechs vollständig ausgeführte, für die „Propyläen" bestimmte Aufsätze konnte Harnack in den Text selbst aufnehmen; am anziehendsten unter ihnen ist der über „Kunst und Handwerk". Daß der im Inhaltsverzeichnis vorgedruckte * den Aufsatz als bisher in den Werken fehlend bezeichnet, ist ganz in der Ordnung. Nicht einwandsfrei aber erscheint es mir, daß in diesem wie in ähnlichen Fällen auch in den Lesarten die Handschrift als überhaupt „ungedruckt" bezeichnet wird, während dieser Aufsatz mit Harnacks Erläuterungen doch schon im Goethejahrbuch für 1896 gedruckt

erſchien. In den Paralipomena iſt beſonders reichliches Material für Goethe-Schillers gemeinſame Arbeit „Über den Dilettantismus“ zum Abdruck gebracht worden. Der in der Hempelſchen Ausgabe und darnach auch in der Neubearbeitung Gödeckes als Goethes Eigentum bezeichnete Aufſatz „Über den Hochſchnitt“ rührt nach Ausweis der Handſchriften von Meyer her und wurde von Goethe nur mit Zuſätzen verſehen.

Die „Propyläen“, deren Aufſätze den Hauptinhalt des Bandes ausmachen, gelten als das klaſſiziſtiſche Manifeſt Goethes und Meyers. Eine Zurückweiſung der Wackenroderſchen „Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders“ und des „Blaubart“ (?) war für die Fortſetzung der Zeitſchrift geplant, polemiſche Bemerkungen gegen „Sternbalds Wanderungen“ waren bereits ſkizziert, wie andrerſeits Briefe eines Reiſenden und ſeines Zöglings, unter romantiſchem Namen ſich an Wilhelm Meiſter anſchließend, folgen ſollten. Aber gerade gegenüber dem neueren Streit um Nutzen oder Schädlichkeit der antiken Vorbilder muß man daran erinnern, daß Goethe doch manche Anſicht zugeſchrieben wird, welche in den „Propyläen“, die nach Neumanns hübſchem Ausdruck für Rauch „die frohe Botſchaft der Antike“ enthielten, ſelbſt anders lautet. Wohl bezeichnet Goethe die Werke der Alten als das Höchſte, das kein Moderner erreichen könne; aber er tritt auch ein für „die reinen Anſichten griechiſcher Kunſt gegen die Vorliebe für römiſche Antiquitäten“. Als „die vornehmſte Forderung, die an den Künſtler gemacht wird“, bezeichnet die „Einleitung der Propyläen“ für immer die: „daß er ſich an die Natur halten, ſie ſtudieren, ſie nachbilden, etwas, das ihren Erſcheinungen ähnlich iſt, hervorbringen ſolle“. Aber in dem Augenblick, da der Künſtler irgend einen Gegenſtand der Natur ergreife, müſſe er ihn durch Abgewinnung des Bedeutenden, Charakteriſtiſchen, Intereſſanten neu erſchaffen, da gehöre er ſchon nicht mehr der Natur an. Jedes Kunſtwerk müſſe ſich, heißt es in dem Laokoonaufſatz, durch ſinnliche Schönheit oder Anmut als ein ſolches anzeigen; nur durch „reine Sinnlichkeit und Intellektualität wird ganz allein das wahre Kunſtwerk hervorgebracht“. Dieſe grundſätzlichen Äußerungen geſtehen der Kunſt doch eine größere Freiheit gegenüber den antiken

Mustern zu, als man angesichts mancher moderner Angriffe auf Goethes Klassizismus vermuten möchte. Dem Hörer der Hochstiftsvorträge ist es ja auch wohl in Erinnerung, wie gerade ein Verfechter der modernen Kunst, Karl Neumann,[9]) den Künstlern „die unermeßliche Beobachtungsarbeit Goethes" in den Aufzeichnungen seiner dritten Schweizerreise als ein litterarisches Skizzenbuch nach der Natur zum Vorbild empfohlen hat. Er verweist den modernen Fachhochmut auf „das Beispiel Goethes, des bis zur Grenze des Lebens Lernenden und Sichvollendenden," und empfiehlt den im Weimarischen Propyläenbande enthaltenen Aufsatz „Über den Dilettantismus" Künstlern wie Publikum zum Studium. Und anziehend und geistvoll weiß er eine Parallele zu ziehen zwischen Fritz von Uhdes biblischen Bildern in modernen Kostümen und Goethes dichterischer Übertragung biblischer Bilder in der Episode der Wanderjahre: „Die Flucht nach Ägypten".

Neumann ist, so entschieden er die Selbständigkeit der neuen Kunst als ihre Lebensbedingung fordert, weit entfernt von einem Angriff auf Goethes klassische Richtung. Im Gegenteil vergleicht er den bildenden Einfluß des italienischen Aufenthaltes auf Goethe und Feuerbach. Beide wuchsen in Italien über ihre Zeitgenossen heraus, deren Verständnis erst allmählich den im Süden gereiften Werken der beiden Meister nachwuchs. Aber die Antike vertragen könne nur eine unmittelbar an der Natur geschulte Kunst; ich möchte ergänzen, jedes Muster, antik oder modern, muß zur Manier führen, wenn diese Schulung nicht vorausgegangen. Als aber der Dichter des Götz und des Werther die Antike auf ihrem Grund und Boden kennen gelernt hatte, da wußte er in ihren höchsten Leistungen eben die Natur selbst wieder zu finden.

Für die Fortführung der „Propyläen" skizzierte Goethe eine Schilderung „Italien als Kunstkörper" und die „Studierungsart der verschiedenen Nationen in Rom, der auf dem Fundament ihrer Akademie fußenden Franzosen, der zum Kunsthandwerk neigenden praktischen Engländer und der ein Studentenleben führenden, nur

---

[9]) Der Kampf um die neue Kunst. Zweite Auflage, Berlin 1897 (Verlag von Hermann Walther).

die Antike und wenig moderne große Meiſter verehrenden, ſtarrſinnigen Deutſchen". Nur weniges iſt aus dieſem Schema ſpäter in Goethes Werk über Winckelmann übergegangen. Eine Art Ausführung jenes Goethiſchen Planes hat aber Otto Harnack in ſeiner Schilderung der römiſchen Zuſtände vom Tode Winckelmanns bis zum Scheiden von Wilhelm von Humboldts Familie von der klaſſiſchen Stätte unternommen.[10])

Wenn Harnack uns das Bild des römiſchen Kunſtlebens und ſeiner einzelnen Vertreter auch nicht mit der greifbaren Anſchaulichkeit und Sehnſucht erregenden Unmittelbarkeit zu entfalten vermag, wie es Juſti in der Glanzleiſtung ſeines „Winckelmann" gelungen iſt, ſo iſt ſeine Darſtellung doch anziehend und lehrreich. Nicht nur äußerlich bilden die drei Abſchnitte über Goethes erſten und zweiten Aufenthalt in Rom und Goethes Nachwirkungen auf Künſtler und Kunſtſtudien in Rom den Mittelpunkt des ganzen Buches: Harnack erblickt in Goethes römiſchem Wirken und Walten auch den zweiten Höhepunkt des internationalen Kunſtlebens in Rom, deſſen erſter uns in Winckelmann erſcheint. Wenn Goethe auch erſt in den „Propyläen" in Deutſchland öffentlich als Verteidiger der klaſſiſchen Kunſtrichtung auftrat, ſo wirkte er in dem römiſchen Künſtlerkreis doch ſchon 1787 in dieſem Sinne und drang im Verein mit Meyer zugleich auf ſchärfere und tiefere Ergründung der geſchichtlichen Entwickelung. Meyer, der ſo lange ungerecht geringgeſchätzte, war der erſte, der gegen den Unfug, die antiken Statuen zu ergänzen, als Hiſtoriker Stellung nahm. Es iſt nicht eben Neues, was Harnack von Goethes Aufenthalt und Beziehungen in Rom berichtet, aber durch Heranziehung des nach der Rückkehr mit den Freunden gepflogenen Briefwechſels (Schriften der Goethegeſellſchaft 5. Band; vgl. VII, 182) und der Aufſätze aus den „Propyläen", des Müllerſchen Angriffs gegen Carſtens in Schillers „Horen", entſteht eine geſchloſſene Darſtellung, wie ſie, gerade von dieſem Standpunkt aus geſehen, noch nicht vorhanden war. Gegen die ſtarke Betonung des Kantiſchen Einfluſſes auf

[10]) Deutſches Kunſtleben in Rom im Zeitalter der Klaſſik. Ein Beitrag zur Kulturgeſchichte. Weimar 1896 (Verlag von Emil Felber).

Goethes Kunſtlehre würde Steiner Einſpruch erheben. Eine unhaltbare Verteidigung iſt es aber jedenfalls, wenn Moritz' berüchtigte Rezenſion gegen „Kabale und Liebe" dadurch entſchuldigt wird (S. 91), daß ſie vor Kants Lehre vom „intereſſeloſen Wohlgefallen" geſchrieben worden ſei. Das hat damit gar nichts zu thun. Der enge Anſchluß von Moritz an Goethe wie Goethes Abneigung gegen Müller und Heinſe werden von Harnack erörtert. Gegen Müller ſcheint mir Harnack nicht gerecht zu ſein, die Bedeutung Heinſes und ſeines „Ardinghello" erkennt er an.

Von einigen wichtigen Briefen Heinſes aus Italien hat Karl Schüddekopf im zweiten Teile des „Briefwechſels zwiſchen Gleim und Heinſe"[11]) einen ergänzten und verbeſſerten Neudruck gebracht. Aber auch für Goethe förderte die erneute Durchſicht der Originalbriefe einiges Bemerkenswerte zu Tage. So fehlte in Körtes Ausgabe in Heinſes Brief vom 8. September 1775 Heinſes Erklärung, er ſei wie von ſeinem Leben überzeugt, daß Wagner der Verfaſſer der Poſſe von „Prometheus und Deukalion" ſei, die der gute Gleim „verpfuite". „In dem Stücke ſelbſt ſei kaum Goethens Manier in Knittelverſen, geſchweige ſein Geiſt. Ich habe von Goethen eine Ode des Prometheus geleſen, da iſt Prometheus was anders, als der Wagneriſche; deſſen ganze Allegorie überhaupt abgeſchmackt und wahrer Unſinn iſt. Goethens „Götter, Helden und Wieland" iſt dagegen was eine Rotte afrikaniſcher Löwen gegen ein Dutzend Eſel in den Häuten iſt. Doch von dieſen allen mag das liebe deutſche Publikum denken und ſagen, was es will; es ſind ja auch ſchon manche kluge Wechsler mit falſchen Lederpiſtolen angeführt worden. Indeſſen hat es mich doch geärgert, daß ein ſo abgeſchmacktes Ding Lärm hat machen können." Gleim dagegen ärgerte ſich elf Jahre ſpäter als Jacobi Goethes „Prometheus" drucken ließ, daß das Gedicht, „an welchem doch ſo ganz und gar nichts höchſt Vollkommenes zu finden iſt", Anlaß gab, Leſſing in den Verdacht des Spinozismus oder, wie er es faßt, Atheismus zu bringen. Daß Goethe der Verfaſſer der „neuen Arria" ſei, mochte

---

[11]) Zweite Hälfte. Quellenſchriften zur neueren deutſchen Litteratur- und Geiſtesgeſchichte IV. Band. Weimar 1895 (Verlag von Emil Felber).

Gleim, trotzdem das Werk ihm ſo ſehr angerühmt wurde, nicht glauben wegen des „Übertriebenen im Ausdruck“, während er Goethes Romanzen („Es war ein Knabe frech genung“) vortrefflich fand. Zu den zum erſtenmal gedruckten Stellen gehört Heinſes Urteil über Goethes „innige Freundin Mamſell Fahlmer“. Sie habe einen ſo vortrefflichen Geiſt, eine ſo zarte, lebendige, ſtarke Empfindlichkeit, „als ich noch bei keiner von ihrem Geſchlecht erkannt“. Ebenſo iſt neu Heinſes Bericht (6. Juli 1778) über den Aufenthalt der Herzogin Anna Amalia und Mercks in Düſſeldorf. Der Herzogin römiſcher Aufenthalt iſt natürlich in Harnacks Buch gebührend gewürdigt. Auch in den Briefen an Heinſe klagt Gleim über das gottloſe Xenienweſen. Aber in den erſtmalig gedruckten Gedichten Heinſes aus Gleims Büchſe ſind die maſſenhaften Angriffe gegen Nicolai um nichts milder als die ſchärfſten der Xenien. In der 1776 gedruckten „etwas ungetreuen Überſetzung“ von Herreras 19. Elegie fällt in der 14. und 15. Strophe eine Ähnlichkeit des Tones auf mit dem in Schillers Klage „Die Götter Griechenlands“.

Dieſe Laube war Tibullens Laube,
Jene Grotte Platons Heiligtum.
Hier entriß ich Stolzer mich dem Staube;
Dort erblickt' ich ein Elyſium
In den Hainen, auf beblümten Wieſen,
Voll Adonen, Heben und Eliſen.

Gleims Klage um die entſchwundene Welt des Altertums in der Epiſtel an Heinſe vom November 1781 iſt kindiſch ſpielend, während in Heinſes Brief aus Tibur die echte Begeiſterung der Sturm- und Drangzeit weht. Heinſe betrachtet freilich noch in Italien das Altertum ungefähr ſo, wie es Goethe in ſeiner Jugendfarce „Götter, Helden und Wieland“ that. Da war es natürlich, daß ſich der Dichter der „Iphigenie“ in Italien und nach ſeiner Rückkehr vom „Ardinghello“ abgeſtoßen fühlte. Goethe übernahm durch ſeine Italienfahrt nicht nur als Vorkämpfer die Führung zur geſchichtlichen Auffaſſung der alten Kunſt, ſondern lehrte durch ſein Beiſpiel auch, ihre Erkenntnis für die deutſche Dichtung fruchtbar zu machen. Seine Schilderung Italiens aber, obwohl ſie in der

Digitized by Google

Hauptſache ſich auf Hervorhebung der für ſeine eigene Ausbildung wichtigen Eindrücke beſchränkte, hat die Luſt und Sehnſucht zum Beſuche Italiens in der Folge mächtig gefördert.

Da iſt es denn ein höchſt löbliches Unternehmen, den Reiſebüchern über Italien ein beſonderes zur Seite zu ſtellen, das, in gefälliger Darſtellung für weitere Kreiſe gehalten, ſich die Aufgabe ſtellt, dem modernen Italienfahrer überall Goethes Eindrücke und Urteile in Erinnerung zu bringen, das heute Geſchaute mit dem Zuſtand der Dinge im Jahre 1786 zu vergleichen. Wir haben vor kurzem ein dem gründlichen Forſchen ſeines Verfaſſers wie dem deutſchen Buchhandel zu Ehren gereichendes Prachtwerk erhalten: „Dantes Spuren in Italien“ [12]). Auf mehrjährigen Wanderungen hat Baſſermann „auf Dantes Fußſtapfen“ ganz Italien durchſtreift, um Landſchaften, Orte, Kunſtwerke, die Dante erwähnt, mit ihrer dichteriſchen Schilderung zu vergleichen, das innige Verhältnis des größten italieniſchen Dichters zur Natur und Kunſt ſeines Heimatlandes in Bild und Wort anſchaulich zu machen. Die alten Dante-Kommentare, Topographien und einzelnen Stadtgeſchichten boten hierfür reiches Material, und in dem für die Belehrung in ſtrenger Forſchung ausgeſuchten, vorzüglich wiedergegebenen Bildſchmuck iſt ſo in Baſſermanns Dantewerk ein Ehrendenkmal der modernen deutſchen Danteforſchung entſtanden. Der gleichlautende Titel „Dantes Spuren in Italien“ und „Auf Goethes Spuren in Italien“ [13]) reizt zum Vergleiche. Aber die Ziele und damit auch die verwendeten Hilfsmittel ſind verſchieden. Wohl möchte es ſich verlohnen, nach Art dieſer Danteſpuren auch einmal das Italien, wie Goethe es geſehen hat, im Bilde ſeinem Texte beizugeben, wie ähnliche Verſuche ja für das in „Dichtung und Wahrheit“ geſchilderte Frankfurt von Th. Reiffenſtein mit Glück unternommen worden ſind. Ja Goethe hat ſogar wegen einer

---

[12]) Wanderungen und Unterſuchungen von Alfred Baſſermann. Mit einer Karte von Italien und ſiebenundſechzig Bildertafeln. Heidelberg 1897. (Karl Winters Univerſitätsbuchhandlung).

[13]) Erſter Teil: Oberitalien. Zweiter Teil: Mittelitalien. Kennſt du das Land? Eine Bücherſammlung für die Freunde Italiens. Erſter und achter Band. Leipzig 1896 und 1897 (Druck und Verlag von C. G. Naumann).

solchen illustrierten Ausgabe seiner italienischen Reise 1815 mit dem Maler Roux verhandelt, wie Geiger im neuesten Goethejahrbuch zu erzählen weiß. Julius R. Haarhaus wollte dagegen in anspruchsloser Weise und bequemem Format dem Besucher Italiens ein Hilfsmittel bieten, überall sich Goethes anregende Begleitung zu gewinnen, ohne die spärlich bemessene Zeit durch umständliches Nachschlagen in Goethes Originalwerk sich zu verkürzen. Diese Aufgabe hat er sehr hübsch gelöst und ein nutzbares und hoffentlich auch vielbenütztes bildendes Reisehilfsmittel geschaffen. Die beiden vorliegenden Bändchen, deren Inhalt zuerst in der Beilage zur wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung erschienen ist, folgen Goethes Spuren in Ober- und Mittelitalien; ein drittes Bändchen für Neapel und Sizilien soll folgen. Für Goethes römischen Aufenthalt hat sich Haarhaus in dem Abschnitt „die Künstlerkolonie" enger an Harnack angeschlossen, als für seinen Zweck geraten war. Den ersten und den zweiten Aufenthalt in Venedig und Rom hätte er etwas mehr scheiden können. Die Bezeichnung Tiburs als des antiken Weimars scheint mir in nichts zutreffend. Bei dem eingehend geschilderten Markusplatz vermißte ich den Hinweis, daß er erst 1814 seinen Abschluß durch den neuen Querflügel der neuen Prokuratien erhalten habe. Die Bemerkung des ersten Bandes, daß Goethe sich gegen die Weltgeschichte ablehnend verhalten habe, hat Haarhaus durch die im zweiten (S. 12) gegebenen Anführungen selber thatsächlich zurückgenommen. Daß Goethe sich durch die Erzählung des nächstbesten Führers von Hannibals Schlachten nicht den stillwirkenden Natureindruck stören lassen mochte, kann auch wirklich nicht als Beweis mangelnder Teilnahme an der Geschichte gedeutet werden. Ein derartiges Geplauder möchte einem Niebuhr und Mommsen ebensowenig behagt haben.

Unabhängig von Harnacks und Haarhaus' Büchern, aber wie eine Ergänzung zu ihnen, bringt der neueste Band des Goethejahrbuchs[14]) eine reichhaltige Quellenstudie von Emil Sulger-Gebing, der ja auf dem Gebiete deutsch-italienischer Litteratur-

[14]) Goethejahrbuch. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Achtzehnter Band. Mit dem zwölften Jahresbericht der Goethegesellschaft. Frankfurt a. M. 1897 (Literarische Anstalt Rütten & Löning).

**

beziehungen schon mehrfach seine Forschung bethätigt hat. Veranschaulicht durch die verkleinerte Wiedergabe eines Stadtplans von Piranesi aus dem Zeitraum zwischen 1769 und 75 schildert er „das Stadtbild Roms zur Zeit Goethes". Während Haarhaus für den Touristen skizziert, führt Sulger-Gebing mit genauer Orts- und Litteraturkenntnis in jeder Einzelheit den Unterschied von Einst und Jetzt belehrend und mit lebhafter Deutlichkeit aus. Seine gründliche Studie ist ein vorzüglicher Kommentar zu Goethes eigener Schilderung. Wenn Sulger-Gebing aber von dem neuen Ausblick auf die ewige Stadt spricht, wie ihn jetzt die Passeggiata Margharita gewährt, so denke ich an den Eindruck, den Abbé Pierre Fromont von ihrem Ausgangspunkt bei S. Pietro in Montorio aus bei seinem ersten Betreten Roms erfährt. Es wäre in der That nicht recht, wenn bei der geschichtlichen Betrachtung von Goethes römischem Aufenthalt nicht einmal auf die Schilderung Roms durch den genialsten Maler unter den neueren Dichtern, auf Emil Zolas „Rome" [15]) hingewiesen würde. Nicht die Handlung und die Menschen des Romans kommen dabei in Betracht. Aber das Natur- und Städtebild, das sich vor dem warmherzigen Pierre ausbreitet, hat ein gewaltiger Dichter entworfen. Und gerade jene, die in unserem Klassiker Goethe einen lebensvoll fortwirkenden Dichter verehren, thun gut daran, seine Schilderung mit der des modernen Franzosen vorurteilsfrei zu vergleichen.

Zu Goethes Reisen bringt das Jahrbuch außer Sulger-Gebings größerer Arbeit auch noch eine kleine Notiz von Ruland, in der auf die Führer und die Kataloge hingewiesen wird, die Goethe von seinen Reisen mitbrachte. Ruland greift im Anschluß an Harnacks Ausgabe der Propyläenaufsätze aus diesen Katalogen Jean August Lehningers Description de la ville de Dresde et des ses environs von 1782 heraus, auf dessen Rändern Meyer 1794, gemeinsam mit Goethe, „sich auf der Dresdner Gallerie was Rechtes zu Gute thuend", Aufzeichnungen machte. Diese Notizen bilden die teilweise Grundlage für Goethes kritische Bemerkungen über 375 Gemälde der Dresdener Galerie. Es sind ganz kurze Charak-

[15]) Paris 1896 (Bibliothèque Charpentier).

terisierungen, wie Goethe sie ähnlich den einzelnen Liedern von „des Knaben Wunderhorn“ widmete. Die früheren Arbeiten von Biedermanns über Goethes Beziehungen zu Dresden haben durch die im 47. Bande der Werke aufgenommene Liste eine wertvolle Bereicherung erfahren. Daß für die Lokalgeschichte jeder Stadt und Provinz ihre Beziehungen zu Goethe zusammengestellt werden, wie dies die Italiener seit langem für Dante gethan haben, ist durchaus löblich.[16]) Und wenn die allgemeine Goethelitteratur dabei die Wiederholung von Altbekanntem in den Kauf nehmen muß, so vermag die Lokalforschung doch für manche persönliche Beziehungen und Einzelheiten die Erläuterungen in reicherer Fülle beizubringen, als dies sonst möglich wäre. Eine sehr umfangreiche, aber auch höchst fleißige Zusamuenstellung dieser Art hat Fr. Otto über „Goethe in Nassau“ unternommen.[17]) Für die Jahre 1763—65 und 1772—74 muß sich Otto in der Hauptsache auf die Angaben in „Dichtung und Wahrheit“ über einzelne Ausflüge, den Aufenthalt in Ems und die Lahnreise mit Lavater beschränken. Die Schweizerreise von 1779 ist nicht erwähnt, obwohl sie auf der Hin- und Rückreise nassauisches Gebiet berührte. Das Wichtige bietet der Wiesbadener Aufenthalt in den Jahren 1814 und 1815. Ein Plan der noch recht kleinen Stadt Wiesbaden von 1817 und eine Karte zur Lahnreise von 1815 sind der aus den Tagebüchern und Briefen schöpfenden Schilderung beigegeben. Goethes nassauische Bekanntschaften erstreckten sich von Wiesbadener Schulmädchen bis zum Freiherrn vom Stein[18]) und Erzherzog Karl. Ein Teil der Divansgedichte entstand während des Aufenthalts auf nassauischem

---

[16]) Nur zu nennen vermag ich das in tschechischer Sprache abgefaßte Buch von Ernst V. Kraus „Goethe a Cechy“. Prag 1896.

[17]) Annalen des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung. Siebenundzwanzigster Band. Wiesbaden 1895 (Verlag von Rud. Bechthold & Comp.).

[18]) Daß Briefe zwischen dem Reichsfreiherrn und Goethe gewechselt worden sind, hat man längst gewußt. Aber Strehlke vermochte noch keinen nachzuweisen, und auch seitdem ist keiner bekannt geworden. Um so wichtiger ist der im Berliner Tageblatt vom 22. Juli 1897 aus den „Hamburgischen Nachrichten“ übernommene Brief Steins an Goethe vom 10. Dezember 1818 (?) über die von der politischen Strömung in Jena erregten Unruhen.

Gebiet, und für „Kunſt und Altertum“ wurde hier Material geſammelt, der Ausflug zum Rochusfeſt von Wiesbaden aus unternommen. Ottos Arbeit erſcheint wie ein umfaſſender Kommentar zu den Tagebüchern. Sein Hauptwert iſt in den biographiſchen Nachweiſen über die einzelnen Perſönlichkeiten, mit denen Goethe verkehrte, zu ſuchen.

Eine perſönliche Beziehung, die ſich auf der Reiſe anknüpfte, wird auch in einer neuen Arbeit über Goethes Aufenthalt in Schleſien, in den Mittelpunkt der Darſtellung geſtellt, aber der Art, daß der vorgetragene Irrtum zu einer nachdrücklichen Einſprache zwingt. Über Goethes ſchleſiſche Reiſe waren bereits vor Wiederauffindung des Reiſetagebuchs mehrere Arbeiten entſtanden. Nach ſeiner Ausgabe durch Zarncke hat Colmar Grünhagen zwei inhaltreiche Aufſätze „Die Reichenbacher Abkunft 1790 und Goethes ſchleſiſche Reiſe“ (Schleſiſche Zeitung 1892 Nr. 265 und 268) veröffentlicht, Scholtz „Goethes Rieſengebirgs-Reiſe im Jahre 1790“ beſchrieben (Wanderer im Rieſengebirg 1890 Nr. 60). Für Goethes Reiſe in Schleſien und den Ausflug nach Galizien bringt nun Adalbert Hoffmanns Buch „Deutſche Dichter im ſchleſiſchen Gebirge“ [19]) einige kleine, aber dankenswerte Berichtigungen bei. Da der Anfang von Goethes Diſtichon an die Knappſchaft zu Tarnowitz „Fern von gebildeten Menſchen“ in Oberſchleſien ſo böſes Blut machte, führt Hoffmann aus der Biographie des Freiherrn Kaspar Friedrich von Schuckmann das Urteil an, das Schuckmann auf einer 1793 als Ober-Bergrichter amtlich unternommenen Reiſe nach Oberſchleſien fällte: er ſei erſtaunt „über die damalige Unkultur dieſer Provinz, in welcher das Berg- und Hüttenamt mehr als Gruben-Licht angezündet hat“. Aus dieſer 1835 von Schuckmanns Schwager, dem Regierungspräſidenten Ernſt Freiherrn von Lüttwitz verfaßten Biographie, die mir leider unzugänglich geblieben iſt, greift Hoffmann aber auch noch eine ganz andere Nachricht heraus. Schuckmann ſelbſt, der ſich der raſch erfolgten Annäherung zwiſchen ihm und Goethe erfreute, erzählte in einem Briefe

[19]) Neues aus dem Leben von Goethe, Günther und Körner. Mit je drei Portraits in Heliogravüre und Lichtdruck und mit acht Abbildungen im Text. Warmbrunn 1897 (Verlag von Max Leipelt).

an ihren gemeinsamen Bekannten, den Kapellmeister Reichardt: „Ein Mädchen gefiel ihm hier, die Freundin meiner Seligen, von der Du die Zeichnung bei mir gesehen hast. Auch da hat ihn sein Auge nicht betrogen.“ Das Bild dieser Freundin, Henriette Freiin von Lüttwitz, ist in Hoffmanns Buch mitgeteilt als „ein Bildnis der von Goethe zur Gattin begehrten, bisher unbekannten Schlesierin“. Daß Goethe während seines Aufenthaltes in Breslau Henriette von Lüttwitz zur Gattin begehrt habe, erzählt ihr Bruder, Schuckmanns Biograph, in der That. Und Hoffmann fügt hinzu, daß die Familientradition berichte, Henriette (geboren 5. August 1767) habe die Neigung Goethes erwidert, ihre Familie aber an der bürgerlichen Herkunft des Dichters Anstoß genommen. Henriette heiratete dann Schuckmann, dessen Neigung für sie ja bereits sein Bericht an Reichardt verrät. Von vornherein wird man diese Familienüberlieferung nicht recht glaublich finden. Zwar ist von den sechs Briefen, die Goethe aus Schlesien an Christiane schrieb, keiner in der Weimarischen Ausgabe zu finden. Aber wir haben doch andere Zeugnisse dafür, mit welcher ernsten Leidenschaft Goethe damals an seiner noch jungen Liebe zu Christiane hing, um die Mitteilung von Lüttwitz bezweifeln zu müssen. Lüttwitz verfährt in seinen Mitteilungen so ungenau, daß er seine Schwester bei Schuckmanns Gattin mit Goethe zusammentreffen läßt, während diese damals gar nicht mehr am Leben war. Daß Goethe an Henriette Gefallen fand, sich ihr, die bei Schuckmanns Kindern Mutterstelle vertrat, freundlich zeigte, wird zweifellos richtig sein. Wenn aber Hoffmann meint, die Frage liege nahe, warum solche bezeugte Neigung nicht zum Ehebündnis geführt hat, so werden solche, die Goethes damaliges Verhältnis zu Christiane vorurteilsfrei betrachten, die Frage gar nicht so nahe liegend finden. Man soll nicht von Unmöglichkeiten reden. Um aber eine Aufopferung Christianes im Sommer 1790 bei Goethe glaublich zu finden, müßten schon zwingendere Beweise vorgebracht werden, als Freiherr von Lüttwitz und eine unbestimmte Familienüberlieferung sie bieten. Übrigens können wir froh sein, daß bei dieser neuaufgetauchten Geliebten Goethes gleich auch die Frage, warum er sie nicht geheiratet habe, bestimmt beantwortet worden ist, denn die

ewige Frage und Klage, warum Goethe Friederike Brion nicht geheiratet habe, gehört nun schon zu den abgeschmacktesten der ganzen Goethelitteratur. Aber noch scheint dem Anschwellen der Friederikenlitteratur kein Ziel gesetzt zu sein.

Während die bereits 1887 erschienene Dichtung von Arthur Zapp „Die Rose von Sesenheim“ [20]) in zweiter Auflage herauskam, veröffentlichte Otto Franz Gensichen ein dickes Buch „Das Haideröslein von Sesenheim“,[21]) in dem nur allbekanntes wiederholt, der Inhalt des neunten bis elften Buchs von Dichtung und Wahrheit, soweit er auf Friederiken bezüglich, vollständig abgedruckt, aus den ersten neun Büchern ein Auszug gegeben wurde. Bei diesem Auszug wird der Königslieutenant „Thorane“ genannt, die Beschuldigung, daß Textor und andere Ratsmitglieder für Geld die Stadt den Franzosen ausgeliefert hätten, als erwiesen angenommen. Gottsched, heißt es, lebe fast nur noch durch Lessings unsterbliche Streitschriften im Gedächtnis der Nachwelt fort. Ich glaube, daß gerade die Rezensionen Lessings, die sich mit Gottsched beschäftigten, seit langem nur mehr von Litterarhistorikern gelesen werden. Daß Goethe schon in Straßburg Szenen des Faust niedergeschrieben habe, wie Gensichen (S. 201) meint, widerspricht der allgemeinen Annahme. Doch Gensichen will ja auch, obwohl er Goethes ganzes Leben durchgeht, keine genaue Biographie liefern, sondern als Ergänzung zu der Erzählung von dem einsamen Verblühen des Haideröslein zu Sesenheim den Ersatz schildern, den Goethe „für Friederikes verschmähte Liebe späterhin bei den Frauen fand“. Daß Christiane bei dieser Schilderung recht übel wegkommt, ist nicht zu verwundern. Verwunderlich aber ist es, wie Gensichen Schillers wiederholten begeisterten Urteilen gegenüber behaupten mochte, Schiller habe die römischen Elegien nur aus Höflichkeit in die „Horen“ aufgenommen (S. 235). Einen eigenen Abschnitt widmet Gensichen der Betrachtung von „Hermann und Dorothea“. Bekanntlich hat vor einigen Jahren Bielschowsky als Urbild der Dorothea Lili nachzuweisen gesucht. Gensichen glaubt in ihr ganz

[20]) Eine Erzählung aus Goethes Liebesleben. Zweite Auflage. Berlin 1896 (Verlag Siegfried Cronbach).

[21]) Berlin 1896 (Verlag von Gebrüder Paetel).

genau Friederike, im Apotheker den Aktuarius Salzmann, im Pfarrer Zug um Zug Herder aus Goethes Straßburger Epoche zu erkennen (S. 246). Dieſe Auslegung iſt ſo ſchwach begründet, bei manchem, wie eben dem Heranziehen Herders, ſo unmöglich, daß ſie nicht erſt im einzelnen widerlegt zu werden braucht. Dagegen hat Genſichen eine Stelle in Goethes Dichtung überſehen, die in der That Beziehungen Goethes zu Friederike wiederſpiegeln dürfte: es iſt das Wiederſehen Lotharios mit der verlaſſenen Margarete in „Wilhelm Meiſters Lehrjahren".

Auf den Zuſammenhang dieſer Szene mit Goethes Einkehr in Seſenheim im Jahre 1779 hat neuerdings Theodor Siebs hingewieſen in ſeiner Studie „Die Seſenheimer Lieder von Goethe und Lenz".[22]) Der Aufſatz verdient, obwohl dieſe Überſichten ſonſt die in Zeitſchriften erſcheinenden Arbeiten nicht erwähnen können, beſondere Hervorhebung wegen der ſtreng kritiſchen Prüfung, die Siebs an der handſchriftlichen Überlieferung (Kruſe, Stöber) und der Tradition des ſogenannten Seſenheimer Liederbuchs übt. In höchſt erfreulichem Gegenſatze zu einem großen Teile der Goethelitteratur weiſt Siebs von Anfang an ſtreng auf die Grenzen unſerer Kenntnis hin und lehnt die Verſuche, alles beſtimmen zu wollen, entſchieden ab. So ſehr ich grundſätzlich dabei mit Siebs einverſtanden bin, ſo kann ich doch im einzelnen den Ergebniſſen ſeiner Kritik nicht beiſtimmen. Siebs ſpricht nur das eine Lied „Ach biſt Du fort?" (Der junge Goethe Nr. 4) Lenz, alle andern Goethe zu. Ich glaube, daß „Wo biſt Du itzt" (No. 5) davon gar nicht zu trennen ſei. Die Form iſt zwar nicht dieſelbe, aber doch in beiden eine ſehr ähnliche. Ich ſchreibe auch dies letztere unbedenklich Lenz zu. Dagegen hat mich Siebs für Nr. 3 („Nun ſitzt der Ritter") zweifelhaft gemacht. Dies kann von Goethe ſein, nur glaube ich nicht an die von Siebs vorgeſchlagene Deutung, daß das Lied in Seſenheim nach der Ankunft entſtanden iſt. Seine Vorausſetzung iſt die örtliche Entfernung von den Brioniſchen Schweſtern. Hier hat Siebs ſelbſt aus „Dichtung und Wahrheit" zu viel herauszuleſen

[22]) Sonderabdruck aus dem Märzhefte der Preußiſchen Jahrbücher, Berlin 1897 (Verlag von Gg. Stilke).

geſucht, während im übrigen ſeine geſunde, methodiſche Kritik gegenüber dem beliebten Unfug, aus dem Vorkommen einzelner Worte Schlüſſe auf Autor und Entſtehungszeit zu ziehen, durchaus Zuſtimmung verdient. Die Gegenüberſtellung von Lenz und Goethe, die ſich bei der Sonderung des Seſenheimer Liederbuchs von ſelbſt ergiebt, hat Richard M. Meyer in ſeiner hübſchen Charakteriſtik von „Michael Reinhold Lenz“ [23]) durchgeführt. Seine Schilderung von Lenz' Schaffen und Weſen läuft aus in einer Zurückweiſung der von den Jüngſtdeutſchen gepredigten Bevorzugung der Lenziſchen vor der Goethiſchen Dichtung. Vom Standpunkt der Modernen aus iſt neuerdings an Goethe eine abſonderliche Kritik geübt worden in der Flugſchrift von Franz Servaes „Goethe am Ausgang des Jahrhunderts“.[24]) Es iſt lehrreich, dieſe Betrachtung aus den Kreiſen des jüngſten Deutſchlands mit einer im Titel ähnlichen Programmſchrift des jungen Deutſchlands, Gutzkows „Über Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte“ (Berlin 1836) zu vergleichen. Beiden gemein iſt die hochmütige Geringſchätzung Schillers. Nach Gutzkow war Schiller eine leicht erregte Kapazität ohne ſchöpferiſche Einheit, ein Charakter ohne Philoſophie, der ſeine objektive Leerheit durch eine ſubjektiv-edle Leidenſchaft erſetzen mußte. Nach Servaes drängten ſich nur die Mittelmäßigen an Goethe heran. „Die Großen mußten einſam ihres Weges ziehen. Wenn Schiller eine Ausnahme bildet, ſo ſpricht das nicht für — Schiller“ (S. 26). Nun, Schiller war ſchon manchem unbequem; aber das Schmähen gegen ſeine Größe ſpricht in der Reihe ſeiner Tadler von Friedrich Schlegel bis Brahm und Servaes nicht für ſeine — Gegner und auch nicht für ihr Verſtändnis Goethes. Gegen Goethe aber bringt Servaes eine ganz neue Anſchuldigung: Goethe iſt ſchuld, daß der Philiſter in Deutſchland das große Wort führt. Allerdings iſt ja Herr Servaes ſo gütig, Goethe einige Züge zuzugeſtehen, die ihn vom Philiſter unterſcheiden: er hatte lebenslang mit ſeinem Dämon, der Werthernatur, zu kämpfen, er war als Erotiker Immoraliſt und war Heide. Aber es bleibt „doch ſchon ſchlimm genug, wenn

---

[23]) Deutſche Charaktere. Berlin 1897 (Ernſt Hofmann & Comp.).

[24]) Berlin 1897 (S. Fiſcher, Verlag).

ſich die Philiſter auf Goethe berufen können, um ihre Exiſtenz damit zu rechtfertigen".

Servaes Buch enthält in ſeiner erſten Hälfte manche, wenn auch nicht neue, ſo doch gute und anregende Bemerkung. Aber es fällt ſchwer, den in anmaßendſtem Tone vorgetragenen Unverſtand des Hauptteiles nicht mit Unwillen zurückzuweiſen. Goethe iſt nach Servaes eine Renaiſſance-Natur voll leidenſchaftlichen Trachtens nach Vervollſtändigung der Perſönlichkeit. Dabei aber weiſt er eine Reihe philiſterhafter Züge auf. Daß ſie bei ihm aus „durchaus äſthetiſchem Egoismus" hervorgehen, ſeine Anſchauung der Welt nur ein Selbſtgenuß, das Geheimnis ſeines Künſtlernaturells war, merke die Maſſe nicht, und ſo wurde er der Pflegevater des Philiſtertums. Der Gegentypus erſcheine in Beethoven, Kleiſt, Schopenhauer, Nietzſche. Die edle, Rettung heiſchende Hand Kleiſts habe Goethe zurückgeſtoßen, aber der Gegentypus blieb Sieger, die Goethiſche Harmonie wurde im Laufe der Entwickelung zerſtört. Wie es Goethe hätte anſtellen ſollen, Kleiſt zu retten, möchte ich gerne von Servaes erfahren: ich weiß es nicht. Das aber weiß ich, daß Schopenhauer ſich kräftigſt gegen Servaes Behauptung verwahrt hätte, die von ihm ausgeſprochene Erkenntnis ſtehe zwiſchen uns und Goethe. Einerſeits iſt Goethe, der nach Servaes für den modernen Menſchen nur eine Inſel, keinen Kontinent, vorſtellt, veraltet, andrerſeits ſoll er als Erotiker „völlig jenſeit von Gut und Böſe einer der freieſten Bekenner der Herrenmoral für alle Zeiten" ſein. Wer Goethe in dieſer Weiſe zum Anhänger Nietzſches macht, muß „Die Wahlverwandtſchaften" nie geleſen oder nie verſtanden haben. Es iſt aber auch ein unlösbarer Widerſpruch, Goethe einmal (S. 35) als Vertreter von Nietzſches Herrenmoral hinzuſtellen, ein andres Mal (S. 21) die Verſe aus den „Geheimniſſen" von der befreienden Macht der Selbſtüberwindung als den Fundamentalſatz der grandioſen Goethiſchen Selbſterziehung zu verkünden. Indeſſen das ganze Buch iſt ein unerquickliches Haſchen nach Geiſtreichigkeiten, eindrucksvollen Schlagwörtern und Blendern, für die Goethes Namen nicht mißbraucht werden ſollte. Wie frei Servaes dem Effekt zu Liebe mit den Thatſachen ſchaltet, dafür greife ich ein Beiſpiel heraus. Er erzählt

als Augenzeuge von dem niederschmetternden Eindruck, den in einer Versammlung von Litterarhistorikern die aus den Kirchenbüchern mitgeteilte Mär machte, daß Friederike von Goethe einen Sohn empfangen habe. Aber Froitzheim, um seine Entdeckung handelt es sich, hat ja aus den alten Büchern gerade nachgewiesen, daß Goethe nicht der Vater des angeblichen Kindes von Friederike gewesen sein konnte. Diese Versammlung von Litterarhistorikern muß ihre Kunde aus sehr trüben Quellen empfangen haben.

Nach Servaes ist Goethe nach seinem Tode vom Geiste Werthers besiegt worden. Für die neue, fortschreitende Menschheit sei Goethe eine versunkene Welt. Viktor Hehn wollte, wie der ihm gewidmete Aufsatz in Meyers „Deutschen Charakteren" erzählt, eine große Kulturgeschichte Europas schreiben und in ihr sollte die deutsche Litteratur als höchste Blüte der Entwickelung Goethe als ihren Gipfelpunkt zeigen. So stehen sich die Ansichten über Goethes Stellung und Fortwirkung schroff entgegen: „die Gerechtigkeit der Nachwelt", von der Meyers Schlußwort handelt, vermochte noch nicht die Widersprüche auszugleichen. Meyer hat auch versucht, sechzig deutsche Dichter durch einen Ausspruch ihr „Selbstportrait" zeichnen zu lassen. Der junge Goethe kommt dabei mit dem Briefe an Gustchen Stolberg vom 13. Februar 1775 zu Wort, Goethe in der Epoche seiner Vollendung mit den Tassoversen „Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur", der alte Goethe mit Versen aus „Des Epimenides Erwachen" („Schön ists dem Höchsten sich vertrauen"). Für Schiller wählte Meyer die Verse aus den „Künstlern": „Nur durch das Morgentor des Schönen". Natürlich wollte Meyer diese Auswahl nicht als Norm hinstellen; jeder Suchende würde verschiedene und nicht minder bezeichnende Verse finden.

Servaes spricht in der Einleitung von den Goethebiographien Wolffs, Meyers, Heinemanns, Bielschowskys, von denen er der letzten den Vorzug giebt, jedoch dabei manch tadelndes Wort gegen die biographische Kunst in Deutschland ausspricht. Er bezeichnet es ganz mit Recht als einen Mangel, daß die Besprechung der Werke gewöhnlich zum Zeitpunkt ihres Erscheinens aufgespart werde, wo sie aufhörten einen Entwickelungsfaktor für den schöpferischen Menschen zu bedeuten. Diesem Übelstande abzuhelfen ist schon im

allgemeinen schwierig, besonders schwierig bei Goethe, wo die Entstehungsgeschichte einzelner Werke, von Tasso, Iphigenie, Wilhelm Meister nicht minder als von Faust durch verschiedene Lebensperioden geht. Ich habe diese Schwierigkeit gerade bei der Abfassung meiner Litteraturgeschichte[25]) empfunden, auf die ich in diesem Zusammenhange ja wohl ohne Gefahr der Mißdeutung hinweisen darf. Weil ich ebenso wie Servaes es als Übelstand empfand, wenn erst beim jeweiligen Erscheinen des ersten und des zweiten Teils der Faustdichtung auf die langjährige Arbeit eingegangen würde, so habe ich in der Frankfurter Zeit Urfaust und Fragment, anknüpfend an Schiller das Fragment, die Helenadichtung und die Wette im Himmel mit dem Vertragsmotiv, beim alten Goethe den zweiten Teil behandelt. Aber damit ist wieder der Nachteil verbunden, daß der Zusammenhang nur durch Verweise aufrecht erhalten, die Besprechung des Werkes selbst zerstückelt wird. Wiederholungen sind dabei nicht ganz zu vermeiden. Bei der Besprechung von Schillers Dramen habe ich mich vielleicht zu knapp gehalten, doch glaubte ich hier vielleicht wie nirgends sonst von allbekannten Werken zu sprechen. Die Tafeln der Goethe- und der Schillerbildnisse wie die vergleichende Zusammenstellung von Goethes und Schillers Arbeitszimmer auf einer Tafel kann ich nicht erwähnen, ohne auch hier dem opferwilligen Bemühen der Verlagshandlung meinen Dank auszusprechen. Es war nicht ganz leicht, das Schillerzimmer aus seinem jetzigen Zustande in den historisch gebotenen zurückzuzeichnen. Von Charlotte Kästner konnten wir, dank dem freundlichen Entgegenkommen des Herrn Direktor Dr. Mollers, eine bisher unbekannte Silhouette veröffentlichen. Zur Charakteristik der Zeit gehört diese uns heute kümmerlich erscheinende Art der Wiedergabe. Wie viel in der Darstellung selbst mangelhaft geblieben ist, das fühlt manchmal der Verfasser selbst noch mehr als seine Beurteiler. Wie schwierig es aber gerade bei der Ausdehnung der Goethe-Schillerlitteratur ist, ohne Monographien zu geben, inner-

---

[25]) Geschichte der deutschen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart von Friedrich Vogt und Max Koch. Leipzig und Wien 1897 (Verlag des Bibliographischen Instituts).

halb der ganzen Litteraturgeſchichte die Beiden genügend hervortreten zu laſſen, das zeigt jeder Blick in Litteraturgeſchichten.

Völlig mißraten erſcheint mir in dieſer Beziehung Emil Brennings Bearbeitung des Herbſtiſchen „Hilfsbuchs für die deutſche Litteraturgeſchichte“.[26]) Da Brenning bereits früher ſelbſt eine Goethebiographie veröffentlicht hat, ſo bildet der Abſchnitt über Goethe den einwandfreieſten Teil ſeiner neuen Arbeit. Nur iſt es ein Irrtum, daß er angiebt, die Weimariſche Goetheausgabe werde von der Goethegeſellſchaft beſorgt. Es entſpricht aber wirklich nicht mehr einer geſchichtlichen Darſtellung, wenn erſt nach Goethes Tod Schillers Jugendwerke behandelt werden. Gerade für die Schule halte ich eine ſolche Paragraphierung, die mit aller lebendigen Entwickelung im Widerſpruch ſteht, für durchaus ſchädlich. Man ſollte ſich doch auch für Schulbücher zu einer anderen Einteilung, etwa Goethe bis zur Rückkehr aus Italien, Schillers Jugend und Zuſammenwirken mit Goethe, die Romantik und der alte Goethe, entſchließen. Selbſt in Gotthold Klees „Grundzügen der deutſchen Litteraturgeſchichte“,[27]) die ich im übrigen für ein ausgezeichnetes Schulbuch und Kluge bei weitem vorzuziehen halte, ſtört dieſe geſchichtswidrige Einführung Schillers erſt nach Goethes Tod. Bietet ſchon die Einfügung Goethes und Schillers innerhalb des Rahmens der deutſchen Litteraturgeſchichte Schwierigkeiten, ſo wachſen dieſe bei ihrer Einfügung in die allgemeine Litteraturgeſchichte. In höchſt geſchickter und anziehender Weiſe hat Julius Hart[28]) dieſe Aufgabe durchgeführt in den beiden Kapiteln: „Sturm und Drang. Goethes und Schillers Anfänge. — Der Klaſſizismus. Goethe und Schiller in der Zeit ihrer Vollendung“, mit denen er das neunte Buch ſeiner Geſchichte der Weltlitteratur, „Die Zeit der Aufklärung“ ſchließt. Hart iſt ein Gegner des Klaſſizismus. Er hält es für unrichtig, von einem formalen Vorzug der „Iphigenie“ vor

[26]) In ſiebenter Auflage vollſtändig umgearbeitet. Gotha 1897 (Friedrich Andreas Perthes).

[27]) Für höhere Schulen und zum Selbſtunterricht. Dresden 1895 (Verlag von Georg Bondi).

[28]) Geſchichte der Weltlitteratur und des Theaters aller Zeiten und Völker. Zweiter Band. Neudamm 1896 (Verlag von J. Neumann).

dem „Götz“ zu ſprechen, denn Form und Inhalt werden ſich in jeder wahren Dichtung aufs genaueſte und allerſchärfſte decken. Wenn nun aber die Sprache von „Iphigenie“ und „Taſſo“ reiner und harmoniſcher an unſer Ohr klinge, ſo ſei dies nicht auf Rechnung der Antikennachahmung zu ſetzen, „ſondern ausſchließlich der geiſtigen und künſtleriſchen, der inneren Fortentwickelung unſerer Dichter“ zuzuſchreiben. Durch den Einfluß des Hellenismus habe dagegen der alte Goethe den individualiſtiſchen Drang ſeiner echt deutſchen Kunſt verloren. Ob man Harts Grundanſchauung nun zuſtimmen mag oder nicht, jedenfalls hat er nicht nur eigenartig und geiſtvoll, ſondern auch mit guter Kenntnis der Thatſachen und ernſter Begründung ſeine Auffaſſung durchgeführt. Er fügt nicht blos die Charakteriſtik Winckelmanns der Schilderung Goethes vor der italieniſchen Reiſe ein, anſtatt, wie ſonſt üblich, ihn in einem früheren Abſchnitt vorzuführen, er reiht auch den Winckelmanniſchen Klaſſizismus als eine neue Phaſe den ſeit Petrarca einander ablöſenden klaſſiziſtiſchen Strömungen an, von denen jede gegenüber der vorangehenden das einzig wahre Verſtändnis der Antike gefunden zu haben glaubte. Hart ſieht gerade in den ſpäteren Dramen Schillers eine Verwandtſchaft mit Corneille. Aber er betont auch, daß Schillers Drama zu tiefſt in dem Gedanken- und Gefühlsleben des deutſchen Volkes und in der lebendigen Bildung ſeiner Zeit wurzle. Wie er beim jungen Goethe hervorhebt, daß er, ganz in der Modernität ſeiner Zeit lebend, doch nicht gleich den Lenz, Wagner, Bürger am ſtofflichen Realismus und Naturalismus klebe (S. 760), ſo rühmt er von dem Kantianer Schiller, daß er, trotz ſo manchem weltflüchtigen Äſthetizismus, ſein Auge feſt auf die Wirklichkeit, die Verhältniſſe und Zuſtände der menſchlichen Geſellſchaft gerichtet habe (S. 799). Gerade von einem der kritiſchen Vorkämpfer der modernen Richtung wird man dieſes für beide Dichter einſichtig abwägende Urteil beſonders begrüßen.

Einer Geſchichte der Weltlitteratur, an die ſich nach Johannes Scherr noch Adolf Stern und mit durchaus unzureichenden Kräften Karpeles gewagt hat, wird man ja immer mit Mißtrauen entgegentreten. Eine wiſſenſchaftliche Beherrſchung aller Litteraturen, ein tiefdringendes Quellenſtudium iſt da nicht möglich. Was aber

Hart in kunſtvoller Gruppierung, ſelbſtändigem Blick und friſchem doch ernſtem Urteil geleiſtet hat, verdient volle Anerkennung. Und in dem uns hier allein beſchäftigenden Abſchnitt über Goethe und Schiller ſchöpft ein gründlicher Kenner, der ſich trefflich auf die Kunſt knappen Charakteriſierens verſteht, aus dem Vollen. Thatſächlich unrichtig iſt nur die Behauptung, daß der weimariſche Hof mit dem franzöſiſchen Geſchmack gebrochen habe (S. 758); es müßte heißen: mit der franzöſiſchen Sprache, denn ob man das Tiefurter Journal aufſchlägt oder Karl Auguſts Freudenausbruch über Goethes Mahometüberſetzung lieſt, ſo findet man überall unwiderlegbare Zeugniſſe für die Vorherrſchaft des franzöſiſchen Geſchmacks auch am weimariſchen Hofe. Aber unſere ganze litterariſche Kultur war ja eben von Frankreich ausgegangen; daß die deutſche Litteratur hinwiederum Einfluß auf die franzöſiſche gewann, das verdanken wir zum größten Teile dem Wirken des weimariſchen Schriftſtellerkreiſes.

In einer der Abhandlungen des neueſten Goethejahrbuchs, das durch Erich Schmidts ehrfurchtsvollen, dankbaren Nachruf an die weimariſche Fürſtin eingeleitet wird, die, ſelbſt in franzöſiſcher Bildung erzogen, doch großgeſinnt und hochherzig der deutſchen Litteratur ihre thatkräftige Teilnahme zuwendete, in einer „vergleichenden Studie aus der franzöſiſchen Romantik“ klagt Ludwig P. Betz, daß „das weite, intereſſante und dankbare Forſchungsgebiet der litterariſchen Wechſelbeziehungen zwiſchen Goethe und Frankreich“ ſo wenig bearbeitet werde. Er ſelbſt ſucht in einer biographiſchen Skizze uns mit der Perſönlichkeit des Fauſtüberſetzers Gerard de Nerval bekannt zu machen, ſeine Überſetzung zu charakteriſieren und die darumgewobene Legende kritiſch zu zerſtreuen. Nach dem Rom der Goethiſchen Zeit führt uns Sulger-Gebings bereits erwähnte Abhandlung; Robert F. Arnold ſtellt die Zeugniſſe zuſammen über den Eindruck, den Goethes Tod in Wien hervorgerufen hat. Mit Goethiſchen Werken ſelbſt befaſſen ſich drei Abhandlungen. Fr. Braß will die Entſtehungszeit des im zwölften Bande des Jahrbuchs mitgeteilten philoſophiſchen Aufſatzes von Goethe (vgl. VII, 430) nicht mit Suphan in der Zeit der Spinozaſtudien 1784/5 finden, ſondern darin den Einfluß von Herders „Gott“ erkennen und den Aufſatz der Zeit zwiſchen Juni

1788 und Juli 1789 zuweiſen. An die allerunerfreulichſten Auswüchſe der Goethephilologie erinnert die von Max Morris verſuchte Beweisführung, das Gedicht „Flieh Täubchen flieh“ ſei zur Verſpottung der überſchwänglichen Freundſchaftsſpielerei von Gleim und Georg Jacobi gedichtet. Zu Erklärungsverſuchen reizen ja die in der weimariſchen Ausgabe unter die zweifelhaften Gedichte eingereihten Strophen gewiß. Aber Morris' Auslegung erſcheint mir ganz unmöglich, und ſeine Begründung iſt eine Reihe von Willkürlichkeiten und Trugſchlüſſen. Dagegen vermag man wohl in Eduard Scheidemantels Freude mit einzuſtimmen, der für ſeine Zeitangaben der Entſtehung der einzelnen Akte und Szenen des „Taſſo“ (vgl. XIII, 194) nun in den Rechnungen des Abſchreibers C. G. C. Vogel aktenmäßige Belege gefunden hat. Darnach waren Ende Oktober oder Anfang November 1788 als erſter Abſchnitt Akt V und IV, 1—3 fertig; hier heißt Taſſos Gegner noch Battiſta Pigna. In II, 2—5 und einem Teile des III. Aktes erſchien im Dezember 1788 und Januar 1789 bereits Antonio. Im Februar und März wurde der erſte Akt bis zum letzten Auftritt geführt, im März der dritte Akt, im April der erſte Akt ergänzt. Ende Juni folgten endlich die drei Szenen, die wie loſe Nymphen den Dichter ſo lange zum Beſten hatten, daß er ſie nicht zu faſſen vermochte. IV, 4 und 5; II, 1.

Scheidemantels Arbeit war nur durch die Unterſtützung der Archivverwaltung möglich. Zu den „Neuen Mitteilungen“ hat das Archiv diesmal eine Reihe bedeutender Briefe geſpendet. Aus Goethes Karlsbader Aufenthalt in den Jahren 1806, 1807 und 1810 teilt Auguſt Freſenius einen Brief Goethes an den Herzog, den Fürſten Lichnowsky, Steffens, je zwei an Voigt und Cotta mit. Alle ſieben wurden erſt nach Abſchluß des 21. Bandes der Briefabteilung aufgefunden. Freſenius hat ſie in ſeiner gründlich ſorgfältigen und doch ſtets auf das Notwendige einſichtsvoll begrenzenden Weiſe erläutert. Am wichtigſten iſt der Brief, in dem Goethe ſeinen Widerwillen gegen Steffens' „Grundzüge der philoſopiſchen Naturwiſſenſchaft“ mit der freundlichen Geſinnung für den Verfaſſer beſtmöglich zu vereinigen ſuchte. Die naturwiſſenſchaftlichen Intereſſen beherrſchen den „Briefwechſel zwiſchen

*

Goethe und Lichtenberg", der durch Leitzmann zum erstenmal in annähernder Vollständigkeit herausgegeben ist. Der berühmte Göttinger Physiker hat sich demnach wenigstens Goethe selbst gegenüber nicht so ablehnend gegen die Farbentheorie verhalten wie seine Fachkollegen. Die Zahl von Goethes Briefen an Öser (1782) Wieland (1796) und Klinger (1824) ist um je einen vermehrt worden, während Louis de Kirckhoff, dem Goethe 1826 für die Mitgliedschaft der Akademie von New-York und Macon dankte, neu in die Reihe der Goethekorrespondenten eintritt. Von Goethe ist auch ein von Karl August unterzeichneter französischer Brief abgefaßt, in dem es sich um Anstellung eines Franzosen als Professors für französische Sprache in Jena handelt.

Zu den an Goethe gerichteten Briefen haben wir durch H. G. Gräf drei neue des jüngeren Voß und sieben von August Wilhelm Schlegel erhalten. Reich an litterarischen Mitteilungen sind diese Briefe des Romantikers aus Jena und Berlin. Daß aber Schlegel persönlich dabei einen guten Eindruck machte, ließe sich nicht behaupten. Wie kleinlich sucht er fortwährend Schillers Unbill gegen den Briefschreiber bei Goethe, der offenbar auf dieses Thema einzugehen vermeidet, in Erinnerung zu bringen. Etwas von gewerbsmäßigem Litteratentum liegt in diesen weder bescheidenen noch würdevoll selbstbewußten Schreiben. Aus dem Goethemuseum hat Ruland einen Brief des Grafen Putbus, Oberhofmeisters der Herzogin Anna Amalia, vom 29. Juli 1776 dem Jahrbuch anvertraut. Der Höfling ist natürlich dem genialen Treiben nichts weniger als freundlich gesinnt. Allein in Anbetracht seiner Stellung lautet sein Urteil über des Herzogs Günstling, der damals bereits auch le protégé des deux Duchesses war, noch ziemlich gnädig. Während er Wieland verständnislos nachsagt: „Il change aussi souvent de caractère que de style dans ses ouvrages", heißt es von dem ehrgeizigen Geheimen Legationsrat Goethe: „Malgré le goût qu'il a marqué autrefois pour la satyre qui frise la libelle, il paraît honnête homme et marque des sentiments d'honneur. Une ambition démesurée l'empêchera toujours d'être pleinement heureux". Aus dem Jahre 1812 erhalten wir einen Brief von Goethes Lieblingsschüler Pius Alexander

Wolff, in dem er voll Lob über Goethes Bühneneinrichtung von „Romeo und Julia" berichtet und erzählt, daß er seinen alten Plan ausgeführt habe, eine Novelle von Cervantes fürs Theater zu bearbeiten. Seine Befürchtung, daß man in Dresden die „Preciosa", denn sie ist der alte Plan, greulich mitnehmen werde, ist wenn nicht für Dresden so doch für Leipzig in Erfüllung gegangen. Erst 1821 ist die „Preciosa", nachdem Karl Maria von Weber sie mit seinen Tönen ausgestattet hatte, in Berlin mit Erfolg gespielt worden.

Sehr zahlreich ertönen im Jahrbuch diesmal die Stimmen der Zeitgenossen über Goethe. Eigenen Reiz haben die Briefe, in denen der junge Hamburger Jurist Johann Arnold Günther 1779 in Wetzlar den Spuren Werthers nachgeht. Daß der Roman aus Goethes und Jerusalems Erlebnissen zusammengesetzt, weiß er bereits, so viel Irriges er auch über Einzelheiten beibringt. Aber seine Charakteristik der häßlichen Stadt und ihrer anmutigen Umgebung, der getrennten Gesellschaftskreise, seine Teilnahme an der Wertherstimmung und sein Leben in Goethes Dichtung läßt diese Briefe als einen höchst schätzenswerten Beitrag zur Wertherlitteratur[29]) erscheinen. Andere „Mitteilungen von Zeitgenossen über Goethe" verdanken wir der Jahr für Jahr treulich sorgenden Mühe des Herausgebers, der außer Chronik und Bibliographie auch die Nekrologe auf Roquette, Michael Bernays und Appel dem Bande beigegeben hat. Der Vorrang unter diesen „Mitteilungen" Geigers gebührt dem Briefe Garves an Schiller vom 23. September 1797, in dem Garve seiner Entrüstung über die Xenien im allgemeinen und besonders über die Angriffe auf seinen Freund Manso scharfen Ausdruck giebt. Mit Manso hatte sich Geiger bereits bei Veröffentlichung seines Briefwechsels mit C. A. Böttiger[30]) beschäftigt,

---

[29]) Eine vierte, verbesserte und vermehrte Auflage seines bibliographischen Werkes „Werther und seine Zeit. Zur Goethe-Litteratur" konnte Johann Wilhelm Appel noch kurz vor seinem Tode erscheinen lassen. Oldenburg 1896 (Schulzesche Hofbuchhandlung A. Schwartz).

[30]) Sonderabdruck aus der Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens. Einunddreißigster Band. Breslau 1897 (Verlag von Jos. Max und Comp.).

**

und seine Vertrautheit mit Manſos Kreis ist auch dem Kommentare des Garveſchen Briefes zu Gut gekommen. Aus einem andern Briefwechſel Böttigers, dem von 1801 bis 1832 sich erſtreckenden mit Friedrich Rochlitz, teilt Geiger im Jahrbuch die auf Goethe bezüglichen Stellen mit. Der Briefwechſel hat ein beſonderes Intereſſe, da Rochlitz zu Goethes vertrauterem Kreiſe gehörte, während Böttiger bekanntlich zu den Goethe verhaßteſten Perſonen zählte. Böttiger ſelbſt wußte dies auch, aber in ſeinen Briefen ſpricht ſich trotzdem eine Bewunderung Goethes aus, die den Eindruck echter Wärme macht. Unter den „Mitteilungen Verſchiedener“ ſind die Auszüge aus den Tagebüchern des däniſchen Biſchofs Münter bei ſeinen wiederholten Beſuchen in Weimar (1781, 87, 91) beſonders beachtenswert. An ſie reihte ſich die Wiedergabe von Urteilen über Goethe in einem Teile von Thereſe Hubers Briefen zwiſchen 1783 bis 1824. Geiger rühmt das Verſtändnis der Witwe Forſters und Tochter Heynes; aber ſie galt ſchon in ihrer Göttinger Mädchenzeit als Rivalin von Karoline Michaelis, und Forſter und Huber waren wohl geeignet ihr Urteil zu feſtigen und zu ſchärfen. Vor allem den „Wahlverwandtſchaften“ gegenüber erweiſt ſie ſich goethereif. Den Romantikern (Arnim) wird ſie nicht ganz gerecht. Ihre Begeiſterung für Goethe erinnert manchmal an die Wärme und Einſicht, mit deren Schillers Witwe liebevoll den Meiſter und ſein Schaffen betrachtet. Daß Thereſe Huber ſchon 1811 die Möglichkeit von Univerſitäts-Vorleſungen über Schiller und Goethe ins Auge faßte, iſt immerhin beachtenswert. Sie will Schiller freilich nur als Lyriker, nicht als Dramatiker gelten laſſen, ein von der Litteraturgeſchichte nicht beſtätigtes Urteil.

Über den umfaſſender angelegten Schillerbiographien waltet kein günſtiger Stern. Während Wychgrams Arbeit raſch vollendet wurde, ſind die ſchon 1885, 88 und 90 begonnenen mehrbändigen Werke von Weltrich, Brahm, Minor ſämtlich ins Stocken geraten. Eine zuſammenfaſſende Betrachtung „Schiller in ſeinen Dramen“ [31]) hat Karl Weitbrecht ſeinem Goethebuch „Diesſeits von Weimar“ folgen laſſen und hat damit eine von Anfang bis zu Ende feſſelnde

[31]) Stuttgart 1897 (Fr. Frommanns Verlag, E. Hauff).

Arbeit geliefert, die von warmer Begeiſterung und feinſinnigem Verſtändnis für Schiller belebt erſcheint. Man möchte dem klar und allgemein verſtändlichen, dem ſchwäbiſchen Schillerverein gewidmeten Werke auch eine Verbreitung in weiteſten Kreiſen wünſchen, für die es im Gegenſatze zu der ſchwerer belaſteten Arbeit Bellermanns ja auch wohl beſtimmt iſt. Aber auch der fachwiſſenſchaftlichen Beſchäftigung mit Schillers Dichtung bietet es mannigfache Anregung. Nur ganz ausnahmsweiſe zieht Weitbrecht das Briefmaterial zu Hilfe. Er tritt unbefangen an das Werk ſelbſt heran, um aus dem Charakter der Hauptperſonen heraus ſein Weſen zu entwickeln, nachdem er im Einleitungskapitel „Der Mann und der Dichter“ in Schillers großer Perſönlichkeit den Urgrund ſeines Schaffens aufgewieſen hat. Bei Beſprechung der „Räuber“ kommt er nochmals auf dieſes Weſentliche zurück: „Eine in irgendwelchem Sinn große Tragödie erwächſt nur aus einem perſönlichen Lebensgehalt, der aufs Tragiſche angelegt iſt. Jedes Kunſtwerk von mächtiger und dauernder Wirkung trägt ein Ethiſches im Äſthetiſchen, das von ihm gar nicht loszulöſen iſt.“ Der Widerſpruch gegen dieſen Grundſatz ſtamme aus einer Verwechslung des Ethiſchen mit dem platt Moraliſchen. Das Ethiſche aber ſei eben „das Perſönliche einer bedeutenden Menſchennatur, das in der Willensſphäre ſein Zentrum hat und von dort aus dem ganzen Leben und Schaffen die beherrſchende Richtung giebt.“ Wir brauchen uns nur an Schillers Ausſpruch, der Wille ſei der Geſchlechtscharakter der Menſchheit, zu erinnern, um die Übereinſtimmung der Weitbrechtſchen Erklärung mit Schillers Auffaſſung zu erkennen. In der Dichtung aber müſſe dies Ethiſche nach Weitbrecht als Lebensſtimmung empfunden, in den Gegenſtand künſtleriſcher Darſtellung hineingefühlt und hineingeſchaut werden, es müſſe einen bedeutenden und dauernden Gehalt der Menſchennatur und des Menſchenlebens darſtellen. Was Schiller im Prologe zum „Wallenſtein“ ausſpricht, das Ringen um der Menſchheit große Gegenſtände, um Herrſchaft und um Freiheit, das ſei der Hauptinhalt ſeiner Dramen, wie er ſelbſt eine mächtige Herrennatur ſei.

Weitbrecht faßt dieſen Gegenſatz von Herrſchaft und Freiheit in den Dramen Schillers nicht oder doch nur in „Don Carlos“

als in erster Reihe politisch wie dies einstens A. Kuhn in seiner bedeutenden Darlegung von „Schillers Geistesgang“ gethan hat. Für Schiller habe nicht wie für Goethe möglichst verfeinerte Humanität als Ziel der Menschheit vor Augen gestanden, sondern das Ringen gewaltiger Naturen, den „persönlichen Einzelwillen in seinen Beziehungen zum Weltwillen“ und den daraus entstehenden Konflikt will das Spiel des Dramatikers vorführen. Man braucht Weitbrecht selbstverständlich nicht in jedem einzelnen Urteile zuzustimmen. Hermann Schreyer[32]) hat erst neuerdings wieder die Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe wesentlich anders aufgefaßt als Weitbrecht that. Weitbrecht rät, man solle bei Betrachtung Schillers nicht immer von der bekannten und doch so verschieden auslegbaren Aristotelischen Definition der Tragödie ausgehen, während Schreyer, der sich dafür freilich auf Schillers Zufriedenheit mit der Liberalität und dem Geist des Höllenrichters Aristoteles (5. Mai 1797 an Goethe) berufen könnte, zeigen will, wie Schiller bereits in seinen drei Jugendwerken die Forderungen dieser Definition erfüllt habe. Schreyer und Weitbrecht stimmen darin überein, daß sie den Hauptnachdruck darauf legen, der Dichter müsse uns das Teilnahme erregende Leiden des Helden begreiflich, im Zusammenhang der Dinge als Notwendigkeit erscheinen lassen. Auf die Schuld des Helden legt aber Weitbrecht noch weniger Gewicht als Schreyer.

Angesichts der Thatkraft Schillers kann Weitbrecht das Leiden in den Mittelpunkt der Tragödie stellen, ohne dabei Gefahr zu laufen, daß er zu dem Pseudoideale einer Dulder- und Märtyrertragödie gelange, wie sie etwa Andreas Gryphius verwirklicht hat. Nicht blos Karl Moor vermag im höchsten Leiden auszurufen: „Die Qual erlahme an meinem Stolz!“ Auch andere Schillerische Helden tragen solches Kraftgefühl in sich. Den „Räubern“ hat Weitbrecht die ausführlichste Betrachtung gewidmet. Bei seiner Abneigung gegen die klassizistische Richtung, die ihm jedoch bei Schiller weniger schadenbringend als bei dem aus Italien zurück-

[32]) Die dramatische Kunst Schillers in seinen Jugendwerken. Nebst einer Besprechung von E. v. Wildenbruchs „Heinrich und Heinrichs Geschlecht“. Dramaturgische Studie. Naumburg a. S. 1897 (Beigabe zum Jahresbericht der kgl. Landesschule Pforta).

kehrenden Goethe erſcheint, iſt es ganz natürlich, daß Weitbrecht gerade der Jugendtragödie beſondere Neigung entgegenbringt. Schon Tieck hatte „Die Räuber“ für Schillers höchſte Leiſtung erklärt. Weitbrecht ſtellt ſie mit dem „Wallenſtein“ und „Tell“ zuſammen. Seine Charakteriſierung iſt in jeder Hinſicht ausgezeichnet. Während Schreyer in dem Konflikt der Brüder nur ein Mittel zu dem Zweck ſieht, Karl Moors Schickſal vor unſern Augen zu entwickeln, fordert Weitbrecht auch für Franz als einen Leidenden eine gewiſſe Teilnahme. Ich bezweifle ſtark, daß Schiller dies beabſichtigte. Den Vorzug der erſten Faſſung vor der Theaterbearbeitung finden Weitbrecht wie Schreyer bei den „Räubern“ und beim „Fiesko“ unbeſtreitbar, was gegenüber Minors Eintreten für die Mannheimer Räuber erwähnt werden muß.[33]) Bei Beſprechung des „Fiesko“ legt Schreyer beſonderen Nachdruck auf Schuld des Helden; es fehle ihm an innerer Wahrhaftigkeit und an dem nötigen Ernſt gegenüber ſeinen Pflichten. Weitbrecht, der mit Recht den „Fiesko“ für das ſchwächſte der drei Jugendwerke erklärt, hebt vor allen Verrina als den eigentlich tragiſchen, den leidenden Helden hervor, wie er in „Kabale und Liebe“ das Leiden des heldenhaften Ferdinand im Mittelpunkte ſieht. Schreyer, der die Führung der Handlung und mit Ausnahme Luiſens ſelbſt die Charakterzeichnung für meiſterhaft erklärt, hält es doch für unmöglich, daß Luiſe den Brief ſchreibe. Er betont die Schuld der Liebenden; ſie gingen zu Grunde, weil ſie, Ferdinand durch ſeine Eiferſucht, Luiſe durch ihre Schwäche, ihrer Liebe die Idealität rauben. Mir ſcheint dieſe Verſchuldungstheorie allzu ſpitzfindig konſtruiert. Weitbrecht erklärt dagegen die Abfaſſung

[33]) Ein ſonderbarer Irrtum iſt Schreyer mit untergelaufen, daß er (S. 20) Nürnberg als die bigotte Stadt nennt, die zur Rettung Rollers angezündet wird. Ich kann in keiner Bearbeitung dafür einen Anhaltspunkt finden. In Nürnberg gibts keine Stefanienkirche; die angezündete Stadt muß nach den Worten des Paters zu ſchließen katholiſch ſein und im übrigen doch in Mitten der böhmiſchen Wälder, nicht in Franken, liegen. Der Schauplatz des Kampfes iſt ja in ihrer und der Donau Nähe. Ein bedenklicheres Verſehen iſt Emil Brenning in ſeiner Neubearbeitung von Herbſts Hilfsbuch für die deutſche Litteraturgeſchichte zugeſtoßen, wenn er (S. 166) annimmt, Schiller habe von Anfang an die Handlung ins 16. Jahrhundert verlegt, nur die Haltung der einzelnen Charaktere wie auch der Sprache ſpreche für die Zeit des Dichters.

des Briefes völlig im Charakter der ſchwachen, durch Romanleſen — die verdammten Bellatriſten des alten Miller — überſpannten Luiſe. Ihr liegt die Idee, daß ſie zum Opfer beſtimmt ſei, von Anfang an im Sinn und durch ihre noch vor dem Kampfe geäußerte Entſagung muß ſie wieder Ferdinands Eiferſucht erregen.

Klar und überzeugend iſt Weitbrechts Darlegung der Schwächen und der Vorzüge des „Don Karlos", für deren Erörterung er freilich an Schiller ſelbſt einen Vorarbeiter hatte. Nicht ſo einwandsfrei erſcheint es, wenn er Wallenſteins Handeln und Sturz aus ſeiner Herrſchnatur erklären will. Max' Lobesworte, daß er aller Menſchen Vermögen zu dem ſeinigen zu machen wiſſe, werden durch Wallenſteins Verkennen Oktavios und Buttlers doch ſchlecht bewährt. Sobald man ſich auf den militäriſchen Standpunkt ſtellt, iſt Max' Handlungsweiſe, die ihm anvertrauten Regimenter auf die Schlachtbank zu führen, allerdings nicht zu entſchuldigen. Hat aber ein naiver Leſer und Zuſchauer ſich jemals durch das von unſerer litterarhiſtoriſchen Weisheit aufgefundene Bedenken in ſeiner Teilnahme geſtört gefühlt? Weitbrecht ſieht in Max' Abſchiedsſzene den unheilvollen Einfluß der antikiſierenden Richtung Schillers. Ich erkenne dieſen viel mehr, wenn der alte, rohe Kriegsknecht Buttler vom heiligen Herd der Laren ſpricht. Bei dem Handeln des Pappenheimeroberſts hat der Dichter die Bedenken der Wirklichkeit einmal überſchlagen. Bei Erwägung der Realität läßt ſich ſein Handeln nicht verteidigen, aber es iſt auch eine dichteriſche That, uns in der Weiſe, wie Schiller es hier gelang, völlig in den Bann der Dichtung zu zwingen, daß uns die Kritik erſt auf das Bedenkliche dieſes Maſſen-Opfertodes für den Liebesſchmerz eines Einzelpaares aufmerkſam machen muß. Da Weitbrecht ſonſt geneigt iſt, Böttigers Mitteilungen über Schillers eigene Erläuterung ſeiner Dramen gelten zu laſſen, ſo hätten auch zu Gunſten Oktavio Pikkolominis Schillers Worte zur Verteidigung dieſes Charakters ſtärker in die Wagſchale fallen dürfen. Bei „Maria Stuart" geht Weitbrecht aus von Schillers eigener Erklärung ihres Charakters in dem Briefe an Goethe vom 18. Juni 1799, wie es jede Betrachtung des Stückes thun ſollte. Es ließe ſich nur die Frage einwenden, ob Schiller in der Ausführung auch die hier geäußerte

Abſicht, Maria ſolle „als ein phyſiſches Weſen“ keine weiche Stimmung, kein perſönlich und individuelles Mitgefühl erregen, durchführen konnte oder wollte. Der größte Teil der Zuſchauer wird in „Maria Stuart“ immer die von Schiller nicht gewünſchte Zärtlichkeit für Maria empfinden, geradeſo wie er im „Lohengrin“ trotz Wagners nachdrücklicher Erklärung ſein Mitleid Elſa und nicht dem ſcheidenden Helden zuwenden wird. Weitbrecht ſieht das Tragiſche der Maria eben darin, daß „ein ſolch lebenatmender und mit aller Kraft zum Leben ausgerüſteter Charakter von vornherein zugleich leidend vor uns tritt“. Der Zeichnung Eliſabeths merke man wohl die Abneigung des Dichters an, aber dem Vorwurfe, Schiller habe den großen geſchichtlichen Gegenſatz über dem perſönlichen der beiden Königinnen vernachläſſigt, tritt er mit Recht entgegen. Die Vertreter des welthiſtoriſchen Kampfes zwiſchen Katholizismus und Proteſtantismus und damit die eigentlichen Gegenſpieler ſeien Mortimer und Burgleigh. Der Jeſuitenzögling dürfe eben nicht als Liebhaber, der patriotiſche, kraftvolle Staatsmann nicht als Theaterböſewicht und Intriguant geſpielt werden.

Einen durchaus ablehnenden Standpunkt nimmt Weitbrecht gerade dem Stücke gegenüber ein, dem Schiller ſelbſt die Unſterblichkeit verſprochen, weil es aus ſeinem innerſten Herzen gefloſſen, der Jungfrau von Orleans. Er ſieht in ihrer Ausführung, vor allem in der Abweichung von dem hiſtoriſchen Ende Johanna d'Arcs[34]) Zugeſtändniſſe Schillers an die romantiſche Tagesſtrömung. Mit der Einführung des Wunders, mit dem Donner in Rheims und dem Zerreißen der Ketten, gerate die dramatiſche Glaubwürdigkeit ins Schwanken. Daß auch andere Behandlung des Stoffes zuläſſig ſei, hat ja Schiller ſelbſt anerkannt durch ſeinen Plan, eine zweite Tragödie vom Mädchen von Orleans zu ſchreiben. Daß aber auch die Tragödie in der uns vorliegenden Faſſung nicht Weitbrechts Angriffen preiszugeben ſei, das hat erſt vor kurzem Valentin in ſeiner feinſinnigen, tiefſchürfenden Darlegung des

[34]) Ihre letzten Stunden vor dem Gang zum Scheiterhaufen und die Hinrichtung ſelbſt hat ſoeben Alice von Gaudy in ihrem Pſychodrama „Johanna von Orleans“ vorgeführt: „Seelen. Pſychodramen und Novellen.“ Leipzig 1897 (Reclams Univerſal-Bibliothek Nr. 3663).

Aufbaus und Weſens des romantiſchen Trauerſpiels nachgewieſen (vgl. X, 1*f.). Weitbrecht hat auch gegen die Sprache der „Jungfrau“ manches einzuwenden; erſt im „Tell“ habe Schiller ſich frei von der klaſſiſchen Schulbildung und ſchönmachenden Rhetorik wieder zum deutſchen Stil des Wallenſtein zurückgefunden. Das dramatiſche Verhältnis Tells zum eigentlichen Helden des Stückes, dem ganzen Schweizervolke, ſetzt Weitbrecht treffend auseinander. Nach Weitbrechts Goethebuch hätte man eigentlich erwarten müſſen, daß er ſich nicht der „Jungfrau von Orleans“, ſondern der „Braut von Meſſina“ gegenüber ablehnend verhalten würde. Aber wenn er ſie auch mit vollem Rechte als ein allein daſtehendes Experiment bezeichnet, ein ganz eigenartiges Tragödiengebilde, das keine Wiederholung und keine Nachahmung ertrage, ſo ſieht er in der „Braut“ gegenüber der Verirrung der „Jungfrau“ doch wieder eine Rückkehr auf den Schiller eigenen und gemäßen Weg. O. Nietzſche hat die Frage „Inwieweit läßt ſich Schillers ‚Braut von Meſſina‘ für das Verſtändnis der antiken Tragödie nutzbar machen?“ [35]) dahin beantwortet, daß Schiller, der das Schickſal vor allem in die eigene Bruſt verlege, zwar nicht den Standpunkt des Äſchylos oder des Sophokles in der Behandlung der Schickſalsidee einnehme, die Braut aber trotzdem für das Verſtändnis der antiken Schickſalsidee ſich im Unterricht nutzbar verwenden laſſe. Nietzſche giebt als Einleitung eine gedrängte Überſicht von Schillers Beſchäftigung mit griechiſcher Dichtung, wie ſie ſchon im ſechſten Bande der Hochſtiftsberichte in F. Rehorns gehaltvollem Vortrag dargeſtellt wurde. Er bezeichnet es dabei als auffallend, daß Schiller bei der Abſicht, ſich als Zeitgenoſſe des Sophokles zu verſuchen, nicht einen antiken Stoff wählte, vergleicht die Fabel der Braut mit der des Sophokleiſchen „König Ödipus“ und legt beſonderen Nachdruck auf die Schuld Iſabellens und ihrer drei Kinder. „Frei handeln alle, weil ſie nichts thun, was nicht ihrem Weſen entſpräche, und zugleich auch unfrei, weil ſie wider ihren Willen beitragen müſſen zur Vollſtreckung des über das Geſchlecht verhängten Fluches.“ Nur der erſten

---

[35]) Erſter Teil. Görlitz 1897 (Beilage zu dem Programm des ſtädtiſchen Gymnaſiums).

Hälfte dieſes Satzes vermöchte Weitbrecht beizuſtimmen. In dem Charakter der Familie ſind nach Weitbrecht auch die Vorausſetzungen der Tragödie „ohne irgendwelche Nachhilfe jenes X von Schickſalsidee“ gegeben. Auch die Schlußworte des Chors würden irrig gedeutet, denn nicht eine beſtimmte That faßt Schiller als die Schuld auf, ſondern die tiefe ethiſche Erkenntnis will er verkündigen: „Daß der einzelne Willensakt des Menſchen nur das jeweils letzte Glied in einer langen Kette von ſeeliſchen Vorgängen iſt, die in ihrer perſönlichen Zuſammenfaſſung der Charakter heißen und am Geſchick des Menſchen mitwirken — daß inſofern der einzelne Willensakt nicht frei iſt im Sinne einer willkürlichen Auswahl der Entſchließungen, ſondern determiniert — und dennoch dem Geſamtcharakter zuzurechnen, von ihm zu verantworten.“ Iſabella mache ſich von den Schickſalsträumen nicht mehr abhängig als es ihr eben paßt, ſie würde ohne ſie gerade ſo handeln. Weitbrecht will ihre Worte „alles dies erleid' ich ſchuldlos; doch bei Ehren bleiben die Orakel“ als ſchneidenden Hohn eines nun eingetretenen, verzweifelnden Unglaubens ausgeſprochen wiſſen. Ich glaube keineswegs, daß dieſe Auslegung Schillers Sinn entſpricht. Dagegen darf ich die volle Übereinſtimmung hervorheben zwiſchen meiner Ausführung im letzten Berichte S. 151 und Weitbrechts Tadel gegen die verſtimmend bemerkbare Abſicht des Dichters, die Kataſtrophe herbeizuführen, indem die Mutter Don Manuel die geforderte, nötige Aufklärung grundlos verweigert (V. 1630). Nicht einmal durch die Iſabella eigene, von Cäſar verfluchte Heimlichkeit läßt ſich an dieſer Stelle ihr Umgehen der Antwort rechtfertigen. Nur hier berührt ſich Schillers Werk „mit jener vielberufenen Schickſalsidee im übeln, kleinlich-fataliſtiſchen, engbrüſtigen Sinne“, indem ſie ſtatt der inneren Notwendigkeit der Charaktere den Zufall walten läßt. So treffend Weitbrechts Charakteriſierung der „Braut“ als einer echt Schilleriſchen Tragödie iſt, die über ihres Verfaſſers theoretiſche Erwägungen hinausgreifend „des Dichters unbewußt waltende Poetenkraft“ bewähre, ſo müßten die antikiſierenden Einflüſſe doch ſtärker betont werden. Doch ob man in mehr oder weniger Einzelheiten von Weitbrechts Auffaſſung auch abweichen mag, ſein Buch als Ganzes iſt ein geiſtvoll anregendes

bedeutendes Werk, das wir als wirklichen Gewinn für die Schillerlitteratur bezeichnen dürfen.

Das von Weitbrecht und mir erhobene Bedenken gegen die Herbeiführung der Katastrophe durch Isabellas Ausweichen auf Don Manuels Frage hat Veit Valentin in der trefflichen Einleitung zu seiner Ausgabe der „Braut von Messina“ [36]) zu entkräften gesucht. „Wenn jetzt Isabella den Namen des Klosters nennt, so weiß Don Manuel, daß seine Braut Beatrice seine Schwester ist, und alles ist gelöst: damit wäre das Ziel der Weltordnung verfehlt. So benutzt der Dichter zunächst Isabellas Schmerz und Leidenschaftlichkeit, um sie statt einer Antwort neue, heftigere Bitten um eiligste Verfolgung der Räuber ausstoßen zu lassen. Wie Don Manuel wiederholt fragt und Isabella nicht mehr hätte schweigen können, unterbricht Diego das Gespräch durch die Erzählung von der Anwesenheit Beatrices bei der Leichenfeier des Fürsten.“ Gewiß wäre der tragische Ausgang durch die Nennung des Klosters vermieden, und somit auch die Wirkung des Fluches und die Sühne der Verschuldung. Aber der Dichter hätte dies eben auf andere Weise erreichen müssen als durch diese unnatürliche Gestaltung der Szene, der man beim Lesen wie bei der Aufführung das Gezwungene und die Absicht verstimmend deutlich anmerkt. So gut Valentin auch den Verlauf der Szene charakterisiert, die Schwäche läßt sich nicht verdecken. Das künstlerische Problem, das sich Schiller in dem ganzen Werke gestellt hat, wie er die Voraussetzungen zu seiner Lösung wählte und die Handlung künstlerisch aufbaute, das alles hat Valentin in klaren, großen Zügen erklärt. Auch er erkennt wie Weitbrecht in dem rücksichtslosen Wollen und leidenschaftlichen Begehren aller Glieder des Herrschergeschlechtes den eigentlichen Grund seines Untergangs, der durch sie selbst herbeigeführt wird und so als ihr Schicksal erscheint. Sehr hübsch hat Valentin auch Ähnlichkeit und Unterschied des Schillerischen und des antiken Chors erläutert und seiner Übersicht des dramatischen Aufbaus die antiken Bezeichnungen (Prologos,

---

[36]) Deutsche Schulausgaben von H. Schiller und V. Valentin Nr. 20. Dresden 1896 (Verlag von L. Ehlermann).

Parodos, Epeisodion, Chor) beigefügt. In der „Braut“ ist eine solche Heranziehung des antiken Schemas durchaus berechtigt. Ein ganz unglücklicher Einfall ist es dagegen, dies Schema nun auf „Die Glocke“ anwenden zu wollen, das Gedicht in Akte einzuteilen und im Einzelnen aus Entlehnungen aus Äschylos' „Schutzflehenden“, Sophokles' „Antigone“ und Euripides' „Alkestis“ entstehen zu lassen, wie dies Ernst Hasse in seinem Aufsatz „Schillers ‚Glocke‘ und das griechische Chorlied“ [37]) versucht hat. Überall sucht Hasse eine Entlehnung und Umbildung antiker Ausdrücke, um schließlich, auf diese erzwungenen Beweise gestützt, zu behaupten, Schillers Äußerung, er habe für die „Glocke“ eine große Masse zu verarbeiten (7. Juli 1797 an Goethe), sei als sein eigenes Eingeständnis zu fassen, daß er die Glocke aus den Chorliedern dieser drei Dramen geschaffen habe. Eine solche Auslegung kann man denn doch nicht mehr ernst nehmen.

Von Weitbrecht wird die Verwandtschaft der Gräfin Terzky mit Lady Makbeth stark betont. Das Verhältnis von Schillers Makbeth zum Shakespearischen hat Hermann Fietkau als Gegenstand einer Programmarbeit gewählt, [38]) wie es schon mehrere andere vor ihm gethan haben; vgl. VII, 172. Aber weder in der ganz äußerlichen Gesamtübersicht der „Änderungen Schillers“, noch in der Teilung des Aufbaus der Schillerischen Tragödie in steigende und fallende Handlung, noch in den „einzelnen Bemerkungen in Anschluß an den Schillerschen Text“ wird dem früher Gesagten etwas Erwähnenswertes hinzugefügt. Höchstens verdient der Nachweis, daß Schiller V. 1808—10 zwischen Makduff und Malkolm anders verteilt hat als die Eschenburgische Übersetzung nach dem Original that, hervorgehoben zu werden. Auf Schillers Verhältnis zu Shakespeare, besonders auf die Ähnlichkeit des Gesprächs zwischen Brutus und Portia im „Julius Cäsar“ mit dem zwischen Stauf-

---

[37]) Festschrift zum siebzigsten Geburtstage Oskar Schades dargestellt von seinen Schülern und Verehrern. Königsberg i. Pr. 1896 (Hartungsche Verlagsdruckerei).

[38]) Schillers Makbeth, unter Berücksichtigung des Originals und seiner Quelle. Königsberg i. Pr. 1897 (Osterprogramm des kgl. Realgymnasiums auf der Burg).

facher und Gertrud im „Wilhelm Tell“ verweist Kaspar Fischer in der Einleitung seiner Dissertation über „Lessings Einfluß auf Schiller“.[39]) In dem vorausgesandten Litteraturverzeichnis vermißt man Boxbergers Studie „Lessings dramatischer Stil in Schillers Nachahmung“ im vierten Bande von Schnorrs Archiv und S. Levys Untersuchung „Schillers Don Karlos in seiner Abhängigkeit von Lessings Nathan“ im 21. Bande der Zeitschrift für deutsches Altertum, obwohl diese Abhängigkeit bei Besprechung des „Don Karlos“ auch von Fischer hervorgehoben wird. Fischer gruppiert seine Untersuchung nach den drei, seit Körners Ausgabe der Schriften üblichen Perioden. Jedesmal stellt er die feststehenden Zeugnisse, d. h. Schillers ausdrückliche Erwähnung Lessings, an die Spitze, um dann die Ähnlichkeit einzelner Stellen auf die Wahrscheinlichkeit der Abhängigkeit hin zu prüfen. Er zeigt gerade dabei eine erfreuliche Neigung, den Auswüchsen der Entlehnungstheorie entgegenzutreten. Es entbehrt doch auch wirklich des gesunden Sinnes, wenn man Philotas mit Bourgognino, den Spitzbuben Angelo in der „Emilia“ mit Fieskos Mohren vergleichen will. Aber einmal geht auch Fischer selbst zu weit, wenn er an Gianettino Dorias willfährigem Diener Lomellino die Züge des Kupplers Rieger erkennen will. Wir wissen von Oberst Rieger wohl, daß er mit allen Mitteln Soldaten preßte, aber nichts von Kupplerdiensten, die er dem Herzog geleistet hätte. Schiller aber hegte für seinen Paten Rieger eher eine unverdiente Verehrung, er sah in dem Helden seiner Novelle „Spiel des Schicksals“ eher ein Opfer der despotischen Launen des Herzogs als einen Schuldigen. Minors Vermutung, daß die Kosinsky-Episode ein aus „Emilia Galotti“ stammendes Motiv sei, hält Fischer für zutreffend. Die schwäbische Überlieferung, daß die Geschichte eines Herrn von Stetten die thatsächliche Grundlage der Dichtung abgegeben habe, ist doch wahrscheinlicher. Nicht in einem Stuttgarter „Gefängnis“, sondern als Arrestant auf der Hauptwache, was denn doch ein Unterschied ist, soll Schiller den Plan zur „Luise Millerin“ gefaßt haben, und

[39]) Nachgewiesen aus Schillers Werken und Briefen. Bern 1896 (Inaugural-Dissertation).

nicht erſt in Bauerbach, ſondern noch während des Zuſammenſeins mit Streicher in Oggersheim hat Schiller „den größten Teil“ des Stückes ausgearbeitet. Leſſing würde ſich ſehr dagegen verwahrt haben, hätte man den ihm verfeindeten Duſch als „Mitarbeiter“ an der Dramaturgie bezeichnet, wie es von Fiſcher in den Anmerkungen (S. 106) geſchieht. Zu den zweifellos von Leſſing beeinflußten Stellen in Schillers Gedichten gehören V. 250 und 312 in den „Künſtlern“; ſie führen wie die von Fiſcher angeführten Verſe in den „Göttern Griechenlands“ Leſſings Anſchauungen über die Todesabbildungen der Alten weiter aus. Das Wichtigſte der Beziehungen ſpielt ſich ſelbſtverſtändlich auf dramatiſchem Gebiete ab. Dabei hat Fiſcher die Mitteilung Goethes über Schillers ſpätere Abneigung gegen Leſſings Drama doch zu gering geachtet. Auf ſeine Bühneneinrichtung des „Nathan“ iſt er überhaupt nicht näher eingegangen. Daß „Kabale und Liebe“ und „Don Karlos“ Leſſings Einfluß am ſtärkſten, die ſpäteren Dramen faſt gar nicht zeigen, iſt völlig zutreffend. Erinnern wir uns aber, wie ablehnend die früheren Stürmer und Dränger, etwa Lenz in ſeinen „Anmerkungen übers Theater“, ſich gegen die maßvollen Lehren der Dramaturgie verhielten, und wie lernbegierig dagegen der Dichter der Räuber und des Fiesko ſich auf den Hamburger Dramaturgen berief, ſo tritt auch dabei wieder Schillers überlegene dramatiſche Einſicht, der bahnweiſende dichteriſche und praktiſche Sinn des geborenen Bühnendichters klar hervor.

Zur Bühnengeſchichte von Schillers Dramen hat Ferdinand Struck einiges aus den Akten des Stralſunder Theaters erzählt,[40]) was ſich den leider noch auf Fortſetzung harrenden, intereſſanten Mitteilungen Eliſabeth Mentzels für die Geſchichte von Schillers Jugenddramen auf der Frankfurter Bühne anreiht. Als erſtes Stück von Schiller iſt von Johann Tillys Geſellſchaft vom 16. März 1784 „Kabale und Liebe“ in Stralſund aufgeführt worden. Aber auf inſtändiges Anliegen geehrter Gönner wurde das Trauerſpiel

---

[40]) Die älteſten Zeiten des Theaters zu Stralſund 1697—1834. Ein Beitrag zur Geſchichte des deutſchen Theaters. Stralſund 1895 (Verlag der kgl. Regierungs-Buchdruckerei).

als Drama aufgeführt, „so daß die Kataſtrophe ſich glücklich endet.“ Die bereits für den 26. März 1783 angekündigte Aufführung der „Räuber“ hatte der General-Gouverneur — Stralſund ſtand damals noch unter ſchwediſcher Herrſchaft — wegen des gefährlichen Inhalts des Stückes verhindert. Allein ſelbſt unter der ſchwediſchen Garniſon gab es leidenſchaftliche Verehrer des Schilleriſchen Erſtlingswerkes. Bei dem Theaterſkandal, durch den das Publikum am 11. April 1794 die Aufführung der „Räuber“ erzwingen wollte, waren Militärperſonen beteiligt, ſo daß der Stadtrat ſich in einem längeren Schreiben klagend an den Gouverneur wandte. Wohin ſolle es kommen, wenn die Stadtväter zur Wahrung der bereits bedrohten guten Sitte und Religion ſo gefährliche Stücke — das Schriftſtück hebt mehrere anſtößige Szenen der „Räuber“ eigens hervor — in einer wohl polizierten Stadt mit Recht verbieten, und „zum hieſigen Militaire gehörige Perſonen die Vorſtellung des genannten Stückes zu erzwingen ſich beſtrebet und unter dem Namen des Publikum ſolche von den ſich ſträubenden Schauſpielern bedrohendlich gefordert haben“? Der Gouverneur teilte die Anſicht des Rats, und die Räubergefahr ging noch einmal glücklich an der wohl polizierten Stadt vorbei. Aber ein neuer Pharao kam, und als unter ihm Karl Döbbelin im Dezember 1799 in Stettin ſpielte, geſtattete der Vize-General-Gouverneur die Aufführung der „Räuber“. Umſonſt legte der Rat Verwahrung ein und lehnte jede Verantwortung für die üblen Folgen ab. Es machten ſich gar keine dieſer Folgen bemerkbar. Eine örtliche Folge für Stralſund hatte dagegen die erſte Aufführung der „Jungfrau von Orleans“ am 25. November 1818. Die Darſtellung war ſo ungenügend, daß ſie die erſte öffentliche Kritik in Stralſund hervorrief. Ihr Verfaſſer Dr. Karl Chr. Ludwig Schöne behauptete, Schiller habe kurz vor ſeinem Tode zu ihm geſagt: „dieſes iſt das einzige bleibende Trauerſpiel, was ich hervorgebracht habe, es wird auf immer den Epheukranz tragen“. Das klingt eher nach einer freien Umſchreibung der Schilleriſchen Prophezeihung in dem Gedichte „Das Mädchen von Orleans“, als nach einem wirklich geführten Geſpräch. Und auch die weitere Äußerung: „Goethe, der ſich überhaupt ſchwer mit Schillers Muſe einigen konnte, hegte von dieſem Stücke dieſelbe

Meinung", weckt keinen Glauben an die Echtheit der Schöniſchen Interviews mit Schiller und Goethe.

Von Goethiſchen Stücken finden ſich in dem gleichen Zeitraum, während deſſen ſämtliche Dramen Schillers in Stralſund geſpielt wurden, nur Aufführungen des „Klavigo". Auch im Spielplan des Gothaiſchen Hoftheaters iſt Goethe zwiſchen 1775 und 79 nur durch den „Klavigo", dieſer aber mit zehn Aufführungen vertreten.[41]) Man ſieht daraus von Neuem, daß Goethe wohl Merck gegenüber im Rechte war, als er in „Dichtung und Wahrheit" die Bedeutung eines Stückes wie „Klavigo" für das deutſche Theater betonte.

[41]) Rudolf Schlöſſer, Vom Hamburger Nationaltheater zur Gothaer Hofbühne. Dreizehn Jahre aus der Entwickelung eines deutſchen Theaterſpielplans. Theatergeſchichtliche Forſchungen herausgegeben von Berthold Litzmann. Band XIII. Hamburg und Leipzig 1895 (Verlag von Leopold Voß).

*

Hochſtiftsmitteilungen.

Die Eröffnung des neuerbauten Goethemuſeums nebſt Goethebibliothek.

Der 20. Juni 1897 bildet einen Markſtein in der Entwickelung des Hochſtiftes. Er bedeutet den Abſchluß und die glückliche Erfüllung langjähriger auf die Löſung einer dreifachen Aufgabe gerichteter Beſtrebungen und Wünſche. Das ehrwürdige, der Obhut unſeres Inſtitutes anvertraute Dichterhaus iſt jetzt, frei von jeder Benutzung, ausſchließlich der Erinnerung an Frankfurts größten Sohn gewidmet. Die dem alten Bau durch Heizung und Beleuchtung ſtets drohende Gefahr iſt für alle Zeiten abgewendet.

Für die Zwecke des Hochſtifts ſind ausreichende Räumlichkeiten gewonnen, ohne völlige Trennung vom Goethehauſe, ſeinem einſtigen Sitze, über das es zu wachen hat. Die Verbindung ſtellt ein Neubau her, der, neben der Bibliothek, das Frankfurter Goethemuſeum birgt, das beſtimmt iſt, dem Goethe-Nationalmuſeum in Weimar ergänzend zur Seite zu treten und für die Jugendzeit des Dichters das zu ſein, was dieſes für das Mannes- und Greiſenalter des Gewaltigen iſt.

Die Eröffnung dieſes Muſeums wurde, der Bedeutung des Tages gemäß, durch eine einfach würdige Feier eingeleitet. In den feſtlich geſchmückten Staatszimmern des Goethehauſes verſammelten ſich die Gäſte, die der Einladung des Hochſtiftes gefolgt waren. Herr Oberbürgermeiſter Adickes vertrat die Vaterſtadt des Dichters, deren leitende Behörden an der Erreichung des Zieles den weſentlichſten Anteil haben, die Spitzen der Militär- und Civilbehörden, die Direktoren der höheren Schulen, die Vorſtände der wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Inſtitute und Vereinigungen waren in reicher Zahl erſchienen.

In Vertretung des durch Krankheit verhinderten Vorsitzenden des Hochstiftes, des Herrn Dr. E. Benkard, begrüßte der stellvertretende Vorsitzende, Herr Gymnasialdirektor Dr. Reinhardt, die Versammlung mit folgender Ansprache:

„Hochansehnliche Versammlung! Ein Ziel ist heute erreicht, aufs innigste erwünscht und erstrebt von den Mitgliedern des Hochstiftes und von allen Freunden dieses Hauses. „Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht". Aber hier ist mehr als das! In diesem Hause hat der größte Weise und Dichter unseres Volkes zum ersten Male seine hellen Augen dem Lichte geöffnet. Hier hat er im trauten Kreise der Familie die Tage seiner Kindheit verlebt, deren Erinnerung sich so mannigfaltig und wunderbar in seinen Werken wiederspiegelt. Hier hat der heranreifende Jüngling, der werdende Mann die Kämpfe durchgekämpft, die in Sturm und Drang seine große Seele erschütterten. Hier hat er alle Lust und allen Schmerz durchkostet, den je ein Menschenherz tragen kann. Und was ihn bewegte in aufjauchzender Freude, das hat er in holdem Liede, in schmuckem Reime geborgen, und das Weh, das seine Seele durchzuckte, hat er hier in mächtigen, ergreifenden Tönen ausklingen lassen. In dem Dachkämmerlein hier über uns erstand ihm im Ringen des Geistes eine neue Welt. Sie steigen vor uns auf, Gestalten wie Faust und Prometheus; von ihrem Zauberhauch fühlen wir uns hier näher umweht.

Wenn wir ein liebes Andenken beschauen, so weckt dieser Zeuge einer vergangenen Zeit das Bild der lieben Abwesenden, wir glauben ihre Nähe deutlicher zu spüren und lebendiger zu empfinden. So ists auch beim Betreten dieses Hauses. Wir lassen den Lärm der Straße und das Getriebe der Alltäglichkeit hinter uns und fühlen uns zurückversetzt in vergangene Tage. Wir sehen den lieblichen, holden Knaben, das Entzücken aller, der Hohen wie der Niederen, die ihn sahen, durch diese Räume streichen. Wir stehen ehrfürchtig vor dem edlen und, wie es die Zeitgenossen aussprachen, göttergleichen Antlitz des werdenden Mannes.

Ja, es ist eine geweihte Stätte, an der wir stehen, und wir danken von Herzen den Männern, die vor etwa 40 Jahren sich zu dem Vereine zusammenschlossen, der es als seine vornehmste Auf-

gabe betrachtete, dies Haus vor Zerstörung und Vernichtung zu bewahren und es zu einem Orte der Erinnerung an Goethe und seine Frankfurter Zeit zu machen. Doch sie wollten mehr. Goethes Vaterhaus sollte zugleich der Sitz einer Vereinigung werden, die sich das Ziel setzte, in Goethes Sinn und Geist Kunst und Wissenschaft allseitig zu fördern und zu pflegen. Wohl erkannte man bald, daß dies Ziel zu weit gesteckt war; dem Wollen und dem Anlauf entsprach nicht die Kraft und die Ausführung. Aber nachdem durch die hochherzige und großartige Spende eines Frankfurter Bürgers der kräftige Untergrund zu einer fruchtbringenden Thätigkeit gelegt war, wurde diese alsbald in die rechten Wege geleitet, und wer könnte leugnen, daß das Hochstift jetzt zur Verbreitung wissenschaftlichen Sinnes und tieferer Bildung in dieser Stadt, wie auch zur Förderung der Wissenschaft im allgemeinen sein redliches Teil beiträgt, daß es zu einem Mittelpunkt ernster Bestrebungen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft für Frankfurt geworden ist!

Indem das Hochstift die verschiedenen Zweige seiner Thätigkeit verfolgte, wurden die Räume des Goethehauses bald zu eng. Auch widersprach es der eigentlichen Bestimmung dieses Hauses, daß eine größere Anzahl von Räumen geschäftlichen Zwecken: der sich ausdehnenden Verwaltung und den Sitzungen der Sektionen, dienen mußte; ja die tägliche starke Benutzung gefährdete seinen Bestand. Die durch reiche Spenden und durch Ankäufe stets sich mehrende Sammlung von Erinnerungsgegenständen an Goethes Frankfurter Zeit mußte in durchaus unzureichenden Räumen aufgehäuft werden, und die Bibliothek, die zu einer höchst wertvollen, einzigartigen Sammlung aller auf Goethe und seine Zeit bezüglichen litterarischen Erscheinungen heranwuchs, war in einem Gelasse untergebracht, das eine zweckmäßige Ordnung und Benutzung fast ausschloß. Es mußte daher das Bestreben der Verwaltung des Hochstiftes sein, zunächst die Geschäfts- und Sitzungszimmer aus dem eigentlichen Goethehause zu verlegen und sodann Räume für ein Goethemuseum und für die Goethebibliothek zu gewinnen; dabei war es wünschenswert, daß alle diese Räume in enger Verbindung mit dem Goethehause blieben.

Den erſten Anlaß zu dieſen Änderungen, deren glückliche Löſung wir heute feiern, bot ein Umſtand, der zunächſt das Goethehaus mit einer bedeutenden Gefahr bedrohte. Der kleine freie Raum hinter dem Hofe, durch den dem Hauſe Licht und Luft zukam, der letzte Reſt der einſtigen Gärten, ſollte durch eine Fabrik verbaut werden. Das wäre der Untergang des Goethehauſes geweſen und die Vernichtung deſſen, was das Hochſtift ſeit ſeiner Gründung erſtrebt hatte. Dieſe Gefahr mußte in jedem Falle abgewendet werden. Aber das Hochſtift ſah ſich nicht imſtande mit eigenen Mitteln einzugreifen, da dieſe ſtiftungsgemäß zu anderen Zwecken feſtgelegt waren. In dieſer Notlage wandte ſich die Verwaltung an die ſtädtiſchen Behörden, und ſie fand hier die freundlichſte Unterſtützung und das weitgehendſte Entgegenkommen. Mit Hilfe ſtädtiſcher Mittel wurde jener Platz angekauft. Als dann auf dem angrenzenden von Cronſtettiſchen Stift ein großes Geſchäftshaus erbaut wurde, machte die Stadt es dem Hochſtifte wiederum möglich, dort Räume für die Verwaltung, für das Leſezimmer und die Sitzungen zu gewinnen. Und die dritte Hilfe war, daß zum großen Teil mit ſtädtiſchen Mitteln auf dem erworbenen Grundſtück ein Neubau für die Bibliothek und das Muſeum hat errichtet werden können, der ſich in ſchönſter Weiſe an das Goethehaus anſchmiegt und die Verbindung mit den Hochſtiftsräumen im Cronſtettiſchen Stift herſtellt. Die Verwaltung des Hochſtiftes ſpricht für dieſe dreimalige reiche Unterſtützung den ſtädtiſchen Behörden, dem Magiſtrat und den Stadtverordneten, insbeſondere Ihnen, hochverehrter Herr Oberbürgermeiſter, als dem Oberhaupte dieſer Stadt, den herzlichſten und wärmſten Dank aus. Die Stadt Frankfurt hat dadurch wiederum ausgeſprochen, daß der ſchönſte Adelsbrief, den ſie hat, der iſt, Geburts- und Vaterſtadt des mächtigſten, umfaſſendſten Geiſtes zu ſein, den unſer Volk hervorgebracht hat.

Herzlichen Dank ſprechen wir ferner allen denen heute aus, die in ſo reichem Maße dazu beigetragen haben unſere Räume mit den wertvollſten Erinnerungszeichen an Goethes Frankfurter Zeit auszuſtatten. Wir danken dem kunſtſinnigen Architekten, der das neue Haus in Anlage und Ausführung, im ganzen und im einzelnen, ſo ſchön und zweckmäßig, in ſo echt künſtleriſcher Weiſe ausgeſtaltet

hat. Dank auch, zuletzt und nicht am letzten, dem Künstler, der das Bild des jungen Goethe aus der fernen Vergangenheit uns so lebendig, greifbar und ergreifend, wieder ins Leben hervorgezaubert hat.

Wenn ich Sie nunmehr auffordere, hochverehrte Anwesende, mit uns die neuen Räume zu durchwandern, so lassen Sie den unsern Führer sein, dessen Andenken dieser Ort geweiht ist, die Gestalt des alten Goethe wollen wir mit uns gehen lassen. Wenn er heute unter uns weilte, wenn er mit uns die wohlbekannte Treppe in den stillen Hof hinabschritt, so würde sich ihm zunächst ein unerwartetes Bild bieten. Die Mauer, die einst fest gefügt war, öffnet sich, märchenhaft, wie er es im Neuen Paris beschrieben, und giebt durch eine Thüre Blick und Einlaß in einen feinen, wenn auch kleinen Garten. Er träte mit uns ein in das schöne Gebäude, er sähe dort in dem freundlichen, lichten Saale alle die Andenken aus seiner ersten Kindheit, die Gegenstände, die ihn in seiner frühesten Jugend umgaben, anmutig und würdig aufgestellt; sein Blick fiele auf die Gemälde, die er in seinen Knabenjahren hat entstehen sehen und die er mit hat entwerfen helfen: hundert und fünfzig Jahre waren sie fern im südlichen Frankreich verborgen, bis sie ein kundiges Auge entdeckte und eine liebevolle Hand hierher brachte. Wenn er dies alles sähe, gewiß, eine Rührung würde ihn überkommen, sein Auge würde sich mit Thränen füllen und sein stummer Blick würde ein reicher Dank sein für alle Mühe und Liebe, die auf dies Werk verwandt worden ist. Und wenn Frau Aja hinzuträte, wie glücklich würde sie sein über das treue Andenken, über die liebevolle Anhänglichkeit, die in ihrer Stadt, in ihrem Hause dem Sohne bewahrt wird, und sie würde ihrer Freude einen hellen, jubelnden Ausdruck geben. So lassen Sie uns unseren Gang antreten unter dem unsichtbaren Geleite derer, die einst in diesem Gebäude gewaltet haben. Ist ihr Leib auch längst dahin gegangen, so leben sie doch im Geiste mit uns und unter uns."

An die Festrede schloß sich die Besichtigung des Museums, der Bibliothek, der Hochstiftsräume, wie des Goethehauses selbst.

Eine kleine, von Herrn Dr. O. Heuer verfaßte Festschrift, die den Teilnehmern der Feier überreicht wurde, gab die nötigen

Anhalte über die Entſtehung und die Einrichtung des Neugeſchaffenen und bot zugleich als Feſtgabe 13 bisher unbekannte Briefe Goethes an ſeinen Landsmann und Freund J. J. von Gerning, als ein weiteres Glied in der Kette der Beziehungen zu ſeiner Vaterſtadt.

Was die Feſtſchrift, die in 200 nummerierten Exemplaren hergeſtellt ſich nicht im Buchhandel befindet, nur in knappen Umriſſen andeuten konnte, die Baugeſchichte des Muſeums und der Bibliothek, muß an dieſer Stelle, für die Mitglieder des Inſtituts, ausführlicher dargelegt werden.

Der Bau erhebt ſich, nach den Plänen des Architekten Franz von Hoven und unter ſeiner Leitung ausgeführt, auf dem ſchon vor Jahren zum Schutze des Goethehauſes angekauften vormals Engelhardiſchen Grundſtücke. Er ſchließt ſich, den Blick vom Goethehauſe aus freilaſſend, an deſſen Seitenflügel an, und iſt auch im Stile möglichſt dem alten Hauſe angepaßt, doch durchweg von feuerſicherem Material.

Aus dem Höfchen des Goethehauſes, der mit ſeinem Luiſenbrunnen ganz den alten Charakter bewahrt hat, tritt man durch ein altes Rokokogitterthor in ein Gärtchen, das, ſoweit es die modernen Verhältniſſe erlauben, einen Reſt jenes einſtigen freien Ausblickes ins Grüne gewährt, den der junge Goethe ſo freudig genoß.

Die Umfaſſung dieſes Thores beſteht aus den Steinen, die die Thür des alten Goethiſchen Gartens vor dem Friedberger Thore bildeten, und die noch jetzt die Initialen von Goethes Großvater, dem Schneidermeiſter und Gaſthalter Friedrich Goethe, mit der Jahreszahl der Erwerbung (17 F. G. 25) zeigen. Durch das freundliche Entgegenkommen des Bethanienvereins und des Herrn Camillo Bolongaro, die Umfaſſung und Thor ſtifteten, iſt es ſo möglich geworden, den neuen Eingang völlig im Charakter des Alten zu geſtalten.

---

[1]) Die Erwerbung dieſer Briefe und eines großen Teiles von Gernings litterariſchem Nachlaß wurde dem Hochſtift durch die hochherzige Unterſtützung des Herrn Victor Moeſſinger ermöglicht. Zur Drucklegung und Ausſtattung der Feſtſchrift hatten ſich die Firmen Gebrüder Knauer und Kühl & Co. verbunden, die ſie dem Hochſtift zur Feier als dankenswerte Gabe darbrachten.

Das Gärtchen, mit seiner alten Linde, seinem frischen Grün und seinen duftenden Blüten, bildet in dem ringsum wogenden Getriebe der großen Geschäftsstadt eine stille Oase, die dem Besucher es erleichtert, in die ruhigere, poesieumwobene Zeit des vorigen Jahrhunderts sich zurückzuversetzen. Den aus dem Gärtchen in den Flur des Museums Eintretenden empfängt ein Kolossalgemälde von Chr. G. Schütz, das alte Frankfurt zu Goethes Zeit darstellend. Das Museum selbst, dem Andenken des jungen Goethe geweiht, ist im Rokokostil und in zarten lichten Tönen gehalten. Die Decke zeigt künstlerisch ausgeführte Stuckarbeit. Dem Stil passen sich auch die Ausstellungsschränke an, die nach Zeichnungen des Herrn von Hoven in den Ateliers der Firma Jacquet Sohn hergestellt sind. Einen der großen Schaukasten verdankt das Hochstift der genannten Firma als Geschenk. Während diese Schränke mit Porträts, Silhouetten, Briefen, Autographen, Handzeichnungen und Erinnerungsgegenständen gefüllt sind, tragen die Wände den Schmuck der größeren Ölgemälde, Goetheporträts, das Bildnis des Königslieutenants und die kostbaren für diesen im Giebelzimmer unter besonderer Einflußnahme des jungen Goethe gemalten Josefsbilder, ein Geschenk des als Kunstfreund und Schriftsteller bekannten Herrn Dr. M. Schubart, München. Als plastischer Schmuck sind die Büsten des Dichterjünglings und seiner Eltern, von Herrn Karl Rumpf modelliert, vorgesehen. Die Büste Goethes wird in einer Nische über einem stilvollen Marmorkamin Platz finden, zu dessen Stiftung sich Herr Gustav E. Manskopf in dankenswertester Weise bereit erklärt hat. In seiner Vollendung strebt das Museum, bei Vermeidung aller prunkvollen Überladung, einen künstlerisch vornehmen, harmonischen Eindruck an, dem Sinne dessen gemäß, dem es gewidmet ist.

Vom Flur des Museums führt eine Treppe aufwärts zu den Bibliotheksräumen. War für den Museumssaal die feinsinnige künstlerische Ausgestaltung der leitende Gedanke, so mußte für die Bibliothek die Rücksicht auf eine möglichst praktische Einrichtung ausschlaggebend sein. Schon im Äußeren des Gebäudes machen sich diese, vom Architekten in der Fassade glücklich vereinigten Gegensätze bemerkbar.

Zu ebener Erde hohe Rundbogenfenſter mit den kleinen Scheiben der Rokokozeit, im erſten und zweiten Stock, den Büchermagazinen, niedrigere, aber nur durch ſchmale Brüſtungen von einander getrennte Fenſter, mit einer einzigen großen Spiegelſcheibe und kleineren Unterfenſtern. Denn für die Bibliothek iſt möglichſt helles Licht, das alle Winkel gleichmäßig erfüllt, die wichtigſte Bedingung.

Die geringe Größe des zur Verfügung ſtehenden Bauplatzes erforderte die größte Sorgfalt in Berechnung der Ausmaße, um ohne Raumverſchwendung das Ziel der Unterbringung einer möglichſt großen Bändezahl, bei möglichſt leichtem und daher zeitſparendem Betriebe, zu erreichen. Von der Frontlänge von $15^1/_2$ m entfallen $11^1/_2$ m auf die Magazine, 4 m auf die Arbeitszimmer, die in beiden Stockwerken den Bücherräumen vorgelagert ſind und den Eingang zu ihnen bilden. Von der Tiefe von $10^1/_2$ m entfallen 7 m auf die Haupträume, $3^1/_2$ m auf den an den Schmalſeiten vom Treppenhaus und einem kleinen Seitenflügel eingeſchloſſenen Lichthof. Dieſer Lichthof verſtärkt für die Magazine das in der Front durch ſechs Fenſter einfallende Licht durch drei Fenſter von der Rückſeite her. Der kleine Seitenbau enthält im Parterre ein Buchbinderzimmer, im erſten und zweiten Stock an die Magazine anſchließende Räume für das Archiv und die Kunſtblätterſammlung. Er iſt mit Oberlicht und Seitenlicht verſehen, das auch dem angrenzenden Teil des Magazins noch Helligkeit ſpendet. Wände und Decken der Bibliothek ſind in Feinverputz mit weißgelblichem Ölanſtrich gehalten, die aus Eiſenträgern mit Stampfbeton und Gipsbelag beſtehenden Fußböden durchweg mit hellgelbem Granitlinoleum belegt.

Hierdurch wird außer der Dunkelheit auch der zweite arge Feind der Bibliotheken, der Staub, erfolgreich bekämpft.

Durch die Wahl einer geringen Achſenweite von 1,90 m, die für Fenſterpfeiler und Büchergerüſte dieſelbe iſt, ließen ſich fünf freiſtehende und zwei Wandgerüſte auf die Geſamtlänge von $11^1/_2$ m verteilen. Dieſe Gerüſte ſtoßen direkt auf die Fenſterpfeiler, ein Mittelgang von 1,20 m Breite teilt ſie in zwei Reihen, die auf jeder Seite 6 Bücherkojen bilden. Jede dieſer Kojen empfängt

ihr Licht durch ein vom Fußboden bis zur Decke reichendes Fenster von 1,20 m Breite, so daß die denkbar günstigste Beleuchtung der Bücheransichtsflächen erreicht ist. Die einzige dunklere Koje der dieses Fenster auf der Rückseite fehlt, enthält die eiserne, beide Magazine mit einander verbindende innere Treppe.

Das gewählte System der Büchergerüste ist das von Lipman, Straßburg, erfundene und ausgeführte. Durch die leichte Verstellbarkeit der Bücherbretter gestattet es die Raumausnutzung bis auf den letzten Centimeter. Da es keiner festen Seitenwände bedarf, so haben Licht und Luft überall freien Durchgang. Für die Luftzirkulation zwischen beiden Magazinen ist ferner durch Luftschlitze, die an den Seiten mit Staubbrettern eingefaßt sind, gesorgt.

Die Bibliothek enthält im Ganzen 20 Doppel- und 6 Wandgestelle von je 2,90 m Länge und 2,70 m Höhe. Jedes Gestell ist dreiteilig, so daß sich die Länge der Bücherbretter auf 93 cm stellt. Bei voller Besetzung werden 50—60,000 Bände Platz finden.

Die Magazine sind, wie alle übrigen Räume, mit Niederdruckdampfheizung und elektrischer Beleuchtung versehen, letztere ist im Interesse des sparsamen Betriebes so angeordnet, daß jede einzelne Bücherkoje für sich beleuchtet werden kann.

Das Arbeitszimmer neben dem ersten Magazin enthält den Katalog, das neben dem zweiten ist besonders für diejenigen Benutzer bestimmt, die zur wissenschaftlichen Forschung längere Zeit in der Bibliothek arbeiten, hier kann auch ein Hilfsarbeiter oder Assistent Platz finden. Im Übrigen können Bücher im Lesesaal des Hochstiftes, am Salzhaus 5, benutzt werden, wo auch das Ausleihegeschäft in Zukunft sich abwickelt. Der erste Stock des Bibliothekgebäudes steht mit diesen Räumen in bequemer Verbindung.

III. Einsendungen.

Vom 1. Januar bis 30. April 1897 wurden nachstehende Schriften unserer Bibliothek eingesendet. Allen Herren Einsendern sei an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen.

Die mit † bezeichneten Schriften werden im Austausche gegen die Hochstiftsberichte geliefert, die mit * bezeichneten sind Geschenke; ist der Geber nicht besonders angeführt, so ist es der Verfasser, beziehungsweise Verein, Hochschule u. s. w.

Geschichte und Biographie.

†Jung, Rud. Das historische Archiv der Stadt Frankfurt a. M. Seine Bestände und seine Geschichte. Mit Unterstützung der Stadt Frankfurt herausgegeben vom Verein für Geschichte und Altertumskunde zu Frankfurt a. M. K. Th. Völcker. 1896.

*Willkühr der Kaufleute Bruderschaft zu Magdeburg von 1678. Neudruck. Herausgegeben von den Ältesten der Kaufmannschaft zu Magdeburg. 1897.

*Erdmannsdörffer, B. Kaiser Wilhelm I., Festrede zur 100jährigen Gedenkfeier seines Geburtstages auf der Universität Heidelberg. 1897.

*Scamoni, Gg. Alois Senefelder und sein Werk. Zur 100jährigen Feier der Erfindung der Lithographie. St. Petersburg 1896.

*Böhm, Joh. Hochfürstlich Eichstättische Normal- und Hauptschulordnung nach dem Entwurfe J. B. Paurs von 1785. Gotha 1897.

*Ziegler, Th. Der deutsche Student am Ende des 19. Jahrhunderts. Stuttgart, Göschen, 1895.

Jurisprudenz.

*Textor, J. W. Synopsis Juris Gentium, Basileae 1680. Geschenk des Herrn Dr. Al. Dietz, hier.

*Textor, J. W. Disputationes Academicae. Francofurti ad Moenum 1698. Ebenso.

Volkswirtschaft.

*Sombart, Werner. Socialismus und sociale Bewegung im 19. Jahrhundert. Bern 1897. Ethisch-socialwissenschaftliche Vortragskurse. Bd. 4.

*Höffding, Harald. Ethische Principienlehre. Ethisch-socialwissenschaftliche Vortragskurse. Bd. 1. Bern 1896.

*Egidy, M. von. Über Erziehung. Ethisch-socialwissenschaftliche Vortragskurse. Bd. 3. 1896.

*Zur Kenntniß der Arbeiter-Versicherungs-Gesetze. Zwölf Flugblätter, herausgegeben von der Vereinigung zur Fürsorge für kranke Arbeiter. Leipzig 1897.

*Roth, W. Zur Reform der Unfallversicherung. Im Auftrage des Instituts für Gemeinwohl zu Frankfurt a. M. bearbeitet. 1897.

*Ratschläge für Lungenkranke. Zusammengestellt von der Hanseatischen Versicherungs-Anstalt zu Lübeck. Herausgegeben von der Vereinigung zur Fürsorge für kranke Arbeiter. Leipzig 1896.

Naturwissenschaft und Medizin.

†Deutsches Meteorologisches Jahrbuch für 1895. Beobachtungs-System der Deutschen Seewarte. Hamburg 1896.

†Ergebnisse der meteorologischen Beobachtungen im Systeme der Deutschen Seewarte. Hamburg 1896.

*Hoefer, Hans. Dénomination et Classification des Gisements de Minéraux utiles. 1897.

*Statistische Zusammenstellung über Blei, Kupfer, Zink, Zinn, Silber, Nickel und Aluminium von der Metallgesellschaft nebst technischem Bericht von der Metallurgischen Gesellschaft, A.-G. Frankfurt a. M. 1897, Jahrg. 4.

*Hübner, W. Entstehung und spezifische Heilung der Pockenkrankheit ohne Narben. Leipzig 1897.

Litteratur.

*Beiträge zur Geschichte des nassauischen Altertumsvereins und biographische Mitteilungen über dessen Gründer und Förderer. Einladungsschrift zu der am 5. Dezember 1871 stattfindenden 50jährigen Gedächtnisfeier der Gründung des Vereins von Dr. Karl Schwarz. Sonder-Abdruck aus dem 11. Bde. der Annalen des Vereins. Wiesbaden 1871.

*Otto, Friedr. Goethe in Nassau. Sonder-Abdruck aus den Annalen des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung. 1895.

*Schlosser, Hieron. Peter. Filium primogenitum Joanni Justo Textori ... optimum esse jubet. 1767. Geschenk des Herrn Dr. Al. Dietz, hier.

*Schneegans, Heinr. Was d' Steckelburger vun d'r Université ſaane. Humoriſtiſches Intermezzo, aufgeführt zum Univerſitäts-Jubiläum 2. Mai 1897. Straßburg.

*Pfungſt, Art. Laskaris 3. Teil: Philalethes. Berlin 1897.

*Pfungſt, Art. Poesie Scelte. Tradotte da L. di San Giusto con Prefazione di Cesare Lombroso. Torino. 1897.

*Ernſt, Aug. Jubilate! Feſtſchrift zur 100jährigen Jubelfeier Kaiſer Wilhelms des Großen. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer, 1896.

*Biedermann, M. v. Ein Antixenion. Sonder-Abdruck aus „Euphorion". 1897.

*Neuberin, Car. Fried. Ein deutſches Vorſpiel. Zur Feier ihres 200jährigen Geburtstages mit einem Verzeichnis ihrer Dichtungen herausgegeben von Arthur Richter. Deutſche Litteraturdenkmale Nr. 63. Leipzig, Göſchen, 1897.

*Briefe Kaiſer Wilhelms des Großen aus den Jahren 1811—1815 an ſeinen Bruder den Prinzen Karl von Preußen. In Druck gegeben von Alexander Meyer Cohn. Berlin 1897. In 200 Exemplaren gedruckt. Nr. 58.

*Eimreidin, Ritztjori. Dr. Valtyr Gudmundsson. III Ar. 1 Hepti. Kaupmannahofn 1807.

*Knothe, Fr. Die Markersdorfer Mundart. Ein Beitrag zur Dialektkunde Nordböhmens. B. Leipa,

*Leſſing. Nathan der Weiſe. Sonder-Abdruck aus der kritiſchen Ausgabe von R. Lachmann, neu herausgegeben von Fr. Muncker. Leipzig, G. J. Göſchen.

*Goethe. Verſuch die Metamorphoſe der Pflanzen zu erklären. Gotha 1790. Geſchenk des Herrn Seminardirektor Schöppa zu Eckernförde.

Programme etc. von Hochſchulen, Schulen, Vereinen etc.

*Univerſitäten. Leipzig. Perſonalverzeichnis W.-S. 1896/97.
* — — Vorleſungsverzeichnis S.-S. 1897.
* — — Doktorenverzeichnis 1896/97.
* — — Reden zum Rektoratswechſel 1896.
* — — Einladung zur Feier des Reformationsfeſtes ꝛc. 1896.
* — — Preisarbeitenergebnis 1896/97.
* — Freiburg. Perſonalverzeichnis S.-S. 1897.
* — — Vorleſungsverzeichnis S.-S. 1897.
* — Jena. Perſonalverzeichnis S.-S. 1897.
* — — Vorleſungsverzeichnis S.-S. 1897.
* — Prag. Perſonalverzeichnis 1896/97.
* — — Vorleſungsverzeichnis S.-S. 1887.

*Festschrift zu der am 7. Januar 1897 stattfindenden Einweihung des Goethe-Gymnasiums in Frankfurt a. M. Herausgegeben vom Lehrer-Kollegium. Frankfurt a. M. 1897.

*Programm des Goethe-Gymnasiums zu Frankfurt a. M. 1897.

*Programm der Israelitischen Realschule (Philantropin) zu Frankfurt a. M. 1897.

*Zweiter Jahresbericht der Vereinigung zur Fürsorge für kranke Arbeiter für 1896. Leipzig.

*22. Bericht des Museums für Völkerkunde zu Leipzig. 1896.

*Rechenschaftsbericht der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen. 1896.

*Rechenschaftsbericht der deutsch-akademischen Lese- und Redehalle zu Wien. 1896.

*28. Jahresbericht des Frankfurter Gefängnisvereins. 1897.

*Bericht über die städtische gewerbliche Fortbildungsschule zu Frankfurt a. M. 1897.

*Frankfurter Turnverein. Bericht des Turnrats. 1896.

*Allgemeiner Kindergärtnerinnen-Verein. Bericht 19. 1897.

*Mädchenstift zu Frankfurt a. M. 29. Jahresbericht. 1895 und 1896.

*Jahresbericht der Anstalt für Arbeits-Nachweis in M.-Gladbach. 1895/96.

IV. Veränderungen im Mitgliederbeſtande

in der Zeit vom 1. Januar bis 30. April 1897.

A. Neu eingetreten:

(Beitrag, wenn nicht beſonders bemerkt, Mk. 8.—, bei Auswärtigen Mk. 6.—, Mehrbeträge werden dankend beſonders verzeichnet.)

1. Georg Linck, Dr. med., Arzt, Moers (Rheinprovinz).
2. Carl Lüttgen, Privatier, Düſſeldorf. (Mk. 10.)
3. Eduard Schultheis, Lehrer, hier.
4. William A. Speck, Chemiker, New-York.

B. Geſtorben:

1. Emil S. Hirſchhorn, Kaufmann, hier.
2. Otto von Neufville, Generalkonſul, hier.
3. Jakob Poſen, Wechſelſenſal, hier.
4. Heinrich von Stephan, Excellenz, Kaiſerl. Staatsſekretär des Reichspoſtamtes, Berlin.

10 Mitglieder haben ihren Austritt erklärt.

Register.

Abel, Räuber Schwan 149.
Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft, 1 ff., 105 ff.
— — deutsche Sprache und Litteratur 10 ff., 140, 284.
— — Geschichte 60, 97 ff., 268 ff.
— — Mathematik und Naturwissenschaften 60, 139 f., 285.
— — Soziale Wissenschaften 60, 129 ff., 245 ff.
— — Sprachwissenschaft 59, 112 ff., 215 ff.
Adickes, Oberbürgermeister 85, 344.
Ärztewahl bei Krankenkassen 246 ff.
Aethilbert von Kent 104.
Ahasverdichtung 11*.
Akademischer Gesamt-Ausschuß, Bericht 77 ff.
Alte Sprachen, Sektion für, 59, 112 ff., 215 ff.
Althof, H. 92.
Amenophis III. 113.
Andreä, Wilhelmine 144.
d'Angers, R. D. 271.
Anna Amalia, Herzogin 311.
Appel, W. 323.
Arbeiterkammern 137
Arbeitersekretariate 131 ff.
Arena, Ant. de 225.
Ariani, Giov. 224.
Arnim, Bettina v. 193.
— Briefwechsel mit Goethe 292 f.
Arnold, R. F. 326.
Aschaffenburg, G. 211.
Aschaffenburg, O. 211.
Auerbach, B., Spinoza 18*
Ausonius 221 f.

Baerwald, Dr. A. 211.
Bagge, Frl. B. 90.
Baldensperger, Prof. Dr. 77.
Bally, O. 211.
Barras 279 ff.
— Memoiren 268 ff.
Bartscher, Christ. 211.
Bassermann, Alfr. 312.
Bassermann, H. 208.
Bauer, G. 211.
Baumeister, A. 176.
Baumgart, Goethes Geheimnisse 2c. 20*.
Becker, Dr. H. 213.
Bechy-Widmannstetter, L. v. 91.
Beda 101.
Beer, Michael, Paria 29* f.
Beer, Moritz 211.
Beil, Frau A. 211.
Belleau, Remy 225.
Bellermann, O. 150 f.
Bellgard, A. 112.
Bemont, Ch. 268.
Benario, Dr. 81.
Benkard, Dr. E. 92, 345.
Benzel-Sternau, Graf 62.
Berg, Dr. med. 81.
Berghoeffer, Dr. Chr. 210.
Berichte aus den Fachabteilungen 1 ff., 97 ff., 215 ff.
Bernays, M. 199, 329.
Bethanienverein 88, 349.
Bethmann, Frhr. v. 90.
Beza, Th. 225.
Bibliothek des Hochstiftes 344 ff.
Biedenkapp, Dr. G. 112, 130.
Biedermann, W. v. 92, 175, 209, 355.
— Goethes Gespräche 179.
Bielschowsky, Alb. 284.
Bildkunst und Kunstwissenschaft, Abteilung für 1 ff., 105 ff.
Blancheres, de la 1.
Blau, Dr. J. 129.
Bleicher, Dr. 256 ff.
Blümlein, C. 215.

*

Blum, Frl. B. 90.
Blum, Frl. C. 90.
Bock, Frau E. 211.
Bodin 117.
Böhm, Joh. 60, 208, 353.
Böttticher, A., Fränkische Bauten in Morea 176.
Böttiger, C. A. 330.
Bolla, Bartholom. 224.
Bolongaro, Camillo 88, 349.
Bonaparte 279 ff.
Bonifatius 97 ff.
Bornemann, W. 213.
Bottermann, W. 92.
Boullenot, H. 95.
Boullenot, Frl. M. 211.
Brachmann, Luise 146.
Braß, Fr. 326.
Braunschweig, Hochschule 94.
Brenning, Em. 324.
Brentano, Antonie 184, 206 f.
Brentano, Familie 184 f.
Brentano-di Tremezzo, Dr. O. von 206.
Breul, Karl, Schiller as a Historian 150.
— Wallensteinausgabe 152 f.
Brinckmann, G. v. 181.
Brion, Friederike 318 f.
Brissonius, B. 232.
Brix, Frau E 211.
Buchheim, C. A., German Classics 152 f.
Buchka, Frau M. 211.
Buckle 117.
Bücher, Prof. K. 256.
Bülow, von 48.
Bürger 232.
Buire, de 276.
Burdach, K., Goethes Divan 193.
Burmann, P. 226.
Byron, Manfred. 170.

Cahn, Dr. J. 211.
Candolle, de, Histoire des sciences et des savants 117.
Capella, Guarini 224.
Cardanus Arcana 24*.
Carlyle, Faustaufsatz 169.
Caro, Dr. 115.
Carstens 309.
Chamisso, Faust 159.
Cherchel, Museum von 1 ff.
Child Werni, Goethes Faust 166.
Cipada, Baldus von 223
Cohn, Al. M. 90, 355.
Collin, J 92.
— Goethes Faust in seiner ältesten Gestalt, 171 ff.
Concordia 94.
Cramer J. A. 7*.
Creizenach, Dr. O. 211.

Daniel von Wincheſter 98.
Dante 168 f, 312.
Danton 276.
Dechent, Dr. H. 10, 95, 97, 130.
— Noch einmal Goethes Schöne Seele 29.
Delavigne, C., Paria 29* f.
Delitzſch, Philemon 22.
Derivaux, J. P. 95.
Deutſche Sprache und Litteratur, Abteilung für 10 ff., 140, 284.
Dietz, Dr. Alex 353 f.
Direktorialregierung 268 ff.
Dobriner, Dr. H. 140, 285.
Doctor, L. 211.
Döhren, J. v. 209.
Dörr, F., Direktor, Dr. 59, 81.
Donner- v. Richter, O. 105.
Dove, H., Landgerichtsrat 129.
Drummond 226.
Düntzer, H. 10*.
Duruy, G. régime directorial 268 ff.

Eckermann 179.
Egidy, M. von 354.
Egloffſtein, Julie von 64 ff.
Ehrenfels, Chr v, Kampf des Prometheus 13*.
Ehrhardt, Fräul. H. 211.
Eichſtädt, Gedächtnisrede auf Goethe 177.
Einſendungen 91 ff., 208 ff., 353 ff.
Eiſſenhardt, J. 213.
Emden, Naturforſchende Geſellſchaft 94.
Epik, religiöſe 2* ff.
Epſtein, E. H. 130.
Erdmannsdörffer, Prof. Dr. B. 93, 353.
Ernſt, Aug. 355.
Eyſſen-Du Bois, Frau 90.

Fachabteilungen, Akademiſche, Berichte aus den 1 ff., 97 ff., 215 ff.
Fahlmer, Johanna 311.

Digitized by Google

Faustdichtungen 157 ff.
Feuerbach, Anſ. 308.
Fibeln 113 f.
Fietkau, Herm., Schillers Makbeth 339.
Fiſchard 221, 231.
Fiſcher, Kaspar, Leſſings Einfluß auf Schiller 340.
Fleſch, Dr. R. 130, 245.
Flink, A. 211.
Flitner, Joh. 236.
Flochia, seu Gedichtum versicale 234.
Flöia 232 f.
Flohlieder 232 ff.
Flotow, M. von 81.
Folango, Teofilo 222 ff.
— Macaronicou 223 f.
— Moſchea 224.
— Moſcheidos 216.
Foscolo, Jac., Ortis 294.
Frank, S. 211.
Frankfurt a. M.
— Fortbildungsſchule, gewerbliche 356.
— Geſängnisverein 356.
— Goethe-Gymnaſium 287, 356.
— Goethemuſeum 287.
— Handelskammer 94.
— Hochſches Conſervatorium 94.
— Kunſtgewerbeverein 94.
— Mädchenſtift 356.
— Metallgeſellſchaft 354.
— Philanthropin 356.
— Sängerchor des Lehrervereins 94.
— Senckenbergiſche Geſellſchaft 210.
— Stadtbibliothek 91, 94.
— Taunusclub 94.
— Turnverein 94, 356.
— Verein für Geographie 94.
Frauenüberſchuß in Deutſchland 253 ff.
Freiburg, Univerſität 94, 209, 355.
Freſenius, Aug. 301, 327.
Freſenius, Senior 7*.
Frey, J. C. 225.
Freybe, Albert, Fauſt und Parcival 162 ff.
Freyeiſen, A. M. 211.
Friedländer, Dr. Max 83,
— Kompoſitionen Goethiſcher Gedichte 190 ff.
Fries, Friedr. 105.
Fromm, Dr. E. 130.
Froning, Dr. R. 77.
Fürſt, Rud. 176.
Fugger 38* ff.
Fulda, Dr. K. 211.
Funcke, Fr. 211.

Gaffky, Gg. 93.
Galton, English men of science 117.
— Hereditary Genius 117.
— Men of the time 121.
Garve an Schiller 329.
Gaudler 1 ff.
Gaudy, Alice v., Johanna v. Orleans 335.
Geddes 226.
Gehe-Stiftung 93.
Geibel, E. 54*.
— Judas Iſcharioth 13*.
Geiger, L. 182, 193, 329.
Geiger, Dr. R. 129, 130, 211.
Genſichen, O. Fr. 209.
— Roſe von Sefenheim 318.
Gerning, J. J. v. 288.
Geſamtſitzungen mit Vorträgen 1* ff, 33* ff., 83.
Geſchichte, Abteilung für 60, 97 ff., 268 ff.
Geſellſchaft z. Förderung deutſcher Wiſſenſchaft in Böhmen 346.
Gießen, Univerſität 94.
Gleim 311.
— Briefwechſel mit Heinſe 310.
Goeckel, L. 213.
Goethe 57* ff., 141 ff., 232, 287 ff.
Goethe, Achilleis 178.
— Bekenntniſſe einer ſchönen Seele 10 ff.
— Belſazar 6*.
— Biographie 296.
— Braut von Corinth 26*.
— Briefe 327 f.
— Briefe an Antonie Brentano 184, 206 f.
— Briefe an Chriſtiane 289.
— Briefe an Gerning 288 f.
— Briefwechſel mit Bettina 292 f.
— Briefwechſel mit Schiller 177.
— Briefwechſel mit Zelter 294.
— Brief des Paſtors 15*.
— Buch Annette 297.
— Clavigo 343.
— Dichtung und Wahrheit 3*, 8*, 190.
— Divan 6*, 193 f.

Goethe, Epimenides 166, 176.
— Ewige Jude 8* ff., 12*, 17*.
— Farbenlehre 292.
— Faust 157 ff., 298 f.
— Gedichte 190 f.
— Gegenstände der bildenden Kunst 186.
— Geheimnisse 8* ff., 15*.
— Gespräche 179.
— Götter, Helden und Wieland 310.
— Götz 294.
— Gott und Bajadere 28*.
— Guten Weiber 301.
— Hermann und Dorothea 3*, 70 f., 180, 318 f.
— Hohe Lied 6*.
— Iphigenie 2*, 197 f., 299 f.
— Isabel 6*.
— Israel in der Wüste 6*.
— Jugendschriften 297.
— Kunst und Alterthum 185.
— Über Kunst und Handwerk 186.
— Mädchen von Oberkirch 300.
— Mahomet 16*, 299.
— Maran Atha 11*.
— Naturwissenschaftliche Schriften 301.
— Novelle 5*, 301.
— Legende 12*.
— Poetische Gedanken über Höllenfahrt Jesu Christi 7*.
— Prolog zu den neuesten Offenbarungen 15*.
— Prometheus 310.
— Propyläen 306 f.
— Rameaus Neffe 171.
— Ruth 6*.
— Satyros 173.
— Schriften zur Kunst 301.
— Selima 6*.
— Sesenheimer Lieder 319.
— Sonette 192 f.
— Tagebücher 296.
— Tasso 194 f., 284, 327.
— Thronfolger Pharaos 6*.
— Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter 301.
— Versuch über die Dichtungen 170.
— Wahlverwandtschaften 27*, 292.
— Werther 294, 329.
— Wilhelm Meister 27*, 169.
— Zwo wichtige Fragen 15*.
Goethe und Dresden 314 f.
— und Frankfurt 185.
Goethe und die Jenaische Litteraturzeitung 290 f.
— und die Jenenser Universität 291.
— und Italien 312.
— und Lavater 20*f.
— und die Musik 190 ff.
— und Nassau 315 f.
— und M. Oppenheim 61 ff.
— und Schlesien 316.
Goethe- und Schillerlitteratur, Neuere 141 ff., 287 ff.
Goethebibliothek 81 f, 344 ff.
Goethebild v. Lips 73 ff.
Goethebriefe an Frau von Stein 79 f.
Goethe-Denkmal in Frankfurt 185.
Goethehauskommission, Bericht der, 86 ff.
Goethejahrbuch, 1897, 174 ff., 313.
Goethemuseum, Frankfurter 287.
— — Eröffnung des, 344 ff.
Goethe-Schillerarchiv 84.
Goethe-Society 169.
Goethes Bildnisse 157.
— Briefwechsel 289 f.
— religiöse Epik 1* ff.
— Farbenstudium 305 f.
— Geburtstagsfeier 1*.
— Kunstanschauung 307 f.
— Weltanschauung 302 ff.
Goethe, J. C. 3*.
— K. El. 11 f.
Göttingen, Universität 93.
Goldschmidt, Frau B. 211.
Gräf, Dr. H. G. 209, 212.
— Heinrich Voß ꝛc. 178.
Gräfe, B, An-Dante 168 f.
Grandhomme, Dr. 208.
Graubner, L. 212.
Gregoire, L., Dictionnaire encyclopédique 120.
Greulich, Arbeitersekretär 137.
Grünhagen, C. 316.
Gsell, St. 1.
Guaita, M. von 206.
Gudmundsson, Dr. B. 209, 355.
Günther, J. A. 329.
— O. 148.
Gutenstein, Frau S. 212.
Gutzkow 320.

Haarhaus, J. R. 313.
Haberling, R. 212.

Haeffner, G 212.
Haehnel, Karl 92.
— Behandlung des Fauſt ꝛc. 161.
Hahn, Dr. 81.
Hamlet, P. P., Das Goethe-Geheimnis 167 f.
Hammerſchlag, S. 212.
Hanauer, Ad. 212.
Hanauer, Dr. 81.
Hanſchmann, A. B. 91 f.
Harnack, O. 186, 301, 306.
— Deutſches Kunſtleben in Rom ꝛc. 309.
Hart, Heinr, Moſe 5*.
Hart, Jul., Geſchichte der Weltlitteratur 324.
Haſſe, Ernſt 339.
Haſſelmann, Fr. 208.
Hauſchild, Prof. 244.
Hehn, Viktor 322.
Heidelberg, Univerſität 93.
Heidenheimer, H. 158.
Heigendorff, Frau von, 62 ff.
Heine, H. 52*.
Heinemann, L. 212.
Heinſe 310 f.
— Briefwechſel mit Gleim 310.
— Laidion 25*.
Heitmüller 301.
Heller, A. 92.
Herchenhahn, Geſchichte Wallenſteins 150.
Herder 319.
— Ideen 20*.
Herder, Karoline 146.
Herrenhuter 54 ff.
Heuer, Dr. O. 73, 80, 288, 348.
Heyſe, Paul 288.
Hirſch, Dr. C. R. 212, 245.
Hirſchhorn, Emil 213, 357.
Hochſtiftsmitteilungen 201 f., 344 f.
Hoeber, Frau E. 212.
Höffding, Har. 354.
Hoffmann, Adalb., deutſche Dichter im ſchleſiſchen Gebirge 316 f.
Hoffmann, Dr. M. 212.
Holland, H. 92.
Hollander, Frau A. 212.
Holtei, Karl von 61.
Horen 58 ff.
Hottomann, Fr. 225.
Hoven, Fr. von 349.
Huber, Thereſe 330.
Hübner, Dr. J. 245 f.
Hübner, Dr.. W. 354.
Huetberht 101.
Humboldt, A. v. 181, 292.
Humboldt, Karoline von, Briefe 180.
Humboldt, W. v. 23*.
Humboldt-Akademie 94.
Humſer, Dr. 85.

Jacoby, P., Études sur la sélection etc. 118.
Jacquet Sohn 350.
Jean Paul 50*.
Jena, Univerſität 93, 209, 355.
Jeruſalem, K. 182, 329.
Imelmann, J. 170.
Immermann, K. 52* ff.
— Merlin 26*.
Innsbruck, Univerſität 94, 209.
Inſtitut für Gemeinwohl 132.
Jonas, Fr, Schillers Briefe 148 f.
Jordan de Rouville, F. 212.
Jordan, W. 142.
— Aſträus 17*.
Joſephsbilder 4*, 189 f.
Israel-Holzwart, Prof. Dr. 60, 140.
Juba, König 2 ff.
Jung, Dr. Rud. 184, 206, 353.
Junker, Dr. 81, 115.
Jurisprudenz, Sektion für 129, 245.

Käſtner, Charl. 323.
Kant 309 f.
Kapf, Lieutenant 145.
Karl Alexander, Herzog v. Württemberg 150.
Karl Auguſt, Herzog 74 ff.
Karlsſchule 147.
Karpathenverein, Siebenbürgiſcher 91.
Karpeles, Dr. G. 61, 212.
Kaſſel, Verein für Naturkunde 94.
Kaſtan, Dr J. 212.
Kawerau, G. 8*.
Keidel, G. C. 92.
Kerckhoff, P. 149.
Kern, R 93.
Kindergärtnerinnen-Verein, Allgemeiner 210, 356.
Klees, G. 324.
Klettenberg, S. C. von 9*, 15*, 10 ff.
Klopſtock, Meſſias 3*, 7*.

Klopstock, Meta 146.
Knauer, Gebr. 349.
Knebel 197, 300.
Knieß, Dr. Gg. 140.
Knothe, Fr. 355.
Koch, G. 209.
Koch, Prof M. 1*, 83, 92, 141, 287.
Koch, M., und Vogt, Fr., Geschichte der deutschen Litteratur 323.
Kögel, Rud. 197.
Köhler, Frl. E. 212.
Koempel, G. 213.
König, Heinr. 72.
König, Prof. Dr. W. 80.
Koenigswarter, H. M. 212.
Köster, Prof. Dr. A. 56*.
Kohnstamm, Dr. 80.
Kolbe 216.
Kopp, Frl. E. 212.
Koßmann, Direktor A. 130, 245, 253.
Krankenkassen 246 ff.
Krause, O., Rabbi Jesua 13*.
Krimmel, O., Beiträge zur Beurteilung der Karlsschule 147.
Krüger, Dr. A. 140.
Kühl & Co. 349.
Kühnemann, Dr. E. 77.
Kükelhaus, Th. 150.

Lamartine 270.
Landmann, K. 92, 209.
— Behandlung des Faust 2c. 161.
Landolina, Baron 51*.
Lang, W. 144.
Lappenberg 14.
Larevelliere-Lepeaux, Memoiren 268 ff.
Larevelliere, Ossian 270.
La Roche, Sophie v. 184.
Lavater 20* f., 300.
— Abraham und Isaak 14*.
— Pontius Pilatus 14*.
Lavaters Porträtsamlung 74 ff.
Lehninger, J. A., Description de la ville de Dresde 314.
Lehrplan 1895/96 77.
Leipzig, Universität 93, 355.
Leitzmann, Albert 92, 149, 180, 295.
Lempp, A. Fr. 145.
Lenz, M. R. 320.
— Sesenheimer Lieder 319.
Lesesaal 82 f.
Lessing, G. E. 3*.
— Nathan 22*.
Lessing und Schiller 340 f.
Levi, Dr. 245.
Leykauff, Dr. Fr. 90.
Lichtenstein, L. 213.
Liermann, Dr. O. 97, 268.
Limprecht, J. Chr. 9*.
Linck, Dr. G. 285, 357.
Lipman 352.
Lips, Joh. H. 74 ff.
Litterarische Mitteilungen 61 ff., 141 ff., 287 ff.
Litteraturzeitung, Jenaische 290 f.
Loeb, M. A. 130, 245.
— Zur Frauenfrage 253 ff.
Loebell, Rich. 183.
Logau, Fr. v. 18*.
Lombroso, C., L'uomo di genio etc. 118.
Lorenz, Ottokar, Zum Epemenides 176.
Louvier, F. A., Chiffre und Kabbala in Goethes Faust 165.
Lüttgen, Carl 357.
Lüttwitz, E. von 316 f.
Lüttwitz, Henriette von 317.

Maccaronische Poesie 215 ff.
Maccaronische Poesie in Deutschland 226 ff.
Madach, Tragödie des Menschen 17*.
Mänade, Berliner 105 ff.
Mangoldt, Dr. K. von 130, 212, 245.
Mangotius, Jak. 232.
Mannheimer, Dr. 81.
Manning, E. W. 176.
Manskopf, Gustav E. 350.
Manso 329.
Marlowe, Faust 170.
Marsson, Dr. 129.
Marum, C. 212.
Mathematik und Naturwissenschaften, Abteilung für 60, 139 f., 285.
May, G. O, Goethebild 74.
Meißner, Frl. E. 212.
Meister, Frau W. 212.
Melber, W. 212.
Mentzel, Elis. 341.
Merck, J. H., Anti-Necker 183.
Merlinus, Cocaius 223.

Merz, Prof. M. 81.
Metz, Dr. 12.
Meyer, R. M. 179, 322.
— M. R. Lenz 320.
Meyer, Wilh., Nürnberger Faustgeschichten 158.
Meyer von Schauensee, R. 140.
Michaelis, Karoline 330.
Michelet, Geschichte des 19. Jahrhunderts 270.
Milchsack 158.
Mitteilungen, Litterarische 61 ff., 141 ff., 287 ff.
Mörike, Eduard 177.
Moeffinger, V. 349.
Mollers, Dr. 323.
Montelius, O. 113 ff.
Montesquien 117.
Morin, Mich. 226.
Moritz, J. Fr 208.
Moritz, Prof. 181.
Morris, M. 327.
Moscherosch, Philander v. Sittewald 237.
Mosapp, H., Charlotte Schiller 145 f.
Moser, Fr. K. von 21 ff, 183.
— Daniel in der Löwengrube 4*.
Mowat, Rob. 103.
Müller, Dr. Adolf 83.
Müller, Ernst, Geschichte der deutschen Schillerverehrung 141.
— Schillers Jugenddichtung und Jugendleben 143.
Müller, Dr. F. von 213.
Müller, Fr. von 71.
Müller, G. A. 182.
Müller, J. 212.
Müller, Kanzler v. 179.
Müller, Oberlehrer 115.
Müller, R. 95.
Münter, Bischof 330.
Murner, Ketzerkalender 226.
Musées d'Afrique 1 ff.
Museum für Völkerkunde zu Leipzig 210, 356.

Napier, Hor. 243.
Napoleon I. 166.
Neander, M. 220.
Neißer, Bischof 16.
Neuberin, Car. Fr. 355.
Neuburger Kollektaneenblätter 91.
Neudecker, Gg 92.
Neuere Sprachen, Sektion für 59, 115 ff., 244.
Neufville, Otto von 357.
Neumann, Dr. Carl 77.
— Kampf um die neue Kunst 207, 308.
Neumann, Dr. P. 129.
Nicolai, Friedr. 311.
Nürnberger, Dr. A. J. 97.

Odasi, Tisi degli 222 ff.
Odaxius, Typhis 217.
Odin, A., Genèse des grands hommes 118 ff.
Oelsner, Prof. Dr. L. 97.
Olenschlager 18.
Oppenheim, Moritz 61 ff.
— Hermann und Dorothea 70 f.
Orsini, Cesare 225.
Osterrieth, Fr. 213.
Otto, Friedr. 354.
— Goethe in Nassau 315.

Padjera, E. 212.
Palmieri, L. 213.
Pander, Dr. Ed. von 212.
Parrisius, Dr. A. 212.
Pasquier 232.
Peschel, Dr. E. 90.
Petrus Dresdensis 240.
Pfahlbauten 113.
Pfungst, Arthur 355.
Platen, Aug. Graf v. 33* ff.
Platenfeier 33*.
Pohlmann, Assessor 80.
Posen, Jak. 357.
Prag, Universität 94, 355.
Preller 302.
Priester, Dr. O. 129 f., 212.
Prigge, Dr. E. 97.
Pyras Tempel der wahren Weisheit 24*.

Rau, Frau C. 212.
Rausenberger, Dr. O. 139.
Regnard, E. 268.
Rehorn, Prof. Dr. Fr. 140, 284.
Rehorn, Direkt. Dr. K. 10*, 33*, 140.
Reichardt 317.
Reinhardt, Direkt. Dr. K. 287, 345.
Renz, F. 208.
Reuß 209.
Reutlinger, D. W. 81.

Revolution, französische 268 ff.
Rhapsodia audra versu etc. 241 f.
Rhapsodia versu heroico etc. 240 f.
Riedel, R. 95.
Rieger, Oberst 145.
Riemer 7*.
Riese, Prof. Dr. A. 18, 112.
Rissé, Frau M. 212.
Roches, Kathar. de 232.
Rochusbild, Binger 185.
Roese, Prof. Dr. 59.
Rom zu Goethes Zeit 314.
Roquette, O. 329.
Rosenheim, Dr. A. 129 f.
Roßhirt, Christ. 158.
Roth, Dr. W. 130 f, 212, 354.
Rothschild, Alb 212.
Rottmann, J. Fr. 243.
Rousseau, Joh. Bapt 104.
Ruland 314.
Rumpf, Karl 83, 105 ff.

Sabellicus 235.
Sachs, Hans 12*, 228 f.
Säng, E. 130.
Saint-Pierre, B. de 274.
Salzmann, Aktuarius 319.
Sauder, Frau Th. 212.
Sauer, A. 298
Scaliger 232.
Scamoni, Gg. 353.
Schack, Graf, Nächte des Orients 17*.
Schade, O. 216.
Schaible, K. H. 91.
Scheidemantel, Ed. 327.
— Goethes Tasso 194 f.
Scheller, K 212.
Schiller 56* ff, 141 ff., 290 ff., 323 ff.
— Braut von Messina 151, 336 ff.
— Briefe 148 f.
— Don Carlos 331 f.
— Demetrius 152.
— Dramen 330 ff.
— Freigeisterei der Leidenschaft 145.
— Glocke 155.
— Götter Griechenlands 26*.
— Horen 58* ff.
— Jungfrau von Orleans 151, 335.
— Lauradichtungen 145.
— Makbeth 339.
— Maria Stuart 334 f.
Schiller, Moses 5*.
— Räuber 331 ff., 342.
— Tell 151 f.
— Verbrecher aus verlorner Ehre 149.
— Wallenstein 334.
Schiller als Historiker 150.
Schiller und Lessing 340 f.
Schillerbiographien 330 ff.
Schillerfeier 56*.
Schillerverein, Schwäbischer 141.
Schillers Werke von Bellermann 149 f.
Schiller, Charlotte von 146.
Schink, Faust 160.
Schipper, J., Goethes Sonette 192.
Schlichtegroll 40* ff.
Schlösser, Rud. 343.
Schlosser, Hier. P. 354.
Schmauß, J. G. 140.
Schmidt, Er. 298.
— Faust und Luther 158.
Schmidt, Dr. F. 209.
Schmidt, K., Ernst von Schiller 146.
Schnellbach, Dr. P. 130, 213.
Schneegans, H. 355.
Schnurr, B 230.
Schöne, K. Chr. L. 342.
Scholtz 316.
Schopenhauer 296.
Schreger, Studiosus jovialis 230.
Schreyer 333.
Schröder, Rich., Carlyles Faustabhandlung 169.
Schröer, K. J., Faustausgabe 161.
Schubart, Dr. M. 89, 145.
— Goethes Königslieutenant 187 ff.
— Stiftung der Josefsbilder ꝛc. 201 ff.
Schuckmann, K. Fr. von 316 f.
Schüddekopf, Karl 310.
Schultheiß, Ed. 357.
Schultheß, Barbara 11.
Schulze, Johannes 147.
Schwab, G. 38* ff.
Schwartz, Prof. E. 77, 92.
— Griechische Romane 207.
Schwartz, Dr. K. 354.
Schwemer, Dr. R. 97.
Scriba, L. 213.
Seeger, Intendant 143.
Seekatz 4*.
Seewarte, Deutsche 209, 210, 354.
Seinler, Louise 185.
Sektion für Alte Sprachen 59, 112 ff., 215 ff.

Sektion für Jurisprudenz 129, 245.
— — Neuere Sprachen 59, 115 ff., 244.
— — Volkswirtschaft 60, 129 ff., 245 ff.
Sell, Prof. 29.
Semler, Christ., dichterische Aufgabe Goethes 161.
Serassi, Tasso 195.
Servaes, Fr, Goethe ꝛc. 320.
Seuffert, B. 176, 301.
Sichtbaren, die 7*.
Siebs, Th., Sesenheimer Lieder 319.
Simon. Frl. E. 213.
Simon, G. M. 213.
Société de l'histoire de la Révolution française 268.
Sombart, Oberregierungsrat Dr. Gg. 105, 130, 140.
Sombart, Prof. Dr. Werner 354.
Sondheim, M. 105.
Soziale Wissenschaften, Abteilung für 60, 129 ff., 245 ff.
Speck, William A. 357.
Sprachwissenschaft, Abteilung für 59, 112 ff., 215 ff.
Städel, Rosette 1*.
Stael, Frau von 279.
— Essai sur les fictions 170.
Ständlin 144.
Starck, Pfarrer 7*.
Stein, Freih. vom 185, 315.
Stein, J. A. 213.
Stein, Dr. Ph. 130.
Steiner, Rudolf 301 ff.
— Goethes Weltanschauung 302 ff.
Stephan, Heinrich von 357.
Strauß, D. Fr. 2*.
Strauß, L. 213.
Stroh, Dr. W. 213.
Struck, Ferd. 341.
Strygowski 186.
Stulz, Dr. W. 213.
Sulger-Gebing, Em. 313.
Suphan, B. 85, 92, 301.

Taburot, Etienne 225.
Tasso 54*.
Tempel, Dr. J. 80.
Textor, J. W. 353.
Thebesius, Dr. 80.
Themistocles 9.
Thiele, Dr. 81.
Thiers 270.
Thiersch 53*.
Torane, Théas von 4*, 187 ff.
Thorkelsson, J. 93.
Thouin 274.
Tieck, Friedr. 182.
Tieck, L. 50*.
Trautmann, J. G. 4*.
Trescho 34.
Trümbach, von 20.
Tübingen, Universität 94.

Valentin, Prof. Dr. B. 21, 93, 105, 187, 298, 335, 338.
Veränderungen im Mitgliederbestande 95, 211 ff., 357.
Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen 91.
— für Geschichte der Stadt Meißen 208.
— für Hennebergische Geschichte ꝛc. 91.
Vereinigung zur Fürsorge für kranke Arbeiter 208 f., 354.
Vererbung 123 ff.
Vergniaud 275.
Verheiratungsalter 255 ff.
Verreyk, J. A. 226.
Vischer, Luise 144.
Vogel, C. G. C. 327.
Vogt, Fr., und Koch, M., Geschichte der deutschen Litteratur 323.
Vogué, M. de 268.
Voigt, Dr. Andr. 130, 213.
Volksbureau 131 ff.
Volksvorlesungen 80 f.
Volkswirtschaft, Sektion für 60, 129 ff., 245 ff.
Volney 273.
Voß, Heinr. 178.
Vulpius, Christiane 289 f.
Vynfreth 98 ff.

Wagner, J. K. 296.
Wagner, H. L. 310.
— Kindermörderin 172.
Wagner, Richard, Jesus von Nazareth 13*.
Wahl, Prof. Dr. G. M. 95.
Wahle 185, 301.
Walter, Direkt. Dr. 244.
Walter, Ign., Faustoper 191.
Warkentin, R., Faustdichtungen 159.
Weber, Prof. Dr. Max 62, 77.
Weber, Dr. Rob. 213.
Wehner, A., Die Glocke 155.

Weimar, Goethehaus 288.
Weingartner, F., Die Erlöſung 13*.
Weiſer, L. 213.
Weitbrecht, K., Schiller in ſeinen Dramen 330 ff.
Weizſäcker, Paul 177.
Werner, Z., Weihe der Kraft 293 f.
Weſteurieder, L. v. 197.
Wieland 11.
Willemer, J. H. 1*.
Willemer, Marianne von 13.
Willibald, Presbyter 99 ff.
Winckelmann, Joh. 309.
Witkowski, Gg. 298.
— der hiſtoriſche Fauſt 158.
— Geſpräch zweier Goethefreunde 174 f.
Wohlfeil, Dr. P. 115, 140, 213.
Wolff, Prof. Dr. Gg. 112, 215.
Wolff, P. A. 328.
— Preciosa 329.
Wolframsdorf, Friedr v. 230.
Wolkenſtein, Oswald von 220.
Wolpe, S. 130, 139, 213.
Wolzogen, Karoline von 181.
Wurzmann, Dr. L. 81.

Xenien 56* ff., 329.

Zarncke, Prof. Eduard 156.
Zarncke, Fr., Goetheſchriften 155.
Zeitſchriften 82 f.
Zelter 294.
Ziegler, Prof. Dr. Th. 77, 353.
Ziehen, Dr. F. 1, 105.
Zimmer, Hans 152.
Zipper, Alb. 197.
Zirndorfer, Dr. P. 129.
Zittelmann, Dr. E. 77.
Zöllner, H., Muſikdrama Fauſt 191.
Zola, Emil, Rome 314.

Freies Deutsches Hochstift.

Das Freie Deutsche Hochstift ist der Pflege und Förderung [illegible] Kunst und [illegible] Bildung gewidmet.

Goethehaus. [illegible] gehört die [illegible] wie ein [illegible] Eigentum [illegible] zum freien [illegible] zugänglich [illegible] monat[illegible]

Lehrgänge. [illegible] welche [illegible] Vorträge [illegible] zu [illegible] Vorträge [illegible] von 3 Oktober [illegible] 12 Dezember [illegible]

Sonntagsvorträge. [illegible] ist [illegible] stets [illegible] Gegenstand [illegible] Mitglieder haben freien Zutritt.

Fachabteilungen. Das [illegible] welche sich selbsttätig [illegible] Gebiete an den Bestrebungen des [illegible] beteiligen. Diese [illegible] sich in [illegible] welche wissenschaftlich auf den einzelnen Gebieten der [illegible] arbeiten. Die Teilnahme an den Sitzungen steht auch den zur Akademischen Abteilung gehörenden Mitgliedern frei.

Ausstellungen. Das Hochstift veranstaltet Ausstellungen von Kunstwerken, welche in erster Linie die Aufgabe haben, einzelne hervorragende Meister mit [illegible] und dadurch in ihrem Gesamtwirken zur Kenntnis zu bringen. Im Jahre 1880 fand eine Friedrich Ausstellung, 1886 eine Ludwig Richter Ausstellung, 1887 eine Moritz v. Schwind Ausstellung, 1888 eine Alfred Rethel Ausstellung, 1889 eine Dürer Ausstellung, 1890 eine Makart Ausstellung, 1894 eine Julius Schnorr v. Carolsfeld Ausstellung statt. Zu Goethefeiern wurden in den letzten Jahren [illegible] Ausstellungen veranstaltet, so 1892 eine Werther, 1899 eine Faust Ausstellung, 1900 eine Ausstellung, die „Goethe Beziehungen in Frankfurt" vereinigte. Ausführliche z. T. reich illustrierte Kataloge erleichtern das Verständnis. Die Mitglieder haben freien Zutritt.

Lesezimmer. Im Lesezimmer im Holzhausschlößchen, 1 Stock liegen 145 Zeitschriften und Zeitungen, vorzugsweise wissenschaftlichen Inhalts, auf. Das Lesezimmer ist von 10—1 und von 3—8 Uhr, Sonntags von 10—1 Uhr geöffnet. Die Mitglieder haben freien Zutritt.

Goethebibliothek. Die Benutzung der Goethebibliothek steht den Mitgliedern täglich außer Sonntags von 12—1 Uhr frei. Die Entleihung von Werken nach Hause ist gestattet.

Die Höhe des Jahresbeitrages wird durch das Mitglied selbst bestimmt. Der Mindestbetrag beträgt für Mitglieder in Stadt und Landkreis Frankfurt ℳ 8.— für auswärtige Mitglieder ℳ 6.—. Das einmal zu entrichtende Eintrittsgeld beträgt mindestens ℳ 3.—, bei Jahresbeiträgen von ℳ 12.— an hat auf Wunsch das Eintrittsgeld fort. Die freiwilligen höheren Jahresbeiträge und Eintrittsgelder werden besonders verzeichnet. Anmeldungen zum Eintritt sowie zur freiwilligen Erhöhung des Jahresbeitrages nimmt die Kanzlei des Freien Deutschen Hochstifts Goethehaus entgegen.

Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes.

Die Berichte, vom Akademischen Gesamt-Ausschuß [illegible], erscheinen jährlich in vier Heften. Sie enthalten [illegible] die in den Gesamtsitzungen gehaltenen Vorträge „[illegible]“ [illegible] vollständig, in einer zweiten Abteilung die Berichte [illegible] wissenschaftlichen Fachabteilungen, welchen sich [illegible] und geschäftliche Berichte an die Mitglieder anschließen.

Jede der beiden Abteilungen hat besondere Nummerierung und [illegible] Seitenzahlung, so daß jede, beim Einbinden zusammengeheftet, in der [illegible] Reihenfolge und als Ganzes sich darbietet. Einbandstücken [illegible] von der Kanzlei des Hochstiftes zu beziehen.

Zur Charakterisierung der Tätigkeit der Fachabteilungen seien von größeren Berichten, wie sie im zwölften Bande (Jahrgang [illegible]) veröffentlicht wurden, hier erwähnt:

Alte Sprachen: A. Riese. Das rheinische Germanien unter [illegible] und unter Domitian; J. Ziehen: Sonnen zu den Stiften von Stolling; Fr. Quilling: Das Helios-Mosaik im Historischen Museum zu Frankfurt a. M. Neuere Sprachen: J. Caro: Shakspeares Sonnette; J. Ziehen: Byronstudien zur Geschichte des Antihellenismus in der englischen Litteratur; Hanschild: Hilfsmittel beim sprachlichen Anschauungsunterricht; H. P. [illegible]: Fr. Gouin und seine Methode der Spracherlernung; M. Banner: Aus dem litterarischen Leben der französischen Hauptstadt; Jurisprudenz: P. [illegible]dorfer: R. Schmidts Strafrechtstheorie und die neueren kriminalpolitischen Strömungen. Volkswirtschaft: Wilhelm Flegler: Die Moorkolonien; K. Flesch: Die Beendigung des Arbeitsvertrags; J. H. Epstein: Das Marx-Engels'sche Problem der Proletarier; M. A. Loeb: Zur Frauenfrage. Deutsche Sprache und Litteratur: M. Speyer: Menschliche Charakteristik Grillparzers; A. Kruger: Der klassische Schwanenritter; Walpurgisnacht und Walpurgisnachtsmärkten; H. Dobriner: Das einfache Pa[illegible]; Geschichte: L. Oelsner: Zur Einführung in die Lektüre der [illegible] Briefe; M. Horowitz: Zur Statistik der jüdischen Bevölkerung im alten Frankfurt; Chr. Berghoeffer: Der moderne Bibliothekbau und [illegible] Ausstattungsmittel; R. Schwemer: Bonifacius und die [illegible] sächsischen Frauen. Bildkunst und Kunstwissenschaft: O. Donner[illegible]; Richter: Ältere Kirchenmalerei in Frankfurt a. M.; [illegible] zu Raffaels Transfiguration. Litterarische Mitteilungen: Neuere Goethe- und Schillerlitteratur XII von M. Koch; Faustanalekten von C. [illegible]; Zum Bildnis Pestalozzis von K. Rehorn.

* * *

Die Mitglieder erhalten die Berichte unentgeltlich [illegible].

Der Preis für Nichtmitglieder beträgt pro Jahrgang Mk. 6.—, [illegible] Mk. 2.—, pro Doppelheft Mk. 3.—.

Anfragen betreffend den den Berichten Auflage [illegible] „[illegible]chen Anzeiger“ sind zu richten.

An

die Kanzlei des Freien Deutschen Hochstiftes

(Frankfurt a. M., Goethehaus).

Berichte

des

Freien Deutschen Hochstiftes

zu

Frankfurt am Main.

[illegible]

[illegible]

Akademischen Gesamt-Ausschuß.

Neue Folge. Dreizehnter Band.

Jahrgang 1897. Heft 3 4.

Frankfurt am Main.

[illegible]

G.E.STECHERT
& CO.
NEW YORK

Digitized by Google

Digitized by Google